HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

F600738

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/avenarianischech00aven

Matthæus Apenarius

CS
629
.A83x
1912

Avenarianiſche Chronik

Blätter aus drei Jahrhunderten
einer deutſchen Bürgerfamilie
von

Ludwig Avenarius

Mit einem Vorwort von Ferdinand Avenarius
und Buchſchmuck von Hannes Avenarius
Verlegt bei O. R. Reisland in Leipzig
1912

Schlesische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Hirschberg i. Schl.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Als Festschrift zum hundertsten
Geburtstage meines Vaters
Eduard Avenarius
:: fünften Oktober 1909 ::
gewidmet meinen Kindern
:: :: und Kindeskindern :: ::

Ja, das ist nicht mehr, wie es war:
Die Zeit ward schneller mit jedem Jahr.
Was einst, zu Lenz, Sommer, Winter geteilt,
Mit Monden und Tagen gemächlich verweilt –
Ein einzig Wandelbild ist's, das eilt.
Wie Kryställe zum Kryställ
Schießen die Straßen auf überall,
Und wie sich wer aus dem Mantel hüllt,
Wird aus dem Knaben ein Mannesbild —
Alles, während's vorübergeht,
Wandelt sich selber, bis es verweht:
Nur die Gestorbnen, Greis oder Kind,
Schreiten mit uns, wie sie gewesen sind.

Aber unmerklich für Weib und Mann
Führte derweil der Weg bergan:
Wo der Himmel aufruht am großen Rund,
Hob sich allmählich zurück aus dem Grund
Mit wachsenden Ringen empor ins Heut,
Was versunken schien in der Zeit.
Die Ahnen, die wir nicht mehr gekannt,
Sichtbar nun schreiten sie übers Land,
Und die's getrieben wie ich und du
Nicken uns geschwisterlich zu.
Ein Ruf vom Verstehn, ein Gruß vom Verzeihn,
Ein frisch Glückauf auch klingt darein,
Und vom Alles umarmenden Meer
Schimmert ein Lichtschein Segen her:
Was Neues geborgen zum Alten hier,
Das Stück vom Morgen, das halten wir.

F. A.

Der dieses Buch geschrieben hat, ist am 19. März 1911 zu Hirschberg in Schlesien auf wundersam leichte Weise von den Seinen geschieden. In der Nacht kam er lächelnd zu seiner „Haustreue“ ins Nebenzimmer: sie habe ihm neulich von einer köstlichen „Einreibe“ erzählt, die wolle er mal probieren, denn es zöge ihm rheumatisch im Arm. Also probierte er's. Dann gab er seiner Lene heiter einen Kuß zum Dank, scherzte noch dies und das und legte sich ruhigen Mutes wieder hin. Als seine Frau am nächsten Morgen herein trat, ließ sie leise die Vorhänge am Fenster herab: er schlief noch „zu schön zum Wecken“ und es war ja Sonntag, die Sonne sollte ihn nicht stören. Ein paar Stunden später erst kam sie wieder zum wecken herein. Da ruhte er noch ebenso, scheinbar ein friedlichst Schlummernder, wie vorhin, auf seinem Gesicht ein Lächeln — aber schon kalt und starr. Der Tod mußte mitten in seinen Schlaf getreten sein. Am Geburtstage des alten Kaisers, „seines“ Kaisers, an dem er mit fast religiösen Gefühlen hing, haben wir ihn bei Sonnenschein und Vogelzwitschern bestattet, während die Bienen um die Kränze summten — an einem Hang, zu dem aus blauer Ferne vom Riesengebirge sein liebes Saalberg herüber sah.

Neben seinem Sterbebett aber fand ich, frisch gelesen, die letzte Korrektur des letzten der hier veröffentlichten Bogen. Seine Familienchronik abzuschließen, war in diesem Leben meines Bruders letzte Mühe gewesen. Was vor dem Leser liegt, ist im Innern und Aeußern ganz und gar *sein* Buch.

Darüber, wie es entstand, wie es gedieh, und wie mein Bruder sich schließlich entschloß, es der Oeffentlichkeit zu übergeben, darüber spricht er in den folgenden Zeilen selbst. Was ich bezeugen kann, ist, daß sehr reichliche und sehr gründliche Arbeit nötig war, um diese Blätter so auszufüllen; manch kleiner Vermerk, manch Datum steht als unscheinbares Ergebnis langer und mühseliger Untersuchungen hier. Es mag schon sein, daß die Zuverlässigkeit des hier wiedergegebenen Tatsächlichen nun für diese oder jene Arbeit einem andern nützt, obgleich das hier schließlich Gedruckte lange nicht Alles ist, was mein Bruder gesammelt hat. Aber den besten Wert der Chronik sehe ich doch in anderm. Wie Ludwig, seit seiner Jugend ein Freund geschichtlichen Forschens von wesentlich mehr als dilettantischem Wissen und Können, sich in die alten Familienzeugnisse vertiefte, da begannen ihm nicht nur unsere Vorfahren zu sprechen, sondern auch die Menschen, zwischen denen sie gelacht und gelitten haben — und aus toten Hintergründen wurden lebendige Umwelten, wurden *Zeitbilder*, die nun durch diese Menschen sprechen. Ich meine, nicht allein die Avenarii ginge das an, deren es übrigens gar nicht so wenige gibt. Und es ist so viel *Wärme* in dieser Familiengeschichte, daß, die sich daran erfreuen, ihre Mängel gern mit hinnehmen werden.

Das meine ich, aber diese Meinung ist unmaßgeblich. Wie soll ich ein Buch „gerecht“ beurteilen, das ich selber lieb habe, wie wir Brüder uns lieb hatten, bei allen Meinungsverschiedenheiten doch mit unsern Schwächen und Vorzügen zugleich. Ob diese Familienchronik über gelegentliche kleine Kenntnisse hinaus auch Andern etwas geben kann, das müssen die Andern sagen. Wenn sie Fremde zu Freunden gewinnt, war kein Irrtum dabei, als mein Bruder sie hinausziehen ließ.

Dresden-Blasewitz — *Ferdinand Avenarius*

Das, was wir unser Leben nennen", sagt der große Chirurg und eifrige Genealoge Ernst von Bergmann im Vorwort zu seiner Familienchronik, „ist nicht ein zwischen Geburt und Tod Abgeschlossenes, vielmehr ein Empfangenes und Fortgesetztes, eingereiht in eine Kette, deren Glieder vom Anbeginn der Welt bis ins Unendliche ineinander greifen. Ererbt von den Vorfahren, wird das Leben vererbt auf die Nachkommen. Es ist nicht plötzlich frei und unabhängig aus einer zufälligen Mischung von Elementen hervorgegangen, sondern gebunden an eine Reihe vorangegangener und regelrecht sich folgender Geschlechter. Nur in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen seinem Kommen und Gehen liegt, hat der einzelne Mensch das Bewußtsein von seinem Leben und das Vermögen, über seines Daseins Grund und Zweck zu sinnen und zu denken. Die Erinnerung führt ihn an das erste Glied der Kette, an welcher sein eigenes Leben hängt, an die für ihn noch erreichbaren Gestalten von Vater und Mutter. Er weiß, daß sie ihn ins Leben führten, in eine bestimmte gesellschaftliche Stellung und auf eine bestimmte Entwicklungsbahn, und daß er, was er ist, ihnen schuldig ist. Der denkende Mensch kann nicht anders, als weiter fragen: Wie aber wurden die Eltern das, was sie waren? Wie unser physisches Leben selbst, so ist auch alles, was mit und an uns geschehen, ein aus Anderen Gewordenes und die Folge einer geschichtlichen Entwickelung. Wie sollten wir da nicht gern in diese Geschichte uns versenken und in der Vergangenheit der Voreltern suchen, wie wir zur eigenen Gegenwart gekommen sind?"

Eine volle Antwort auf die Frage, was dem Einzelnen von uns als Förderung und Beschränkung durch unsere Voreltern zu Teil geworden ist, werden wir Lebenden freilich niemals erhalten. Dazu ist der Mensch denn doch ein zu sehr zusammengesetztes Wesen, und die Toten werden wir — mögen wir noch soviel über ihr Leben, ihre Meinungen und Taten in Erfahrung bringen — niemals so genau kennen lernen, daß alle Fäden, die uns selbst mit ihrem Sein verbinden, klar zu Tage gelegt würden. Zudem ist, wie Gustav Freytag einmal bemerkt, auch, wo diese Fäden sichtbar werden, noch keineswegs ihre Zugkraft zu berechnen: wir sehen nur, daß die Gewalt, mit welcher sie leiten, zwar zuweilen übermächtig

und furchtbar wird, daß sie aber doch nicht in jedem Leben gleich stark ist. Freytag hat Recht: müßten wir, aller dieser Fäden und ihrer Kraft uns ganz bewußt, als Fortsetzungen vergangener Menschen unablässig mit dem Fluche oder Segen rechnen, der aus der Vorzeit über unserer Lebensaufgabe hängt — unser eigenes Leben würde angstvoll und kümmerlich werden. „Wohl aber ist es fröhliche Arbeit, sich bei einem Rückblick auf frühere Jahre in das Bewußtsein zu leiten, daß viele Erfolge des eigenen Lebens nur möglich geworden sind durch die Habe, welche aus dem Leben unserer Eltern auf uns übergegangen ist, und durch Anderes, was ältere Vergangenheit der Familie uns vorbereitet hat."

Leider ist es nur in seltenen Ausnahmefällen vergönnt, die Geschichte eines Hauses insoweit klar zu legen, daß solche „fröhliche Arbeit" möglich wird. In Ermangelung eines zur Kennzeichnung der Persönlichkeit der Vorfahren ausreichenden Materials wird man sich meist mit einer chronikmäßigen Aufzählung von Namen und Daten begnügen müssen. Solche Vermerke werden den Nachkommen gewiß interessant, für die rechte Beurteilung einzelner Familienglieder vielleicht auch lehrreich sein. Aber das, was Bergmann als den Zweck einer Familiengeschichte hinstellt, wird, auch wenn man Freytags Einschränkung dabei gelten läßt, dadurch nur sehr mangelhaft erreicht werden.

Ich betrachtete es daher als einen besonderen Glücksfall, daß sich mir nach und nach ein so überreicher Stoff erschloß, daß ich den Versuch wagen konnte, eine wirkliche Geschichte wenigstens der direkten bis zu meinen Kindern führenden geraden Linie unsrer Familie niederzuschreiben.

Ueber die äußeren Schicksale unserer Voreltern gaben nicht allein die Kirchenbücher und Archive, auf deren Inhalt man bei der Familienforschung sonst zumeist allein angewiesen ist, Auskunft. Es fanden sich daneben zur Kennzeichnung ihres inneren Lebens in reicher Fülle autobiographische Aufzeichnungen, Briefe — auch aus früheren Jahrhunderten —, und eine Anzahl gedruckter wie geschriebener von Vorfahren verfaßter Werke, aus deren Inhalt die Persönlichkeit ihrer Verfasser aus verschollenen Gräbern wieder zu Tage trat. Fast ein jeder von ihnen hat sich mit einer seine Zeit besonders bewegenden Frage eingehend befassen müssen, ist von den großen geschichtlichen Ereignissen, die in sein Leben fielen, miterleidend oder mitarbeitend unmittelbar berührt worden. Wollte ich die lebendig wieder vor mir erschienenen Persönlichkeiten der alten Herren richtig zeichnen, so mußte ich mit wenigen Strichen auch den Hintergrund mitzeichnen, von dem sich ihre Gestalten abheben.

Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich vorsichtig zu Werke gegangen bin. Für jeden Satz meiner Darstellung vermag ich Beweismittel zu benennen, wenn ich auch kritischen Apparat nur beigegeben habe, wo mir die Sache dies zu erfordern schien. Wo sichere Grundlagen trotz aller Mühe nicht aufzufinden waren, habe ich dies hervorgehoben. Ich weiß mich auch von jeder Autoreneitelkeit frei: wo Einer, was zur Sache anzuführen war, schon besser gesagt hatte, als ich vermocht hätte, habe ich ihm gern das Wort gelassen.

Besondere Sorgfalt habe ich darauf verwendet, auch die Vorfahren der Stammmütter und ihre Angehörigen zu erforschen. Gerade in den letzten Geschlechtern

unserer Familie hat sich das durch Frauen eingebrachte Blut recht lebhaft in Kindern und Enkeln geregt.

Ich habe lange geschwankt, ob ich auch von dem Geschlechte unserer Familie einen Abriß geben sollte, dem ich selbst angehöre. Schließlich schlug Goethes Wort durch:

Bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.

Daß kommende Geschlechter über uns anders urteilen werden, als wir selbst, ist ihr gutes Recht. Unsres ist es, zu sagen, wie wir die Dinge gesehen haben.

Mich dünkt immer, die Gestalt der Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt, sagt Goethe einmal. Ich habe es mir daher besonders angelegen sein lassen, Bildnisse der von mir geschilderten Personen in guter Ausführung dem Buch beizugeben. Allerdings mußte ich mich hierbei auf diejenigen beschränken, deren Blut in den Adern meiner Kinder rollt. Außerdem habe ich noch die Bildnisse meiner beiden Brüder Richard und Ferdinand, sowie der beiden namhaften Mitglieder der Egerschen Gelehrtenfamilie, beigefügt. Der Versuchung, auch Porträts anderer Seitenverwandten aufzunehmen, mußte ich widerstehn. Es wäre sonst kein Ende zu finden gewesen.

Dankbar habe ich der Förderung zu gedenken, die meine Arbeit durch das bereitwillige Entgegenkommen der Pfarrämter, Bibliotheken, Archive und städtischen Verwaltungen sowie durch freundliche Hinweise einzelner Familienforscher erfahren hat.

Besonderen Dank schulde ich auch den Schülern meines Bruders Richard, Herrn Dr. Carstansen und Herrn Professor Dr. Petzold. Ersterer erlaubte mir, den eingehenden Nachruf, den er Richard gewidmet, ausgiebig zu benutzen, letzterer faßte für diese Blätter einzelne Richards Lebenswerk betreffende philosophische Fragen in kurzer Darstellung zusammen. Mein Bruder Ferdinand hat auf meine Bitte selbst einen Rückblick auf sein Leben niedergeschrieben.

Dankbar vor allem aber bin ich der eingehenden Mitarbeit des Herrn Pfarrers Otto Hübner in Spora bei Meuselwitz S.-A., dessen Familie, wie sich allmählich herausstellte, mit meiner eigenen von der Mühlhausener Zeit her mehrfach verwandt und verschwägert ist. Seiner reichen genealogischen Erfahrung und nie erlahmenden Arbeitsfreude ist es gelungen, das jetzt neun starke Aktenbände füllende Material insbesondere über die Seitenlinien aufzuspüren und zu sichten.

Für meine Kinder ist dies Büchlein geschrieben. Daraus erklärt sich der Ton der Erzählung und vor allem der breite Raum, den ich den Erinnerungen aus meinem eigenen bescheidenen Leben gegönnt habe. Damit sei auch manche sonstige Länge, manche Widerholung und Unebenheit entschuldigt, die zu beseitigen es mir Vielbeschäftigtem an Zeit gebricht. Nur sehr ungern habe ich in die Veröffentlichung meiner Schrift gewilligt; viele, die mir dazu freundliche Beiträge gesandt, nannten es einen schlechten Dank für ihre oft mühevolle Mitarbeit, wenn

ich die große Fülle des gesammelten, auch für die Geschichte anderer Familien oft nicht unwichtigen Stoffes in einem Privatdruck vergraben wollte.

„Hab's geschrieben zu guter Zeit, Tags, Abends und Nachtsherrlichkeit" auf dem lieben Helenenberge in Saalberg. Die Wipfel alter Bäume haben mir dabei von längst vergangenen Zeiten zugeraunt, und unser Nachbar, der graue Vater Kynast, hat ihr Flüstern bestätigt. Tief da unten dehnt sich, bald im Sonnenglanze, bald von Wolken verhüllt, das weite Hirschberger Tal: nur ferner Glockenklang, kein Mißlaut des dort sich drängenden und hastenden Lebens klingt in meine Stille herauf. Und jenseit des Tals in der Ferne streben wieder neue Berge zum Himmel empor. Das war die rechte Stätte, liebe Tote aus ihren Gräbern zu beschwören und Ausblick in die Zukunft kommender Geschlechter zu halten.

Es ist ein weiter Weg gewesen vom Hörselberge bis zum Kynast. Die Sonne hat oft heiß herab gebrannt. Oftmals haben Stürme und Ungewitter zum Unterschlupf genötigt. Bisweilen schien es, als sei der Pfad ganz verloren. Dann haben wir wieder auf ebener Bahn rüstig vorwärts schreiten dürfen.

Wohin geht's nun weiter, ihr Jungen, die ihr den alten Namen fernerhin durch die Welt tragen werdet?

„Bis hierher hat der Herr geholfen, er wird auch weiter helfen." Aber er hilft eben nur: wachsam, tätig und treu müssen wir von uns selbst aus sein. „Lernet", um nochmals mit Bergmann zu sprechen, „aus den einfachen Lebensläufen euerer Vorväter, daß das Leben nicht ein Mittel zum eigenen Glück, sondern eine Aufgabe zum Wohle Anderer sein soll."

Getröstet euch:

Liegt Dir Gestern frei und offen,
Wirkst Du heute kräftig frei,
Darfst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Und will euch wiederum einmal der Pfad verloren scheinen: Durate et vosmet rebus servate secundis!

Saalberg im Riesengebirge. Ludwig Avenarius.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . . S. IX

Erster Teil: Meine Vorfahren . . . . . S. 1

I. Erstes und zweites Geschlecht: Hans Habermann und sein Sohn Matthäus . . . . . S. 3

II. Drittes Geschlecht: Johannes Avenarius von Gera . . . . . S. 16

III. Viertes Geschlecht: Georg Ludwig Avenarius von Mühlhausen S. 34

IV. Fünftes Geschlecht: Johann Ludewig Avenarius von Calbe . S. 49

V. Sechstes Geschlecht: Ludwig Avenarius von Mühlhausen . . S. 58

VI. Siebentes Geschlecht: Eduard Avenarius von Halberstadt . . S. 85

Zweiter Teil: Meines Vaters Söhne.

I. Maximilian Avenarius . . . . . S. 121

II. Richard Avenarius . . . . . S. 123

III. Ludwig Avenarius . . . . . S. 151

IV. Ferdinand Avenarius . . . . . S. 191

Dritter Teil: Von den Familien der Stammmütter.

I. Anna Sophie Rebhan . . . . . S. 211

II. Johanna Dorothea Eisenhart . . . . . S. 212

III. Auguste Hertzog . . . . . S. 214

IV. Marie Kleemann . . . . . S. 215

V. Cäcilie Geyer . . . . . S. 227

VI. Helene Rühlmann . . . . . S. 260

Vierter Teil: Die Avenarius von Eisenach . . . . . S. 265

Fünfter Teil: Die Avenarius von Eger . . . . . S. 307

Die fata sunt hominum.

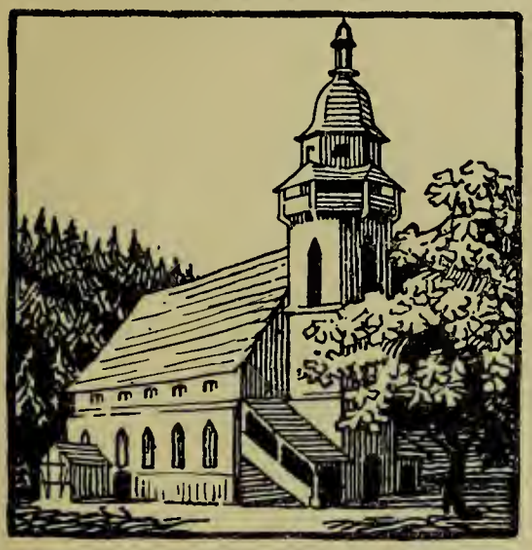
Erſter Teil

Meine Vorfahren

Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten.
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen.
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern.
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden.
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte.
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele.

Conrad Ferdinand Meyer.

Erstes und Zweites Geschlecht



So recht in Deutschlands Mitten, im grünen Eisenach, stand einst die Wiege unseres Geschlechts. An einer Stätte, gar hoch geheiligt durch unseres Volkes Sage und Geschichte: zwischen dem Hörselberge und der Wartburg. In jenes Berges Schoße hat der arme Tannhäuser, in der Frau Venus schlimmen Banden gefangen, in vergeblicher Reue und brennendem Verlangen nach seiner Seele Heil sich verzehrt. Vor sündiger Lust und tiefem Falle die Vorwitzigen zu warnen, umschwebt des getreuen Eckart freundlicher Schatten den unheimlichen Bergzug. Von der Wartburg ist einst im Sängerkriege gar hell die Ritterharfe Walters von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach und Heinrichs von Ofterdingen geklungen: noch heute ist der holde Ton in deutschen Landen nicht verweht. In der Wartburg Mauern hat drei Jahrhunderte später der größte Sohn unseres Volkes mit seiner Bibelverdeutschung Roms Geisteskетten gesprengt und, als der Teufel ihn in seiner guten Arbeit irren wollte, furchtlos und verächtlich dem Störer das Tintenfaß an den Kopf geworfen.

In Eisenach ließen Anno 1625 am Dienstag dem 22. Februar der ehrsame Bürger, Weißgerber und Lederhändler Hans Habermann und seine Hausehre Elisabethe Beinhardin (1) ihren ersten Sohn taufen. Nach damals streng gewahrter Sitte erhielt der Junge den Vornamen seines Paten, des Böttchers Matthes Schilling (2).

Das Eingangsbild stellt die Kirche in Steinbach-Hallenberg dar. — Gedruckte Quellen namentlich: Joh. Carl Geisthirt, Smalcaldia literata (um 1720), abgedr. in der Zeitschrift für Hennebergische Geschichte und Landeskunde XII. 1894, und desselben Verfassers Historia Smalcaldica (um 1720), abgedr. ebenda XIII. 1896. — F. W. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte (auf J. Ch. Kalckhoffs Aufzeichnungen beruhend) I. Göttingen 1781. — Jo. Avenarius, Sendschreiben an M. Gottfr. Ludwig de hymnopoeis Hennebergicis. Meiningen 1705. — Goldner, de claris Avenariis. Gera 1723. — Jöcher-Adelung, Gelehrtenlexikon I. — Köbrich, Geschichte von Steinbach und Amt Hallenberg. Steinbach 1894. — H. Peter, Eisenachs Bewohner von 1630—1640. Eisenach 1901. — (1) — Die Schreibart des Namens in den kirchlichen und städtischen Registern ist keine gleichmäßige: Der Mann wird auch Hofermann und Haffermann genannt. Die Registerführer schrieben die Namen nieder, wie sie ihnen, dialektisch gefärbt, gerade ins Ohr fielen. Das Schwergewicht ruhte damals noch auf dem Taufnamen. Peter a. a. O. S. 36. 6. — Der Geburtsname der Frau ist uns durch Kalkhoff-Strieder überliefert. — (2) — Ich gebe den Taufstag nach dem Kirchenbuch. Da man die Kinder am ersten, spätestens zweiten Tage nach der Geburt zur Taufe zu bringen pflegte, wird Matthes am 20. oder 21. Februar geboren sein. Die Umschrift um Matthes' posthumes Bildnis in Steinbach-Hallenberg nennt als Geburtstag den 25. Februar, Kalckhoff den 21. März, Matthes' Sohn Johannes im Sendschreiben an M. Ludwig den

Hans Habermann soll aus Jülich zugezogen sein (3), vielleicht durch die Verheerungen des Unionskrieges von 1610 aus der Heimat vertrieben. Auch im Herzogtum Jülich werden wohl, wie überall, die Kirchenbücher in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts angelegt worden sein. Doch hat der große Krieg dort so gründlich mit ihnen aufgeräumt, daß weitere Nachforschungen nach der Herkunft der Familie ohne Ergebnis geblieben sind.

Ueber Hansens Heirat enthalten die Eisenacher Annales ecclesiae nichts. Er mag seine Elisabethe aus Jülich mitgebracht oder auswärts gefreit haben. Der von der Schutzpatronin der Landgrafschaft Thüringen hergeleitete, noch jetzt dort ganz besonders weit verbreitete Vorname der Frau spricht immerhin dafür, daß wir ihre Herkunft in den Landen des rot-weißen Löwens zu suchen haben. Zudem lebten damals in Eisenach selbst, wie Peter bezeugt, mehrere Familien des Namens Benhard (auch Binhart und Bönert geschrieben), und ein Johannes Benhard, Matthes Benhards Sohn, stand 1635 bei Hansens drittem Sohne Johannes Gevatter.

Hans Habermann besaß ein Haus auf der Georgengasse und war zu jener Zeit ein leidlich wohlständiger Mann. Noch hatte das Handwerk goldenen Boden. Noch erfreute man sich des geruhigen Regiments Sr. Hochfürstl. Gnaden des Herzogs von Sachsen-Eisenach.

Uns Heutigen erscheinen die dreißig Jahre von 1618—1648 als eine große Einheit unsäglichen Elends. Den Zeitgenossen löste sich der lange Krieg in eine Reihe einzelner Episoden auf. Was 1618 in Prag geschah, das Schicksal des als Calvinist dem eifrigen Lutheraner ohnehin verdächtigen Winterkönigs, die Züge des Mansfelders und des tollen Christians von Braunschweig nach Süddeutschland und in die rheinischen Lande — das alles ereignete sich für den Eisenacher Bürger noch „hinten weit in der Türkei“ — gar willkommen als Stoff zu ehrbarem Diskurieren, wenn man am Sonntag hinter dem Zinnkrug auf der Zunftherberge saß. Daß Fehde und Krieg im Reiche nie aufhörte, daß auch Römisch-Kaiserliche Majestät sich mit den Fürsten herumschlagen mußte — das war man ja von Alters her gewöhnt. Da kein nennenswerter Verkehr mit entlegeneren Gegenden bestand, konnte auch Handel und Wandel durch ferne Kriegswirren kaum gestört werden.

Allmählich aber fing das schwere Gewitter, das bisher im Westen und Süden niedergegangen war, an über das Thüringer Land sich zu verbreiten. Von 1632 ab zogen fremde Kriegsvölker brandschatzend durch Eisenach und in ihrem Gefolge kamen auch die drei anderen Reiter der Apokalypse: Pest, Hungersnot und Tod.

Die Zahl der in Eisenach Gestorbenen hatte im Jahre 1635 sich auf 186 belaufen. Im folgenden Jahre finden wir 1600 Begrabene verzeichnet. Und wie viele mögen noch aus dem Leben geschieden sein, die man in den Wirren nicht erst ins Kirchenbuch einschrieb? War doch der jeweilige Kirchenbuchführer, der Küster von St. Georg, mehrmals selbst unter den Opfern der Seuche. (4)

25. März 1625. Die irrige Monatsangabe rührt vielleicht daher, daß die beiden Letztgenannten das in der Taufnotiz enthaltene Zeichen „Mart.“ mit „März“ übertrugen, während es „die Martis“ = Dienstag bedeutet. — (3) — So Kalckhoff-Strieder. Ob und wie der 1635 in Eisenach verstorbene fürstlich sächs. Reiseschreiber Sebastian Habermann mit unserem Hans verwandt war, ist nicht festzustellen. Unter den Paten von Hansens Kindern kommt er nicht vor. — (4) — Peter S. 5.

Der Pestilenz folgte der furchtbare Brand, der 1636 einen großen Teil der Stadt in Asche legte. Darunter auch Hans Habermanns Haus (5). Und wiederum begann ein großes Sterben.

Hans ward in dieser schweren Zeit ein armer Mann. Es mag ihm ein leidiger Trost gewesen sein, daß es wohl allen seinen Mitbürgern nicht besser erging. Die Zahl seiner Kinder war inzwischen auf acht angewachsen. Zu den drei vor unserem Matthes geborenen Töchtern Katharine (getauft 5. 3. 1618), Dorothea (getauft 23. 5. 1620) und Anna (getauft 16. 7. 1622) waren noch zwei Söhne Hans (getauft 8. 4. 1629) und Johannes (getauft 16. 1. 1635) sowie zwei Mädchen Katharine (getauft 9. 1. 1628) und Elisabethe (getauft 31. 1. 1638) hinzugekommen (6). Bei so vielen Essern ward auch ein großes Brot gar klein und ungern hörte der Meister die hochfliegenden Pläne, die seine Frau mit dem ältesten Jungen, ihrem Lieblinge, dem Matthes vorhatte. Der kleine stämmige Bengel mit den lebhaften Augen, mit dem geweckten Geiste und der klangvollen Stimme schien der Mutter doch wahrlich zu etwas Höherem geboren, als zum Handwerke des Vaters, das dieser den Jungen zur Ersparung des Lehrgeldes selbst zu lehren vorhatte. War nicht das kleine Gebetbuch, das schon damals geradezu als ein Schiboleth der reinen Lehre in den Händen aller glaubensfesten Lutheraner sich befand und in dem Frau Elisabethe ihren täglichen Morgen- und Abendsegen lesen mochte, auch von einem Habermann (7) geschrieben? Und war nicht dieser teuere Gottesmann nur eines Krämers Sohn gewesen und doch zu den höchsten Ehren aufgestiegen? Nein, ein geistlicher Herr sollte ihr Matthes werden und mit seinen Gaben die Christenheit auferbauen. Selbstverständlich hatte auch der Junge „mehr Lust zum Studieren“ (8).

Wie es so zu geschehen pflegt: schließlich gab der Vater dem unablässigen Drängen der Mutter nach und Matthes trat in die altberühmte Lateinschule der Vaterstadt ein, an der einst Trebonius geglänzt hatte. Wir Nachkommen aber haben alle Ursache, der willensstarken Stammutter Elisabethe dankbar zu gedenken.

Schon bei der Eintragung in die ehrwürdige Schulmatrikel wird sich der Sitte jener Zeit gemäß der schlichte Matthes — vulgo Matz — Habermann in den humanistischen Matthaeus Avenarius gewandelt haben — nicht ohne anspornenden Hinweis des Rektors Conrad Möller auf den hochberühmten Namensvetter. Den lateinischen Namen aber haben unser zweiter Stammvater und seine Nachkommen fortan ausschließlich geführt (9).

Die gründliche Beherrschung der alten Sprachen, die unserem Matthäus später erlaubt, in seinen Versen mit dem Lateinischen geradezu zu spielen, die genaue

— (5) — Peter S. 78. — (6) — Daß mehrere Kinder einer Familie denselben Vornamen führten, kam bei der gebräuchlichen Benennung des Täuflings nach dem Paten oftmals vor. Man braucht also nicht, wie heute, daraus zu schließen, daß der erste Träger des Namens vor der Geburt des zweiten verstorben sei. Sterbefälle in Hansens Familie sind nicht verzeichnet. Von den Schicksalen seiner Töchter wissen wir nichts. Von seinen Söhnen Hans und Johannes, von welchen der letztere nach der Tradition der russischen Familie Avenarius deren Stammvater geworden sein soll, wird später zu reden sein. — (7) — D. theol. Johannes Habermann (Avenarius), * Eger 1516, Professor in Jena und Wittenberg, zuletzt Stifts-Superintendent des Hochstifts Zeitz, † 1590. — (8) — Von diesen häuslichen Kämpfen berichten Matthäus' Sohn Johannes und Kalckhoff-Strieder. — (9) — Anders in der aus Eger stammenden Gelehrtenfamilie Habermann, in der Anfangs nur die studierten Mitglieder und auch diese nicht einmal alle sich der lateinischen Namensform bedient haben.

Kenntnis der Klassiker, die seine Zitate dartun, hat sich Matthäus wohl schon auf dieser vortrefflichen Schule angeeignet. Der rastlose Fleiß des armen Burschen rührte Möllers Nachfolger Magister Jeremias Weinrichius, sodaß er ihm „Privat-Informationes" verschaffte. Auch in den in Eisenach von jeher gepflegten „Chorum musicum" nahm ihn der Rektor auf. Mit dieser Schaar, in deren Reihen einst der Knabe Martin Luther vor dem Hause der guten Frau Cotta gesungen hatte, zog nun Matthäus im schwarzen Kurrendemäntelchen, um milder Spenden willen die alten Choräle singend, vor den Türen der Stadt umher. Die Gaben der verarmten Bürger werden spärlich geflossen sein. Aber der Knabe lernte in harter Zeit des Lebens Nöte verachten.

Da brachen im Jahre 1642 neue Kriegsdrangsale über Eisenach herein. Auch der 17jährige Matthäus mußte vor den zuchtlosen Schwedischen Horden aus der Vaterstadt flüchten (10) Aber er verfiel nicht in die Verlotterung, in der hunderte von fahrenden Schülern, einmal aus der Bahn geworfen, auf den Landstraßen verkamen oder sich unter die wilde Soldateska verliefen. Bettelnd und um Herberge zur Laute singend schlug sich Matthäus nach Koburg durch und fand hier — vielleicht auf Empfehlung seiner Eisenacher Lehrer hin — Aufnahme in dem noch heute berühmten Gymnasium Casimirianum.

Mit der wenn auch noch so kargen Beihilfe des Elternhauses, das ihm in Eisenach doch wenigstens Obdach gewährt hatte, war es nun ganz vorbei. Vom Vater und von der Mutter hören wir nichts mehr: auch ihr Begräbnis ist in den Eisenacher Kirchenbüchern nicht verzeichnet. Vielleicht haben plündernde Schweden sie zu Tode gemartert, vielleicht sind sie im Elend der Flucht hinter irgend einem Zaune verkommen — wer fragte in dem allgemeinen Jammer nach solch alltäglichem Schicksal? Ganz allein auf sich stand nun der Jüngling. Schon für die Koburger Jahre wird gelten, was Matthäus' Enkel Johannes (11) für die Studentenzeit berichtet: „dieweilen" der Großvater „gar keine Mittel hatte, so machte er sich Freunde durch die Musik und half sich damit fort."

Matthäus bezog 1645 die — damals lutherische — Universität zu Marburg. Nachdem er sich gründlich in Philosophicis umgetan, entschloß er sich endgiltig zum Studium der Theologie: Feuerborn, Hannecker, Tonsor, Schuppius, Menzer, die „berühmtesten und in palaestra disputatoria exercitatissimi Doctores", waren seine Lehrer. Die Belagerung und Einnahme Marburgs vertrieb 1647 Matthäus nach Leipzig (12). Von hier aus nahm er nach Beendigung seines Studiums eine Informatorstelle bei einem Schwedischen Rittmeister in Langensalza, sodann in Nazza bei Eisenach bei einem Herrn von Hopfgarten an. In des Letzteren Angelegenheiten kam Matthäus 1650 — „non sine mirabili consilio Dei", bemerkt Goldner — einmal nach Gotha. Der arme Kandidat benutzte die Gelegenheit, dem „weltberühmten Theologo", dem dortigen Superintendenten D. Glaß als vornehmem Gönner gehorsamst aufzuwarten. Glaß teilte dem Besucher

— (10) — Strieder-Kalckhoff. — (11) — Sohn des Johannes Nikolaus, des zweiten Sohnes des Matthäus, stud. theol., endlich Kantor in Steinbach, in seiner handschrifflichen Chronik Steinbachs (im Besitze der dortigen Kirche). — (12) — So berichtet sein Sohn Johannes und Strieder. Geisthirt's Angabe, daß Matthäus auch in Straßburg studiert und sich in Hamburg aufgehalten habe, ist offenbar irrig.

mit, daß in Schmalkalden gerade die Stelle des Kantors und Collega tertius an der lutherischen Lateinschule zu besetzen sei und riet, „weiln er wußte, daß Matthäus in der Musik wohl erfahren", sich schleunigst dorthin aufzumachen. Matthäus ließ sich dies nicht zweimal sagen und wurde, „nachdem er sich im Singen hören lassen, gleich von E. E. Rathe vociret (13)."

Damit ward Schmalkalden und der hessische Anteil der alten Grafschaft Henneberg für ein Jahrhundert die Heimat unseres Geschlechtes.

Matthäus war der Mann dazu, sich im Amte zu regen. Zwölf Jahre hindurch „ließ er sich die Schule wie die Musik höchst angelegen sein. Wegen seiner Stimme", sagt Geisthirt (14), „war er mit Recht ein zweiter Stentor zu nennen, denn wenn dieser von Statur kleine, aber an Stärke große Mann seine Stimme erhub, bekamen die Auditores beide Ohren voll genug zu hören".

Am 4. Mai 1651 führte Matthäus, 26 Jahre alt, die eben 16jährige Margarethe Ender als Braut heim, die am 10. April 1635 zu Schmalkalden geborene Tochter des dortigen „vornehmen Bürgers, Ratskämmerers, Weinschenken und Weinwirts" Balthasar Ender und der Ursula geborenen Pfannstiel.

Als Margarethe am 23. September 1673 in Steinbach-Hallenberg starb, hatte sie, um mit ihrer Leichenpredigt (15) zu sprechen, „ihrem Ehevoigt" in einer Ehe von 22 Jahren 20 Wochen zehn Kinder geboren, von welchen drei Söhne und sechs Töchter die Mutter überlebt haben.

Die Söhne und ihren Lebensgang kennen wir alle: Martin, getauft 5. 4. 1652 zu Schmalkalden, Joh. Nicolaus, der gleichfalls noch in Schmalkalden geboren sein muß, dessen Geburtstag aber nicht zu ermitteln ist, und Johannes, unsern nächsten Stammvater, geboren 6. 11. 1670 zu Steinbach.

Von den Töchtern aus dieser Ehe werden nur als die älteste Anna Margarethe (Geburtsdatum unbekannt), sodann Anna Maria, getauft 17. 2. 1659, und Anna Gertrud, getauft 20. 9. 1667, erwähnt, ohne daß wir über ihren Lebensweg etwas erfahren. (16)

Das uns heute so idyllisch-friedlich anmutende Schmalkaldener Ländchen war damals ein gar heißer Boden.

Wollen wir die Schwierigkeiten, mit denen Matthäus, in noch höherem Maße aber einzelne seiner Nachkommen dort zu kämpfen hatten, recht verstehen, so müssen wir etwas weit ausholen. Es verlohnt sich schon der Mühe, denn wir haben dabei ein ziemlich unbekanntes und doch noch heute lehrreiches Kapitel in der Geschichte des deutschen Protestantismus aufzuschlagen.

Die alte Lutherstadt Schmalkalden hatte seit der Reformationszeit, in welcher ja in ihren Mauern Großes geschehen war, nebst ihrer Umgebung auch treu zu Luthers Lehre gestanden.

— (13) — Daß junge Theologen zunächst eine Anstellung als Kantor suchten, war allgemein üblich. Auch war das Kantorat oft, wie hier, organisch mit dem Amte eines Gymnasiallehrers verbunden. — (14) — Hist. Smalcaldica. — (15) — In der Fürstl. Stolbergschen Bibliothek in Stolberg a. H. Das Trauerheft enthält folgendes Chronostichon: Herr JesV, fVhre Vns arMe VerLassene In DeIn ReICh. Darin die Jahreszahl MDCLVVVVIII = 1673. — (16) — Das Schmalkaldener Kirchenbuch aus jener Zeit ist nicht vollständig erhalten. Das Steinbacher beginnt erst mit 1667.

Als gegen Ende des XVI. Jahrhunderts das alte Grafengeschlecht der Henneberger ausstarb, war das Schmalkaldener Land an die reformierten Landgrafen von Hessen-Kassel gefallen. Landgraf Moritz „der Gelehrte“ (1592—1627), mit allen Zweigen menschlichen Wissens wohl vertraut, vor allem selbst ein eifriger Theologe und Schüler Beza's, nahm es auch mit dem Seelenheil seiner Untertanen ernst. Viele seiner katholischen Mitfürsten hatten in der Gegenreformation kraft ihres reichsverfassungsmäßigen jus reformandi ihre lutherischen Landeskinder, dem „compelle intrare“ der Schrift gemäß, wieder mit Gewalt zur katholischen Kirche zurückgebracht. Cujus regio, ejus religio. Dem Calvinischen Landgrafen schien es an der Zeit, wie in seinen Stammlanden auch in Schmalkalden die lutherische „Abgötterey“ auszurotten und dort „die in Gottes Wort gegründeten einfachen Gebräuche und die Brechung des Brotes als eine vom Stifter des heiligen Abendmahls gebrauchte Ceremonie ohne Ansehen menschlicher Nachrede mit Bescheidenheit einzuführen“ (17). Landgraf Moritz begriff nicht, daß das jus reformandi in der Hand eines protestantischen Fürsten ein Unding war.

Man sieht den gewiß höchst unerfreulichen Streit der beiden evangelischen Bekenntnisse jener Zeit meist nur aus dem dogmatischen Gesichtswinkel an und macht den Starrsinn Luthers, der der freieren Auffassung der Reformierten gegenüber in der Abendmahlslehre von dem wörtlichen Verstande der Einsetzungsworte „das ist mein Leib“ nicht ablassen wollte, für alles Unheil verantwortlich. Das Gezänk der damaligen Zionswächter mag man von diesem Standpunkte aus richtig bewerten. Die instinktmäßige Abneigung der breiten lutherischen Volksschichten gegen den reformierten Purismus wurzelte aber doch wohl tiefer: doktrinärer Radikalismus, auf welchem Gebiete er sich auch zeigen mag, ist unserem Volke überall unheimlich, weil er seinem Wesen nach intolerant und damit unindividuell also undeutsch ist.

Luther hatte mit starker Hand das römische Joch, das seine lieben Deutschen bedrückte, zerschlagen. Die Bibel erkannte er für die alleinige Richtschnur des Glaubens: kein Menschenwerk, keine noch so ehrwürdige Ueberlieferung sollte Christi reine Lehre verdunkeln dürfen. Aber die wahre Größe des Reformators zeigte sich — wie später die Meisterschaft Bismarcks — in der Beschränkung auf das Wesentliche, schlechthin Notwendige. Was nicht gegen die Glaubenssätze der Schrift verstieß, aber den Gemeinden, wenn auch unter römischem Einfluß, als kirchliche Sitte in langen Jahrhunderten ans Herz gewachsen war, liebe Gebräuche, die die Seele beim Gebete im stillen Kämmerlein wie beim öffentlichen Gottesdienste in Andacht erhoben — das alles um doktrinärer Prinzipien willen ohne Not den Leuten fortzunehmen und zu verbieten, lag dem freien und hohen Sinne Luthers fern. Luther beseitigte die römische Messe, die durch die päpstliche Lehre von der Transsubstantiation ein Bollwerk der Priesterherrschaft geworden war, er verbot die zum Götzendienst ausgeartete Anbetung heiliger Bilder, aber das grundsätzliche verstandesmäßige und dabei verständnislose Vernüchtern des Gottesdienstes, das den reformierten Kult kennzeichnete, die brutale Bilderstürmerei war seiner tief poetisch empfindenden Natur zuwider. Das Bekreuzen der Stirn, die Kniebeugung

— (17) — Edict von 1603 bei Köbrich S. 105.

der Kommunikanten, das Läuten der Glocken zum Glaubensgesang auf dem Chore, die alten lateinischen Gesänge in der Christnacht, das choralmäßige Vorsingen der Gebete und Evangelientexte, das Vortragen eines Kreuzes beim Leichenzug, der künstlerische Schmuck der Kirche durch Bilder und Schnitzwerk — wo dies den Leuten als alte von Kindheit her vertraute Sitte zu Herzen sprach, da mochte es auch in Gottes Namen weiter geduldet werden. Dies alles schädigte ja nicht das Eine, was dem Christenmenschen Not tat: die Gewißheit von der Erlösung allein durch den Glauben. Was so dem warmen deutschen Herzen Luthers als Adiaphoron erschien, dem radikalen Schweizer Zwingli und dem doktrinären Franzosen Calvin war das eitel Abgötterei und schlechthin nicht zu dulden.

Des Landgrafen Ermahnungen fanden in den dicken Köpfen der Schmalkalder keinen Anklang. Im Juli 1608 befahl nunmehr Moritz die Einführung des reformierten Ritus, vor allem die Entfernung der „abergläubischen Götzen und Bilder“ aus den Kirchen mit dem gemessensten Verlangen an Rentmeister, Pfarrer, Bürgermeister und Rat, der Bürgerschaft in allem mit guten Beispiel voranzugehen. Als der lutherische Diakonus Merkel in Schmalkalden vor den befohlenen Neuerungen warnte, wurde er gefangen und der Reformierte Herrenschwager an seine Stelle gesetzt. Es entstanden Tumulte, die die Heranziehung eines größeren Militärkommandos und die Entwaffnung der Bürger zur Folge hatten. Zugleich ließ Landgraf Moritz am 9. Dezember 1608 die Wandgemälde der herrlichen Stadtpfarrkirche zu St. Georg mit Kalk überstreichen, die Bildertafeln und Statuen aus ihr entfernen und — acht Wagen voll — öffentlich verbrennen. Jeder widerstrebende Pfarrer und Lehrer in Stadt und Land wurde abgesetzt, Keiner in den Rat oder zu sonstigem öffentlichen Amte zugelassen, der sich nicht beugte.

Es gelang dem weltlichen Drucke, die Zahl der schon vorhandenen wenigen Reformierten durch einige Proselyten zu erhöhen. Die Mehrzahl der Gemeinden blieb fest im lutherischen Glauben.

Bald durften sie wieder aufatmen. Auf Grund eines Spruches des Reichshofrates wurde 1626 das Schmalkaldener Ländchen der Darmstädter Linie des Hessischen Hauses verpfändet. Diese stellte — nicht ohne Härte gegen die Reformierten — den lutherischen Gottesdienst wieder her, begründete auch 1636 eine eigene lutherische Superintendentur in Schmalkalden.

Aber diese Pfandherrschaft nahm 1648 ein Ende. Stadt und Land fielen an Hessen-Kassel zurück. Der vortreffliche, aus Gustav Freytag's „Ahnen“ uns vertraute Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha vermittelte einen Separatfrieden zwischen den hessischen Häusern, laut dessen die reformierte Religionsübung neben der lutherischen in Schmalkalden wieder hergestellt werden sollte. Wo zwei Kirchen bestanden, sei den Reformierten eine einzuräumen, wo aber nur eine Kirche vorhanden war, sollten beide Konfessionen darin ihren Gottesdienst nach einander üben. Diese Klausel legte man in Kassel rezeßwidrig dahin aus, daß, obwohl in Schmalkalden mehrere Kirchen bestanden, auch der Mitbesitz der Stadtpfarrkirche und die Hälfte der Einkünfte der lutherischen Lehrer den Reformierten, „da es deren noch eine gute Anzahl gebe“, zukommen müsse. Hierüber kam es zu neuen Wirren, die Ernst der Fromme, von den Lutheranern zum Vermittler

angerufen, vergeblich zu schlichten suchte. Die Erbitterung ging so weit, daß, als Landgraf Wilhelm VI. Anfang 1651 bei seiner Anwesenheit in Schmalkalden reformierten Gottesdienst in der Stadtkirche abhalten lassen wollte, die Kirche erst mit Gewalt geöffnet werden mußte. Endlich setzte der Landesfürst seinen Willen durch: in Stadt und Land hielten von nun an Lutheraner und Reformierte abwechselnd in derselben Kirche Gottesdienst. Aber nur allmählich ließ der namentlich von dem lutherischen Superintendenten Prätorius geleitete Widerstand nach, als der gereizte Landgraf dem lutherischen Dekan und dem lutherischen Rektor sogar Gehalt und Dienstwohnung abgenommen und den Reformierten überwiesen hatte. Als Prätorius starb, geschah gleiches mit der Dienstwohnung des lutherischen Superintendenten. Der Rat mußte Ersatz schaffen und kaufte zu diesem Zwecke 1664 von Balzer Ender, dem Schwiegervater des Matthäus, dessen „in der Steinstraße zur linken Hand" gelegenes Haus für 1100 Taler an (18). Als Matthäus 1650 in die lateinische Stadtschule als Collega tertius (19) eintrat, war auch diese Anstalt soeben in eine lutherische und eine reformierte gespalten worden. Beide bereiteten als Gymnasien bis zur Universität vor.

Es läßt sich denken, daß die Erregung, die Matthäus vorfand, noch lange Jahre nachzitterte, zumal die Bevorzugung der reformierten Minderheit durch die Landesherrschaft andauerte und die erzwungene Gemeinschaft die Mutter immer erneueten Streites werden mußte. Unter diesen unerquicklichen Verhältnissen, litt schon seines kirchlichen Amtes wegen in erster Reihe auch Matthäus. Er war eine scharfkantige Natur und nicht zum Nachgeben geneigt, wo er Gefahr für seine Ueberzeugung sah. Welche Kämpfe Matthäus im einzelnen zu bestehen hatte, wissen wir nicht. „Er konnte sich," bemerkt trocken der Chronist (20), „mit den Reformierten nicht zu wohl vertragen und nahm daher 1662 das Pastorat zu Steinbach im Amte Hallenberg an."

Matthäus betrat damit die Stätte seines eigentlichen Lebenswerkes. Wenn er mit dieser Uebersiedelung nach dem nur 11 km von Schmalkalden entfernten Steinbach den Reformierten aus dem Wege gehen wollte, so hat er allerdings diesen Zweck nicht vollkommen erreicht. Zwar war, nachdem der aus Trusen gebürtige reformierte Pfarrer Johannes Habermann von der Darmstädter Pfandherrschaft wieder entfernt und „in höchster Armut" gestorben war, hier kein reformierter Geistlicher vorhanden, auch in Steinbach „über 3 Personen der reformierten Religion nicht zugetan." 1682 aber erbot sich ein lutherischer Steinbacher, der Ursache hatte, sich mit der Landgräfin-Vormünderin Hedwig Sophie auf guten Fuß zu stellen, „ein Stück Geld zu geben" zur Besoldung eines calvinischen — neben dem lutherischen wirkenden — Geistlichen. Die Landgräfin berief demzufolge den Collega quartus von der reformierten Stadtschule zu Schmalkalden Tobias Riesner als reformierten Pfarrer nach Steinbach und vermehrte aus eigenen Mitteln seine Besoldung (21). Als Riesner 1690 starb, folgte ihm im

— (18) — Geisthirt, hist. Smalc. — Eine vortreffliche Darstellung der calvinischen Gegenreformation giebt Köbrich a. a. O., S. 104—115. — (19) — Rector = Primus oder Primarius, Conrector = secundus, dann kommen die „ordentlichen Lehrer", wie wir heute sagen, als tertius, quartus u. s. w. — (20) — Geisthirt, hist. Smalcaldica. — (21) — Geisthirt, hist. Smalcaldica.

Amte Ludwig Berthold von Marburg, „ein sehr verträglicher Mann.“ Zwischen diesen beiden und Matthäus scheint trotz der den Reformierten eingeräumten Mitbenutzung der Kirche alles friedlich abgegangen zu sein.

Steinbach-Hallenberg, heute ein gewerbfleißiger Marktflecken mit etwa 4500 Einwohnern und wegen seiner herrlichen Gebirgslage eine beliebte Sommerfrische, war schon damals eine große Gemeinde. Von Alters her wurde dort lebhafter Eisenbergbau in gewerkschaftlicher Form und im Zusammenhange damit die Herstellung von Eisenkurzwaren, sog. Schmalkaldener Artikeln, als Hausindustrie betrieben. Der weit ausgedehnte Pfarrsprengel umfaßte noch die Ortschaften Ober- und Unterschönau, Rotterode und Altersbach.

Mit Feuereifer stellte Matthäus sich in den Dienst seiner Gemeinde. Die Berichte der Zeitgenossen bekunden, daß man den kleinen, dicken, gravitätischen und dabei nimmer müden Mann als eine ungewöhnliche Persönlichkeit empfand und gebührend respektierte. Er verstand es, die Herzen zu gewinnen und festzuhalten, denn seine Beichtkinder wußten, daß ihr Pfarrherr nicht nur an sie, sondern mit unerbittlicher Strenge auch an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte. „Fast nicht eine einzige Nacht blieb Matthäus aus seinem Hause, damit er, wenn er etwa zu Kranken gehen oder schwache kleine Kinder taufen sollte, möchte einheimisch sein (22).“

So erzielte Matthäus auch ungewöhnliche Erfolge. Zunächst die Errichtung einer eigenen Filiale für Oberschönau. Dieses erste Tochterkirchlein wird freilich ein bescheidener Bau gewesen sein, „mehr einer Scheuer als einem Gotteshause ähnlich,“ denn schon 1700 mußte es durch einen Neubau ersetzt werden (23). Auch die Anschaffung einer neuen Orgel für die Hauptkirche setzte Matthäus „mit seinem Vorschub, Rat und Hilfe“ durch. Der Kirchhof wurde erweitert und die Mauer mit einem von Matthäus verfaßten lateinischen Chronostichon versehen. Vor allem aber war Matthäus unermüdlich darauf bedacht, trotz der beschränkten Mittel nach Luthers Vorbild das Schulwesen zu heben. Er ließ nicht locker, bis er der Gemeinde die Erbauung eines zweiten Schulhauses in Steinbach abgerungen und die Errichtung eigener Schulstellen in Oberschönau, Unterschönau, Rotterode und Altersbach durchgesetzt hatte. Wer die zähe Abneigung, welche die Gemeinden noch heutzutage solchen mit Geldopfern verbundenen Neuerungen entgegenzubringen pflegen, aus eigener Erfahrung kennt, wird derartige Erfolge verständnisvoll zu würdigen wissen. Daß Matthäus nach diesen Beweisen der Treue seiner Gemeinde auch bei ihr bleiben und mehrere verlockende Rufe nach dem „Auslande“ ausschlagen mußte, war für den getreuen Mann selbstverständlich (24).

Zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau gab Matthäus 1675 seinen verwaisten Kindern in Magdalene Sabine Schellhaß eine zweite Mutter. Ihre Treue rühmt dankbar ihr Stiefsohn Johannes. Von ihren Lebensumständen wissen wir nichts. Ebensowenig von den drei Töchtern, welche sie nach Strieders

— (22) — Handschr. Chronik des Enkels Joh. Avenarius. — (23) — Die Einkünfte dieser Filiale überwies Matthäus 1678 nach der Verlobung seines Sohnes Martin diesem, den er sich für kurze Zeit substituieren ließ („quotidie me interpellente, non ex necessitate, potius instinctu socrus“), bis der Ausfall dem Vater „zu schwer fiel und wir uns nicht behelfen kunten.“ Martin ging dann als Pfarrer nach Roßdorf. — (24) — Strieder a. a. O.

Bericht dem alternden Ehemann geboren haben soll. Der Vater dieser zweiten Frau scheint ein seltsamer Kauz gewesen zu sein: Volkmar Schellhaß (Schellhaus), Stephan Schellhaß' von Koburgs Sohn, sicher ein verdorbener Student, hatte sich als Proviantschreiber im großen Kriege, dann als Küchenschreiber beim Herzog Albert von Eisenach durchgeschlagen, bis er als Schulmeister zuerst in Kleinschmalkalden, sodann seit 1664 in Oberschönau, der Steinbacher Filiale, Unterschlupf fand. „Weil er ein zankstichtiger Mann war, hießen ihn die Leute Doktor Meerrettig" (25). Er starb am 23. November 1681, 76 Jahre alt. Nach dem lateinischen Gedicht, das Matthäus im Oberschönauer Kirchenbuch dem „venerando coelicolaeque socero ex filiali pectore" widmet, scheint der bärbeißige Schwiegervater mit dem ihm amtlich vorgesetzten Schwiegersohne übrigens auf ganz gutem Fuß gestanden zu haben.

Ueber alle Mühsal des Lebens half unserem Matthäus die Niederschrift anspruchsloser Verse in lateinischer wie in deutscher Sprache und seine geliebte Musik hinweg. Es mochte ihm eine besondere Freude sein, seinen zweiten gleichgesinnten Sohn Joh. Nicolaus als „Organoeda" zur Seite zu haben. In jedem Musikerlexikon findet sich noch heute Matthäus' Name als des Verfassers eines „Traktats de musica" verzeichnet (26). Eine solche Abhandlung ist aber niemals im Drucke erschienen. Meiner Ueberzeugung nach ist sie auch niemals niedergeschrieben worden, sonst würde der Sohn Johannes, der sich in seinem Sendschreiben über die „hymnopoei Hennebergici" eingehend mit der schönwissenschaftlichen Betätigung des Vaters befaßt, sie doch sicherlich erwähnt haben.

Matthäus galt den Zeitgenossen als ein „gar geübter Poeta" (27). Zwar ist das Steinbacher Kirchenbuch, welches „von den unterschiedlichen christlichen Liedern, welche Matthäus zu seiner Privatandacht gedichtet," nach des Enkels Johannes Bericht „zur Genüge zeugen soll," in diesem Teile nicht auf uns gekommen. Auch die Drucke, die Matthäus „nach und nach, doch nur auf einzelnen Bogen" veröffentlicht hat, sind anscheinend verloren. Aber noch heute singen hessische und thüringische Gemeinden gern nach der Melodie: „O Gott, du frommer Gott" das von Matthäus zum eigenen Trost in großer Trübsal gedichtete Kirchenlied (28):

O Jesu, meine Lust!
O Leben meiner Seelen!
Wann rufst Du mich hervor
Aus dieser Jammerhöhlen?
Wann werd ich einst erfreut
Dich, liebster Jesu, sehn,
Um zu Dir in Dein Reich
Mit Freuden einzugehn?

2) O Du mein Aufenthalt,
Mein Leben, meine Wonne,
Mein einziger Gewinn
Und rechte Freudensonne!
Mein Herz und ganzer Geist
Schreit stets, o Gott, zu Dir;
Wann werd ich schauen Dich,
O Jesu, meine Zier?

— (25) — Geisthirt S. 146, 147. — (26) — So schon nach den Notizen von Strieder und Jöcher-Adelung Forkel, Allg. Literatur der Musik, Leipzig 1792, Fétis, biographie universelle des musiciens, Paris 1860, Eitner, Quellenlexikon der Musiker, Leipzig 1900 u. s. w. Einer schreibt immer vom anderen ab. — (27) — Geisthirt. Hist. Smalc. — (28) — Auch im neuen „Evang. Kirchengesangbuch für den Konsistorialbezirk Kassel" 1896 im Anhang II. Nr. 522 noch abgedruckt.

3) Ich denk an jene Zeit,
Da ich zu Deiner Freude,
O Jesu, werd' eingehn
Nach lang gewährtem Leide.
Wie große Freud' und Lust
Wird dann bei mir entstehn,
Wenn ich in Deinem Licht
Dich ewig werd ansehn.

4) Ach, daß ich heute noch
Von hinnen sollte scheiden,
Und daß ich käme bald
Zu jenen Himmelsfreuden!
Ach, daß ich heute noch
Die Welt verlassen müßt
Und käme an das Schloß,
Wo nichts als Freude ist.

5) Alsdann so wirst Du mich
Zu Deiner Rechten stellen
Und mir, als Deinem Kind,
Ein gnädig Urteil fällen,
Auch bringen zu der Lust,
Wo Deine Herrlichkeit
Ich werde schauen an
In alle Ewigkeit.

6) O Du mein liebster Schatz,
Wann wirst Du mich einführen
Zu Deiner Herrlichkeit
Und mit der Wonne zieren,
Die Du mir hast bereit't,
Wann küß ich Deine Brust
In jenem Freudensaal,
O Jesu, meine Lust?

Der Sohn, der die angekündigte Absicht, die Lieder des Vaters gesammelt herauszugeben, leider nicht ausgeführt hat, teilt als Proben von des Vaters Dichtkunst noch die ersten Strophen zweier anderen Lieder mit. Das eine, zur Zeit der Türkennot 1683 gedichtet, beginnt:

„JEsu! JEsu! Jetzt aufwache
Und zu hellfen Dich aufmache,
Komm mit Deiner Gnaden-Hand;
Schau der Türck will uns erwürgen,
Will umbringen Deine Kirchen,
Will einnehmen unser Land."

Das andere:

„Alles was ich dulte,
Nimt zuletzt ein End.
Denn des Vaters Hulde
Endlich alles wendt
Zum besten End."

„In diesem Lied," sagt der Sohn, „hat der Vater seel. gezeiget, daß er nicht nur die Reinlichkeit der teutschen Sprache wohl innen gehabt und sich derselben beflieſſen; sondern hat auch die Reim-Sylben so artlich und wohlklingend gesetzet, daß man gar keinen Zwang darinnen spüret. Und dergleichen wohlgesetzte Lieder hab ich noch unterschiedliche von Ihm. Mit dem bekannten Michael Francke zu Koburg (29) stund Er in vertrauter Correspondentz und haben sie einander

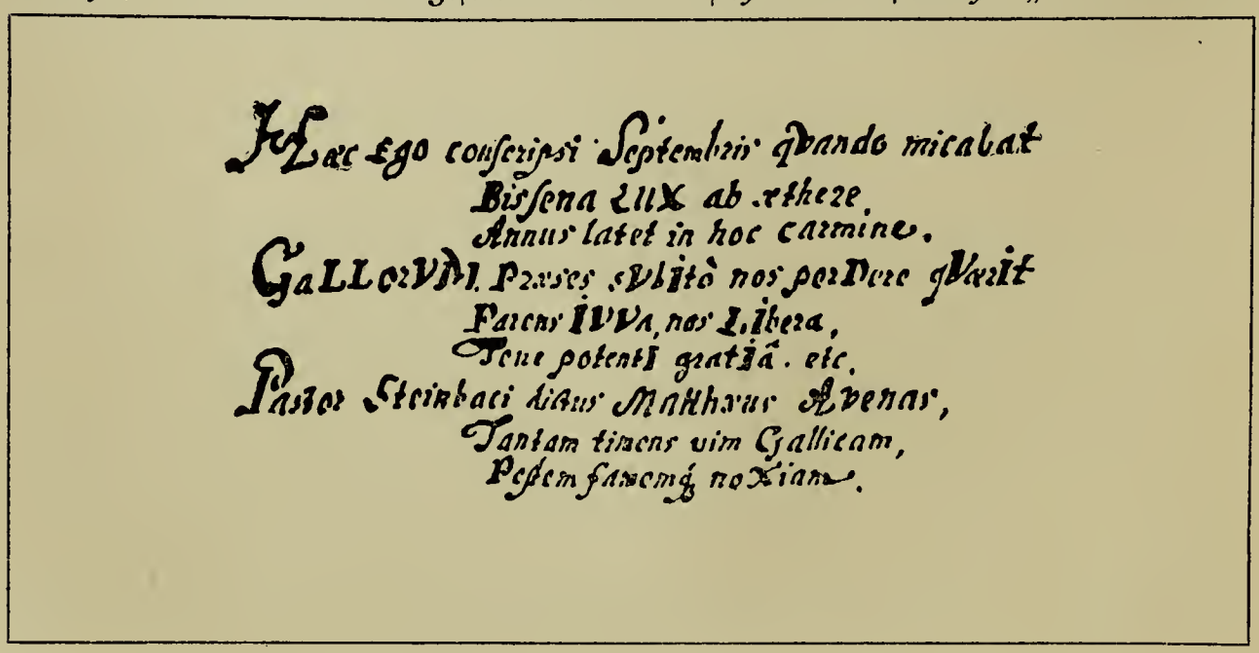
— (29) — Michael Francke, * 1609 in Schleusingen, besuchte dort die Lateinschule, erlernte nach dem frühen Tode seines Vaters das Bäckerhandwerk, beschäftigte sich aber fortdauernd mit Dicht- und Tonkunst. In den Bedrängnissen des dreißigjährigen Krieges hatte auch er mit bitterer Not zu kämpfen, wurde dann 1644 Lehrer an der Stadtschule in Koburg, 1659 als Dichter gekrönt und von dem Pfalzgrafen Rist in den Elbschwanenorden aufgenommen. Er starb am 27. September 1662. Francke dichtete u. a. die noch heute gesungenen Kirchenlieder: „Sei Gott getreu, halt seinen Bund," „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig," „Kein Stündlein geht dahin."

vielmahl metrice zugeschrieben. Ich verwundere mich nur, wie der seel. Mann bey seinen vielen und beschwerlichen Amts-Verrichtungen noch der Poesi so obliegen können, indem er immer gleich in einem Angst- und Arbeits-Karn eingespannt war. Allein wie eine Nachtigall, wenn dieselbe in einem Vogelkäfig mit Tuch bedecket und eingeschlossen ist, viel schärffer und lieblicher, als in der freyen Lufft singet, daher auch jener nachdenckliche Kopff über eine solche eingeschlossene und bedeckte Nachtigall schriebe:

Velata suavius;
Je heimlicher,
Je lieblicher;

so hat es gewiß auch dem Vater seel. ergangen."

Vor mir liegt ein in gepreßtes Leder sauber gebundener Foliant, den ich 1887 zufällig bei einem Antiquar in Frankfurt a. M. gefunden und erstanden habe. Der Inhalt des Drucks, ein Calendarium historicum von 1575, ist ohne Interesse. Aber das Buch ist durchweg mit Schreibpapier durchschossen und auf vielen dieser weißen Blätter hat der alte Matthäus mit sauberer, oft durch farbige Initialen gezierter Handschrift, die in ihrer gleichmäßigen Form an mittelalterliche Manuskripte erinnert, „der lieben Posterität zu Ehren" von 1681 an aufgezeichnet, was gerade sein Interesse gewonnen hatte. Da finden wir — übrigens verhältnismäßig selten — Berichte über Matthäus' persönliche Erlebnisse: von der „tödtlichen cattharischen Kranckheit," von welcher er anno 1681 „gemeinet, sie werde ihn an solchen vielen Flüssen ersticken, maßen viele seiner Auditorum ihn mit Thränen besuchet," von der wunderbaren Errettung seines lieben Sohnes Martin, der, als 1662 das Kirchendach reparieret worden, mit zwei anderen Knaben dort hinaufgeklettert, durchgebrochen und vor den Altar gefallen war, und dergleichen mehr. Ferner Berichte, wie die Ernte ausgefallen und was sich in der Parochie „in choro und



foro“ begeben. Sodann mühsame Abschriften von Flugblättern aus der älterer und zeitgenössischen Geschichte, die anzukaufen der schmale Geldbeutel verbot: so von der Bartholomäusnacht, von großen Missetätern und Unwettern, von den „erschröcklichen Wunderverwandlung eines Menschen in einen Hundt“ u. s. w. Fast alle diese Niederschriften begleitet Matthäus mit eigenen lateinischen Versen, in denen er die Moral zieht. Jedes Jahr verabschiedet er mit einem Chronostichon, in dem er sich selbst, da der Name Avenarius leider nicht in das klassische Metrum paßt, als Matthäus Avenas in den Vers bringt. Die Nachbildung einer solchen Stelle füge ich bei. Nach dem eigenhändigen Vermerke auf der Innenseite des Deckels: „Johannes Avenarius filius possideat ex jure paterno 4. Martii 1685“, ist der Tröster — vielleicht als ein Konfirmationsgeschenk — diesem unseren nächsten Stammvater zugewendet worden und nun nach mehr als 200 Jahren wieder an dessen Nachkommen gelangt. Mögen sie das Vermächtnis des Urvaters treulich wahren! Vor dem Namen Johannes steht die Ziffer 3. Vielleicht sind noch zwei mit Aufzeichnungen aus der Zeit vor 1681 gefüllte Bände vorhanden gewesen, die der Vater den beiden älteren Söhnen vermacht hat.

Als gedruckte Schriften des Matthäus nennt Strieder — leider ohne nähere Angabe — zwei: „Candidatus vitae aeternae“ und „Der treu gerühmte Schuldiener“ d. i. Lehrer. Beide Schriften haben trotz Umfrage der Berliner amtlichen Auskunftsstelle deutscher Bibliotheken sich bisher nicht auffinden lassen. Außerdem verschiedene lateinische „Epicedia“, deren Fundort Strieder angibt.

Wie der Tod den Vater nach reichgesegnetem Leben abrief, erzählt der Sohn Johannes (30): „Wie der Vater reine und erbauliche Lieder von Jugend an geliebet, so must Er auch mit einem nachdencklichen Lieder-Seufftzer abdrucken. Er starb anno 1692 Dom. Jubilate“ — d. i. am 24. April — „da Er des Morgens noch geprediget und Abschied von seiner Heerde genommen, daß sie Ihn nach dem Exempel Christi über ein kleines auch nicht mehr sehen würden. Als Ihm der Stickfluß so hart zusetzt, bricht Er in diese Worte heraus:

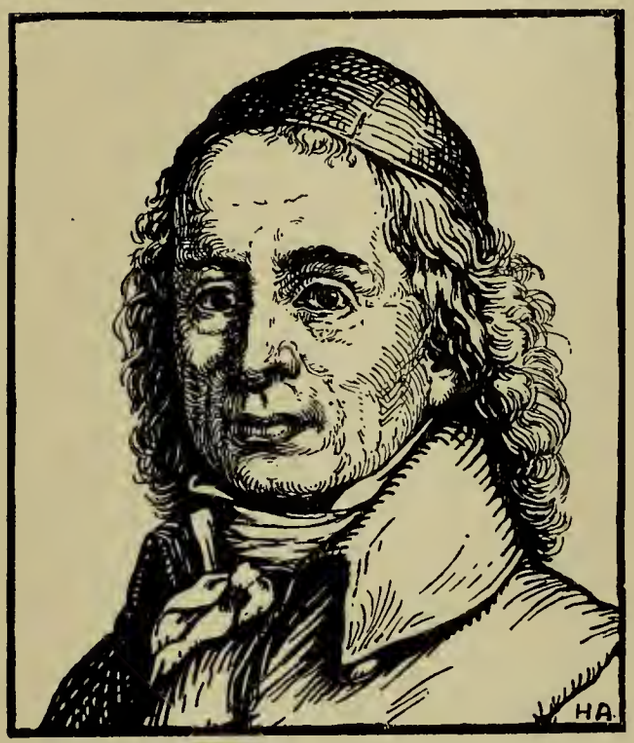
Ach GOtt, wenn alles mich verläßt,
So thue Du bey mir das best (31).

Ueber eine Weile spricht er: „Meinen JEsum laß ich nicht“ und ist darauf seelig verschieden.“

Die dankbare Gemeinde ließ das von Johannes Fabarius 1695 in Oel gemalte Bildnis des getreuen Hirten, ihres, wie es auf der Umschrift heißt, „weisen, wohlehrwürdigen, großachtbaren und hochwohlgelahrten, wohlverdienten und christeifrigen Pfarrherrn und Seelsorgers“, im Altarraum der Steinbacher Kirche aufhängen. Dort ist es — leider sehr nachgedunkelt — noch heute zu sehen. Nach diesem Bildnis des Ahnherrn hat mein Sohn Johannes die beigegebene Zeichnung gefertigt.

— (30) — Sendschreiben, S. 14. — (31) — „Ist genommen aus des Christlichen Poeten und seines im Leben treugewesenen Freundes Michael Franckes Lied: „Kein Stündlein geht dahin“, da alle Verse so endigen.“ Pietätvoll erwählte Johannes diese Worte des sterbenden Vaters zum Symbolum für sich. Matthäus selbst hatte sich zum Leitspruch Psalm 25 Vers 21 ausersehen: „Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre Dein.“

Drittes Geschlecht



Ich bin", sagt Matthäus' dritter Sohn, der Altvater M. Johannes Avenarius in einem kurzen Abriß seines eigenen Lebens (1), „im Jahre nach der heylbringenden Geburt Christi 1670 den 6. Nov. (2) zu Steinbach Amts Hallenberg von Christlichen Eltern aus einem keuschen und unbefleckten Ehebette gebohren worden. Die Mutter zu kennen, habe ich von GOtt die Gnade nicht gehabt, denn sie (ist), da ich noch nicht völlig 3 Jahre alt war, seelig verschieden. Mein lieber Vater hat mir vielmahl erzehlet, daß er sich über meiner Geburt sehr erfreuet, daher er auch so sehr mit mir zur heil. Tauffe, nämlich Tages darauf, geeilet und zu meinem Tauff-Pathen erwehlet Herrn Johann Mozen, vornehmen Hammer-Gewercken und Gastwirthen zu Rotteroda, der mir dann den tröstlichen Nahmen Johannes gegeben. Wie freudig nun der Vater seel. bey meinem Wachsthum war, so schwer und sauer ist ihm meine Auferziehung worden. Denn da die Mutter verschieden und noch ein Kleineres als ich, hinterlassen, ist leicht zu dencken, was Mühe, Sorge und Ungemach es gegeben, sothane kleine Kinder in solchem Jammer groß zu erziehen, dahero der Vater seel. offt gesagt, daß er mich mit Thränen auferzogen. Nachdem ich nun bis An. 1680 Herrn Jacobi Langen, Cantoris zu Steinbach, und meines seel. Vaters selbsteigene treue Information genossen, auch meiner seel. Stief-Mutter Treue und Liebe nicht genug verdancken können, wurde ich im gedachten 1680. Jahre den 25. September nach Meinungen auf die Schule bracht, alwo mir GOtt eines treumeynenden Patroni nämlich des fürstl. Sächß. Amts-Adjuncti in Meinungen Herrn Eliae Straußens Hertze dergestalt zuneigte, daß ich als ein Kind im Hause geachtet wurde. An. 1686 den 4. Sept. zog ich nach Arnstadt, daselbst zu frequentiren und wurde von dem damahls fleißigen und berühmten Rectore Herrn M. Treiber, um so vielmehr, als auch bey

Als Eingangsbild das Bildnis Aug. Hermann Francke's. — (1) — Abgedruckt im Anhang zu der ihm gehaltenen Leichenpredigt. Leider enden die Aufzeichnungen mit der Berufung nach Gera. — Ausführlichere Notizen über Johannes' Leben bei Geisthirt, Smalcaldia literata und Jöcher-Adelung, Gelehrten-Lexikon. — (2) — Nicht 10. 11. 1670, wie Strieder und nach ihm die meisten Lexika angeben.

ihm im Hause und Kost war, aufs treueste unterrichtet, daß ich nach erlangten Profectibus 1689 im Nahmen GOttes auf die Academie und zwar nach Jena ziehen kunte."

„Allda hörte ich in philosophicis Herrn D. Treunern, Herrn Professor Schmidt, Herrn D. Hebenstreit, Herrn D. Sagittarium, in historicis Herrn D. Schubartum, in graecis et hebraicis den hochberühmten Herrn D. Danzen. Nachdem ich mich nun in allem diesen festgesetzet, wendete ich mich im Nahmen GOttes mit allem Fleiß zu dem studio theologico, hörte ferner Herrn D. Treunern, aber hernach Herrn D. Baiern und endlich den so hochberühmten Herrn D. Bechmann, da er seine Annotationes über den Hutterum (3) publice durchdisputirete, wobey (ich) den locum de missa Pontificiorum respondendo defendirete, wie das davon gedruckte Programma zeuget."

Nach meines seel. Vaters Begehren und Willen promovirte ich, da ich meinen cursum academicum mit einem specimine publico unter Göttlichem Beystande glücklich geendet, Anno 1692 den 15. Sept. in Magistrum (4). Ob ich nun wohl gesonnen war, von da nacher Leipzig zu gehen, so wurde doch mein Vorsatz durch das Absterben meines seel. Vaters hintertrieben." (5)

„Der Göttlichen Vorsorge gefiel es, mich näher zu meinem Scopo zu führen, sintemahl ich von Cassel aus nach Berka an der Werra, einem Marktfleck im Eisenachischen, in eben dem Jahr 1692 vociret, und da ich vom Hochfürstl. Eisenachischem Consistorio examiniret, auch dom. XXIII p. trin. meine Prob-Predigt ablegen müssen, am I. adv. in Gegenwart Ihro Hochfürstl. Durchl. Herrn Herzogs Johann Georg (von Sachsen) und Herrn Carl Landgrafen von Hessen, die eben die Herrschaft in Eisenach besuchten, ordiniret wurde, worauf ich dann II. adventus mein heiliges Amt angetreten und solches zehen Jahre daselbst mit möglicher Amts-Treue unter Göttlichem Seegen verwaltet."

In Berka hat Johannes glückliche Tage verlebt. Es gelang ihm dort der große Wurf, fürs Leben treue Freunde und eine gute Frau zu gewinnen. „Ich kam nach Berka sehr jung von Jahren, indem ich kaum das 22. Jahr meines Alters angetreten und, welches das größte, als ein solcher, der weder Vater noch Mutter, durfte auch wohl sagen, keine Freunde mehr auf der Welt hatte. Allein der Höchste hat mir an Ihnen alles dasjenige ersetzet, wessen er mich an jenen beraubet." So schreibt Johannes 21 Jahre später an den „Wohl-Edlen, Vesten- und Hochgelahrten HERRN Hrn. Joh. Melchior Waldenberger, Hochfürstl. Hessisch-Casselischen hochverordneten Amts-Voigt und dessen hochgeschätzte Eheliebste, die Wohl-Edle, Hoch-, Ehr- und Tugend-belobte FRAU Fr. Barb. Katharine geborene Kehrin in Breitenbach, seinen hochwerthesten und hochgeneigten Gevattern und Frau Gevatterin" (6).

— (3) — Gemeint sind die theologischen Werke des als Lutherus redivivus gepriesenen Wittenberger Professors Leonhard Hutter († 1616). Das Wort „malo unam glossam quam centum textus" galt nicht blos bei den Juristen. — (4) — Nämlich der Freien Künste, dem erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts verliehenen Grade des Doctor der Philosophie entsprechend. Geisthirt, Smalc. lit., nennt fälschlich 1689 als Promotionsjahr. — (5) — Der Vater hatte aber schon die Promotion nicht mehr erlebt. — (6) — In der Zueignung zu den beiden Eheleuten gewidmeten „Erbaulichen Lieder-Predigten" 1713. Der Ehemann hatte bei dem 1702 geborenen Sohn, die Frau 1703 bei Johannes' einziger Tochter Gevatter gestanden.

Treuherzig fährt Johannes in seiner Lebensbeschreibung fort: „Weil bei meinem Amte die Oeconomica zu observiren mir viel zu beschwerlich war, resolvirete ich mit GOtt zu heyrathen und fand durch seine Schickung eine treue Gehülffin an meiner nachmahls hertzlich gemeynten und geliebten Ehe-Gattin, damals aber Jungfer Anna Sophia, des weyland Wohl-Ehrwürdigen Herrn Johann Caspar Rebhahn, wohlverdienten Pastoris in Marksuhla, eintzigen Tochter (7), welche eine Nachkommin des berühmten Eisenachischen Theologi und durch viele Schrifften hochberühmten General-Superintendenten Nicolai Rebhahns. Mit dieser bin ich Anno 1694 den 15. Octobris durch priesterliche Hand christlich und ordentlich getrauet worden, auch eine rechte friedlich-gesegnete und glückliche Ehe besessen."

Die Gemeinde in Berka, der Johannes nach dem Vorbild seines Vaters in unabläßiger Treue diente, vergalt Liebe mit Liebe. „Ich muß", sagt er (8), „es sämtlichen Bürgern dort zu besonderem Ruhme nachsagen, daß, wenn es in ihrem Vermögen gestanden, sie uns die Sonne zugeneiget hätten."

Im Jahre 1702 ward Johannes als Diakonus nach Schmalkalden berufen. Schon zwei Jahre darauf (9) rückte er in die Stelle des Archidiakonus an St. Georg auf. Noch immer hatten sich dort die Lutheraner über die unfreundliche Haltung der reformierten Regierung zu beklagen. Erwähnen doch die Geraer Behörden 1723 geradezu, daß in Schmalkalden „fast ecclesia pressa" sei. Dafür, daß unnützes Pfaffengezänk diese schwierigen Verhältnisse der Gemeinde nicht noch mehr erschwere, hat Johannes sicherlich gesorgt. Er hatte seine theologische Ausbildung in dem milden Jena genossen, dessen Fakultät bei den orthodoxen Leipzigern kaum noch für rechtgläubig galt. Auch war er, so sehr er dem Vater sonst glich, zurückhaltender und ruhiger als Matthäus, der in seinen Schmalkaldener Tagen wohl nicht blos zur Abwehr bereit gestanden haben, sondern auch gelegentlich zum Angriff vorgegangen sein mag. Daß gleichwohl Johannes seiner Kirche sachlich nichts vergeben hat, beweist die herzliche Verehrung, mit welcher, wie auch Geisthirt bezeugt, die Schmalkaldener an ihrem Pfarrherrn hingen.

In Johannes' Schmalkaldener Amtszeit fällt der Hauptteil seiner literarischen Tätigkeit, die ihn zu einem der angesehensten theologischen Schriftsteller jener Zeit gemacht hat.

Nachdem Johannes frühere Berufungen nach Heldburg und zum Pastor Primarius in Heilbronn „gantz demüthig deprecirt" hatte, erhielt er 1723 eine Vokation zum Pfarrer der Hauptkirche St. Trinitatis in Gera. Die im dortigen Konsistorialarchive erhaltenen Akten beweisen, daß dieser Ruf ein besonders ehrenvoller war. Johannes' Name hatte einen so guten Klang, daß Bürgermeister und Rat zu Gera einstimmig beschlossen, nicht nur von dem Brauche, drei Kandidaten der Bürgerschaft zu präsentieren, für diesmal abzusehen, sondern auch bei der Landesherrschaft, dem Grafen Heinrich XVIII. Reuß j. L. — „wiewohl ohne Consequentz" — um die Erlaubnis einzukommen, die Vokation schon vor der her-

— (7) Anna Sophia war am Neujahrstage 1677 in Ruhla geboren. Die Familie selbst schrieb sich Rebhan. — (8) — In den „Betrübten Gedanken" 1735. Goldner, de claris Avenariis, läßt ihn zwischen der Berkaer und der Schmalkaldener Stelle Pastor in Breitenbach sein. Fernbreitenbach war aber nur Filiale von Berka. — (9) — Johannes selbst gibt 1703 an. Aber erst 1704 „deklarirete man" — nach Geisthirt — „Hrn. Josiam Sebastian Reinhard vor einen Emeritum".

Jo. Avenarius.

kömmlichen Antrittspredigt ausfertigen und dem Berufenen ohne dessen Ansuchen sogar eine Zulage von 50 Gulden jährlich aus dem Kirchkasten gewähren zu dürfen. Heinrich XVIII. erklärte sich umgehend mit diesen Wünschen wohl zufrieden, „inmaßen," wie er hinzusetzt „Wir Uns die Pietät (10), Gaben und Geschicklichkeit des M. Avenarii gar sonderlich rühmen lassen, auch ihm daneben die Superintendentz und Inspektion der hiesigen Diözes aufzutragen in Gnaden geneigt sind." Die Vokation solle, so ordnet der Landesherr an, durch eine sofort nach Schmalkalden abzusendende Deputation des Rats überreicht werden. Die plötzliche Eile, — die Stelle war zwei Jahre lang unbesetzt geblieben — läßt darauf schließen, daß man befürchtete, Johannes, mit dem man offenbar vertraulich schon verhandelt hatte, könne doch noch im letzten Augenblicke ablehnen. Aber er nahm unter dem 23. Februar 1723 an, da er „dieses als einen Göttlichen und rechtmäßigen Beruf erkennen müsse, cui nolle obedire maximum erit flagitium." Am 13. Juni hielt Johannes seine Vorstellungspredigt in Gera, am nächsten Tage wurden die Viertelsmeister samt dem Bürgerausschuß aufs Rathaus geladen und gaben einmütig die formell vorbehaltene Zustimmung zur Wahl. Am selben Tage noch vollzog Heinrich XVIII. „zugleich Namens der freundlich lieben Vettern Herrn Heinrich XI., des Stammes Aeltesten, Herren Heinrich XV. und XXIX. jüngerer Reußen" die Bestallung zum Landessuperintendenten, ersten geistlichen Beisitzer des gemeinschaftlichen Konsistoriums, Inspektor des „Illustre Rutheneum," der gesamt-reußischen Landesschule, sowie zum Professor theologiae publicus.

Unter vielen Tränen" nahm Johannes von Schmalkalden Abschied und hielt am 9. November 1723 im Rutheneum zu Gera seine feierliche Antrittsrede „de theologis, qui per gradus ascenderunt." Zu dieser Feier lud der Rektor der Landesschule Georg Ludwig Goldner (11) durch ein lateinisches Programm „de claris Avenariis" ein. Goldner war zu dieser „Dissertatio" durch das Beispiel des D. G. H. Goez und des Polyhistors Fabricius angeregt worden, die über berühmte Namensgenossen, „qui tam sanguinis jure, quam fortuito nominis similitudine cognati quasi fuere," ähnliche Arbeiten veröffentlicht hatten. Er bringt mehr oder weniger ausführlich Notizen über das Leben des D. Joh. Avenarius von Eger († 1590) und seiner Nachkommen Jeremias († 1627), Zacharias († 1638), Josephus († 1632), Johannes († 1631), Abraham von Zipsendorf († 1666), Johannes von Plauen († 1713) und Joh. Christian von Gotha († 1757), endlich über unseren Stammvater Matthäus und seine Nachkommen. (12).

— (10) — Wir werden auf diesen unter damaligen Zeitverhältnissen nicht bedeutungslosen Ausdruck zurückkommen. — (11) — Goldner, ein hervorragend tüchtiger Schulmann, leitete das Rutheneum von 1696 bis zu seinem 1741 erfolgten Tode. Ihm war auf eine von Aug. Herm. Francke ausgehende Anregung hin 1714 die Aufgabe gestellt worden, dem Gymnasium, auf dem „bisher die Jugend noch immerzu nach der alten verdrießlichen arth und nicht nach jetziger leichtern und galantern Mode vornehmlich in logicis und rhetoricis eingeführt wird", durch eine Reorganisation in dem bezeichneten modernen Sinne „wieder aufzuhelffen". Daher wohl auch die besondere von Johannes bekleidete Professur. Vergl. Aug. Herm. Francke's Briefe an Graf Heinrich XXIV. Reuß j. L. Herausgeg. von Schmidt und Meusel. Leipzig 1905. S. 77. — (12) — Vier Blätter in Folio (in der Universitätsbibliothek zu Halle).

Es ist kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse zu sehen, wie die Stelle eines ersten Kirchen- und Schulbeamten in einem kleinen Territorium damals dotiert war. Welches Gehalt Johannes als Superintendent zu beziehen hatte, ergeben die Akten nicht. Die mit dem Amte nicht organisch verbundene Professur warf jährlich 25 Gulden ab, ebenso viel anscheinend das Inspektorat des Gymnasiums. Als Pfarrer der Stadthauptkirche sollte Johannes, „damit er sein Amt verhoffentlich mit Freuden und nicht mit Seufftzen tun könne", außer freier Wohnung mit Garten und einem — anscheinend reichlichen — Deputat an Weizen, Korn, Gerste, Hafer und Holz ausnahmsweise auch noch die Gräserei im Ratsweidicht an der Elsterbrücke sowie 150 Gulden baar erhalten. Hierzu kamen noch die erwähnte Zulage von 50 Gulden jährlich und die Accidenzien für Amtshandlungen. Alles „zu rechter Zeit" reichen zu lassen, sichert der Rat mit dem vorsichtigen Vorbehalt zu: „soviel Gott Gnade und Ruhe geben wird." (13).

Schon am 24. April 1724 ordnete Heinrich XVIII. auf eine vom Bürgermeister und Rat übergebene Supplik an, daß Johannes vorläufig auf sechs Jahre eine weitere Zulage von 50 Gulden erhalten soll, „weilen er wegen sehr wenig habender Beichtkinder an seinen Accidenzien einen ziemlichen Rückgang verspüren müsse." In Schmalkalden war in Hinsicht der Accidenzien Johannes bei der Liebe der Gemeinde jedenfalls gut gefahren. Möglich, daß man in Gera dem neuen Pastor gegenüber sich zunächst bei den üblichen „Opfern" zurückhaltender verhielt. Möglich aber auch, daß die pietistische Bewegung, die in August Hermann Francke zu Halle ihren Mittelpunkt hatte, Johannes Abbruch tat und der — selbst pietistisch gesinnte — Landesherr sich doch verpflichtet fühlte, den ersten Kirchenbeamten seines Territoriums wenigstens finanziell nicht im Stich zu lassen.

Denn gegenüber der damals die kleinen Thüringer Höfe, vor allen seine Reußischen Landesherren völlig beherrschenden pietistischen Strömung blieb Johannes ohne Menschenfurcht ein aufrechter, nur der Stimme der Pflicht gehorchender Mann. Keiner hat das Wesen der „Stillen im Lande" so feinsinnig erfaßt und so meisterlich geschildert, wie Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (14): Nicht als eine von einem großen Reformator verkündete Lehre, sondern als eine Richtung des Gemütes war der „Glaube der Pietät" nach dem großen Kriege innerhalb der evangelischen wie der katholischen Kirche gleichzeitig in vielen Tausenden aufgebrochen, als eine durchaus gesunde Reaktion gegen die verknöcherte Orthodoxie, die in der Kirche fast nur noch eine juristische Korporation mit bestimmten Glaubenspflichten der Mitglieder sah. Fast jede der kriegführenden Parteien hatte ein Glaubenszeichen auf ihren Fahnen getragen, jede hatte unsägliches Unheil über das Volk gebracht, an jeder war sichtbar geworden, wie wenig Taufe und Abendmahl, wie wenig gar die unterscheidenden Symbole irgend einer

— (13) — Daß solcher Vorbehalt nicht etwa blos eine fromme Redewendung war, mußten sogar bei staatlich versprochenen Leistungen Johannes' Kinder erfahren. Zwei Jahre nach seinem Tode bitten Joh. Caspar und Kath. Sophie das Konsistorium flehentlich um das „trotz Vertröstung" immer noch rückständige Gehalt des Vaters pro lectione publica et inspectione: „wir werden solche Gnade und Wohlgeneigtheit mit unterthänigem und gehorsamsten Danke lebenslang rühmen." Es handelte sich um ganze 13 fl. 14 gr. 9 Pf.! Georg Ludwig hat nicht mit unterschrieben: vielleicht hielt er sich für zu vornehm. — (14) — Aus neuer Zeit. Leipzig 1871. Seite 12 ff. —

Konfession hinreichten, ihre Bekenner zu guten Menschen, zu wahren Jüngern des Heilands zu machen. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden. Aus dieser Verödung des Gemüts war die neue Richtung entsprossen, die Erkenntnis, daß nicht Dogma, nicht Ritus, sondern das persönliche Verhältnis des Einzelnen zu Gott und daneben der Dienst an den Brüdern die Hauptsache für den Christenmenschen sei. Die großen Namen der Führer werden uns Deutschen allzeit verehrungswürdig bleiben: der Name des gemütstiefen Philipp Jakob Spener wie der des glaubensstarken und dadurch tatkräftigen August Hermann Francke, des Begründers des Halleschen Waisenhauses, des ersten großen Liebeswerkes in Deutschland, das aus freien Beiträgen vieler Tausenden hervorging. Gleichwohl konnte es nicht ausbleiben, daß eine Strömung, die ihre Quelle im vollsten Subjektivismus hatte, im Verlauf der Zeit sich trübte. Jeder einzelne sollte danach trachten, für seine Person in ein ganz besonderes Verhältnis zu Gott zu gelangen. Da nicht jeder im Stande war, einen eigenen Weg zur Erfüllung dieser seiner Sehnsucht zu finden, sah er anderen, gern zur Propaganda für die eigene Methode Bereiten diese ab. Aus der Methode ward allmählich Manier. Luther hatte seinem Herrgott, wenn er seines heißen Gebets Erfüllung heischte, „den Sack vor die Füße geworfen". Das zerschlagene und resignierte Geschlecht, das nach dem großen Kriege übrig geblieben war, und seine verkümmerten Nachkommen getrauten sich nur in schüchternem Geflüster um des Herrn Gnade zu werben. Auf Umwegen, durch Däumeln in der Bibel, durch Deutung von Träumen, durch Horchen auf plötzliche Eingebungen gedachte man hinter Gottes Willen zu kommen. Die „Erweckten" sonderten sich zwar von dem wüsten Treiben der verrohten Zeitgenossen ab, aber sie vereinigten sich auch zugleich mit anderen vom Herrn besonders auserwählten schönen Seelen in Konventikeln, um hier einer besonderen Frömmigkeit zu pflegen. Die Gemeinschaft der Gemeinde und die geordnete Seelsorge ward ihnen gleichgiltig. Die Sektiererei schoß üppig ins Kraut. Man verachtete „Gleichstellung der Welt" und kam dahin, selbst die unschuldigste Freude an harmloser Geselligkeit, an den Werken der Kunst, ja an Gottes lachender Natur mit Argwohn zu betrachten. Halb mißtrauisch, halb mitleidig blickten die Wiedergeborenen auf weltliches wissenschaftliches Streben hinab. Unleidliche Selbstgerechtigkeit und banausischer geistlicher Hochmut, mit Demutsfloskeln verbrämt, machten sich breit.

Innerlich stand Johannes, nach seinen Schriften zu urteilen, dem Pietismus gar nicht so fern, soweit dieser darauf ausging, das Christentum vor allem im Gemüte zu vertiefen. Vor seiner Berufung nach Gera wird zweifelsohne Aug. Herm. Francke, der gerade damals mit dem Grafen Heinrich XXIV. von Reuß-Köstritz, „wohl dem würdigsten Vertreter unter den erweckten Reichsständen" (15), in lebhaftestem Briefwechsel stand, um Rat gefragt worden sein. Es scheint nicht einmal ausgeschlossen, daß bei der Neubesetzung der Geraer Stelle Francke, durch Johannes' Schriften bewogen, auf diesen als geeigneten Ersatzmann sogar erst hingewiesen hat. Der Landesherr würde sonst in damals so besonders wichtiger Frage wohl kaum so prompt die Vokation schon vor abgelegter Probepredigt bestätigt, ja unter Berufung

— (15) — Gebhardt, Thüring. Kirchengeschichte. Gotha 1882. III. S. 27.

auf seine (von Francke?) „gerühmte Pietät“ dem persönlich Unbekannten die Stelle des ersten Kirchenbeamten im Lande angeboten haben.

Wenn man freilich geglaubt hatte, Johannes werde sich steuerlos von der pietistischen Flut treiben lassen, so hatte man sich getäuscht. Der Sohn des alten grobkörnigen Matthäus vermochte der süßlichen Empfindelei, den beliebten „Losungen“ nnd „Entzückungen“ der pietistischen Kreise, die er jetzt im Reußenländchen mit eigenen Augen zu sehen bekam, keinen Geschmack abzugewinnen. Das Konventikelwesen schien ihm die Einheit der Kirche zu untergraben und diese Einheit in dem ihm anvertrauten Territorium zu wahren, dafür war er kraft seines Amtes vor Gott verantworflich. Da mußte die Besorgnis zurücktreten, ob er bei gewissenhafter Pflichterfüllung bei der gnädigsten Landesherrschaft oder sonst wo anstieß.

Johannes forderte daher etliche Führer der „Erweckten“ vor das Konsistorium, um sie von der Sektiererei abzumahnen.

Aug. Herm. Francke äußert sich in seinem an Heinrich XXIV. gerichteten Briefe vom 9. Juni 1725 (16) schon ziemlich enttäuscht über seine erste persönliche Begegnung mit Johannes:

„Es waren der Herr Graf Henckel“ (auf Pölzig, wo das Konventikelwesen besonders eifrige Förderung fand), „gestern so gut und ließen den Herrn Super. Avenarium von Gehra herüberkommen. Dies ist unsere erste Unterredung, die wir gehalten. Es sind verschiedene nöthige und nützliche Dinge vorkommen; doch hieß es hier: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet's jetzt nicht tragen. Bey der Brunnen-Cur hält mans nicht für genug, einmal zu trinken, und ein Medicus hoffet nicht leicht von einer Dosis den vollen effect, verordnet wohl nur wenige Tropfen und siehet dann zu, wie sich der Patient darauf befindet. Und ich bin auch bei dieser ersten dosi nicht ohne Hoffnung blieben, da sonderlich ein pourtrait von Luthero, Spenero p. gegeben und Lutherum redivivum“ (von Georg Nuler, Stuttgart 1658) „und andere Bücher recommandiret, auch das Baruthische Denkmal“ (gemeint ist Speners Predigt: Leubachisches Denkmal von 1682) „mitgegeben. Animus benevolus plura, spero, in posterum admittet.“

Der Zauber der gewaltigen Persönlichkeit Franckes hat offenbar auch Johannes gegenüber nicht versagt. Francke berichtet unter dem 20. Juni, daß sich Johannes „nun geneigter gegen die Böhlitzer Erweckten und den Pfarrer in Langenberg bezeiget“, ja am 24. Juni, daß Johannes „sehr vergnügt von Pölzig zurückgekommen und bei seiner Frau auch ein Verlangen erwecket, herzukommen.“ Francke schickt ihm zu Weihnachten 1725 noch ein weiteres Buch. Aber schon am 4. April 1726 schreibt Francke niedergeschlagen: „Ueber die lieben Leutgen zu Böhlitz erfreue ich mich, die sich vor dem Consistorio so wohl verantwortet. Es betrübt mich hingegen desto mehr, daß ich von dem Superintendenten keine bessere Probe vernehme.“ (17) Francke starb 1727. Nach seinem Tode verlor auch in den Reußischen Landen die pietistische Bewegung bald an Einfluß.

— (16) — Briefe Seite 119. — (17) — Briefe S. 133. Uebrigens war auch Goldner, als er mit Johannes' Zustimmung einen Alumnus, der durch seine Verzückungen die Schuldisziplin gefährdete, vom Rutheneum entfernt hatte, bei den Pietisten in Ungnade gefallen.

Vom Vater hatte Johannes die herzliche Freude an Musik und Dichtkunst geerbt. Zwar wissen wir von musikalischen Kompositionen nichts und die erhaltenen poetischen Erzeugnisse gehen über feierliche Carmina nicht hinaus, deren Fertigung damals dem redegeübten Geistlichen gewissermaßen als Amtspflicht oblag. (18) Was unserem Johannes als „einem um den evangelischen Kirchenchoral hochverdienten Manne“ einen ehrenvollen Platz in den musikgeschichtlichen Werken (19) bis auf den heutigen Tag gesichert hat, ist die bei seinen Predigten angewendete Methode. Johannes stand bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen als Kanzelredner. (20) Ein aus vollem Herzen kommender warmer Ton klingt durch die im Druck erhaltenen Predigten. Auf Erörterung dogmatischer Streitfragen läßt sich der Redner nicht ein. In frischer, anschaulicher Sprache trägt er vor und erläutert seine Sätze gern plastisch durch kleine Geschichten, die er mit großer Belesenheit zusammengetragen hat. Ohne lateinische Zitate geht es der Sitte der Zeit gemäß nicht ab: die Gemeinde wollte ja auch die Wohlgelahrtheit ihres geistlichen Herrn schmecken. Die besondere Eigenart dieser Reden liegt in der Wahl der Texte. „Ich habe“, so schreibt Johannes (21), „von Jugend auf eine gantz ungemeine und besondere Liebe zu dem nützlichen und recht ergetzlichen Liederstudio getragen, so, daß ich schon in meiner Jugend alles, was nur von Liedern handelt, zusammengesucht. Da ich ins Predigt-Amt berufen wurde, ging ich immer mit Liedergedanken um, wußte aber doch nicht, wie es eigentlich anzugreiffen, weilen zur selbigen Zeit noch gar wenig Vorschub hiervon bey denen Gelehrten zu finden, biß endlich der berühmte Hr. Olearius zu Arnstadt mit Herausgebung seiner Lieder-Bibliothec Lärmen bließ. Ich fieng darauf an über gewisse Lieder in der Ober-Hospitalkirche in Schmalkalden, ingleichen über etliche Sterb-Gesänge bei Leichen zu predigen. Und da ich merckte, daß solches dem Auditorio wohl gefiele, fuhr ich fort und tractirte in der Haupt-Kirche allezeit ein Lied statt des Einganges, so sich auf den Catechismus-Text schickte. Ja, damit man sehen möchte, wie lehr- und trostreich die Lieder wären, so, daß auch in einem eintzigen Versikul ein ganzes sonntägliches Evangelium enthalten, habe ich auch dieses in dem sogen. Evangelischen Christenschmuck, so 1718 gedruckt, gezeiget.“ In ähnlicher Weise hat Johannes dann 1722 im „Epistolischen Christen-Schmuck“ Kirchengesänge behandelt, die an die sonntäglichen Episteln anklangen. Johannes legt seiner Predigt einen Vers, oft auch ein ganzes Lied zu Grunde und bespricht diesen Text mit großer Liebe und feinem Verständnis, „damit der gemeine Mann doch wisse, was er eigentlich singe“. Auch die Person des Dichters, die Umstände, unter denen das Lied entstand, ja textkritische Fragen behandelt er in den gedruckten Liederpredigten so eingehend, daß die Vermutung nahe liegt, diese Stellen seien erst bei der Drucklegung für gelehrte Kreise in solcher Ausführlichkeit eingefügt worden.

— (18) — Am wertvollsten ist noch der schlicht empfundene gereimte Nachruf, den Johannes, selbst schwer erkrankt, der heimgegangenen Gattin gewidmet hat. Abgedruckt am Schluß der „Betrübten Gedanken“. Siehe unten im Schriftenverzeichnis unter 14. — (19) — Z. B. im Musikerlexikon von Eitner, von Fétis u. s. w. Vgl. auch Brückner's Aufsatz über Johannes in der Allgem. Deutschen Biographie I. S. 699. — (20) — Geisthirt, Smalcaldia literata. — (21) — In der Vorrede zum „Epistolischen Christenschmuck“. Den wenig geschmackvollen Titel dieses Buchs hat sich Johannes, „da solcher dem Herrn Verleger beliebet, müssen gefallen lassen.“ ———

Gewissermaßen den Niederschlag seiner Choralstudien aber gibt Johannes 1725 in dem neuen „Gerauischen Gesangbuch“. Das erst von seinem Amtsvorgänger D. Pertsch für das Reußenländchen zusammengestellte alte Gesangbuch war vergriffen. Nichts war Johannes willkommener als der landesherrliche Auftrag, selbständig eine Anthologie auf dem Gebiete des evangelischen Kirchenliedes, des damals volkstümlichsten Zweiges der lyrischen Dichtung, zu sammeln. Nicht weniger als 143 Lieder meist noch lebender Verfasser scheidet Johannes als unzulänglich aus und läßt dafür Luther, Paul Gerhard und andere Aeltere sowie von den Zeitgenossen namentlich Benjamin Schmolck besser als bisher zu ihrem Rechte kommen. Unparteiisch nimmt er übrigens auch von seines Vaters Liedern nur das weitverbreitete „O Jesu, meine Lust“ in die Sammlung auf. Vor allem hält er auf reinen Text und stellt diesen wieder her, wo er willkürliche Aenderungen und Zusätze vorfindet, die da gemacht sind, um ein Lied nach der Melodie eines anderen singen zu können. Dieses „hat man gar nicht nöthig; man mache sich nur diejenige Melodie, so zu diesen Liedern gesetzet, bekanndt, so wird man eines solchen tadelhafften Anflickens nicht nöthig haben, auch die Lieder, wie sie von dem Autore aufgesetzt, ungestümpelt und in ihrer Krafft bleiben, ja, man wird bey Absingung derselben mehr Anmuth, Andacht und Erbauung in seinem Hertzen empfinden, als daß man weiß, das Lied sey einem anderen nicht gut genug gewesen“ (22). Die herkömmliche Angabe der Liederdichter sichtet Johannes mit unbarmherziger Kritik und streicht auch die Namen fürstlicher Personen, wo er die Ueberzeugung gewinnt, daß nur höfische Liebedienerei ihnen die Autorschaft an diesem oder jenem Liede zugeschrieben hat (23). Daß Johannes mit solchem rein sachlichen Vorgehen Anstoß erregte, — das Konzept der besonders bissigen Rezension eines „Ausgemerzten“ liegt in dem auf der Gothaer Bibliothek befindlichen Exemplar des Gesangbuchs — das nahm er gleichmütig als vorausgesehen hin.

In Johannes Geraer Amtszeit fällt die Austreibung der Salzburger Protestanten. Die mühseligen Züge der Glaubenstreuen nach Preußen, wo ihnen Friedrich Wilhelm I. eine Zufluchtsstätte bereitet hatte, entflammte die Herzen aller Evangelischen Deutschlands. Im April 1732 zog ein Teil der Salzburger durch Gera. Johannes veranstaltete den „lieben Leuten“ zu Ehren eine Art Festgottesdienst, bei nnd nach welchem die Gaben reichlich flossen. Eine ohne Nennung des Verfassers erschienene, „mit eilfertiger Feder entworfene“ Denkschrift (24) schildert den Verlauf dieser Tage und erzählt einzelne Züge aus der Leidens- nnd Reisegeschichte der Vertriebenen. Der Verfasser versichert in der vom 12. Mai 1732 datierten Vorrede besonders, daß er nichts melde, was er nicht entweder selbst gesehen oder gehört oder aus eines redlichen und gottergebenen Freundes, auf sein freundliches Bitten ihm auch schriftlich erteilter Relation gezogen habe. Auf Seite 34—36 finden wir folgendes verzeichnet:

— (22) — Vorrede zum Gerauischen Gesangbuch. — (23) — So schon bei „Jesus meine Zuversicht“ den Namen der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg, bei „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ den der Gräfin Aemilie Julia von Schwarzburg. — (24) — „Das liebthätige Gera“ siehe unten im Schriftenverzeichnis unter 13.

Von den Salzburgern, „die sich bey uns befanden, hatten doch etliche 10. 20. Reichs-Thaler und mehr im Vermögen, das sie theils mit heraus gebracht, theils von milden Händen erhalten haben. Einige, doch sehr wenige, haben auch ein mehreres vermocht und salvirt, wie aus folgender Historie, die uns von einem glaubwürdigen Manne erzehlet, und die von etlichen Zeugen bestättiget worden, zu ersehen: In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen (25), hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabey er in seinem Hertzen den Schluß faßet, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich dahero bey denen anderen Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten redlichen Leuten und hätte sich iederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedancken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne GOtt seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es so wol dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet so fort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf der Sohn sie mit sich nimmt und sie seinem Vater praesentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ey man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm

— (25) — Hier muß dem Berichterstatter ein Versehen untergelaufen sein. Die durch Gera ziehenden Salzburger gehörten zum ersten, mitten im härtesten Winter 1731/32 aus Salzburg abgeschobenen Zuge der Exulanten, der über Traunstein, Rosenheim, Tölz, Weilheim und Landsberg durch Schwaben nach Harburg bei Oettingen gelangt war. Hier traf sie am 28. März der von Friedrich Wilhelm I. entgegengesandte Kommissar, der ihnen eine Zuflucht in Preußen anbot und sie nun durch das Ansbachische Gebiet ins Vogtland geleitete. (Ausführliche Historie derer Emigranten . . . aus dem Ertzbisthum Saltzburg. 3. Aufl. Leipzig 1733. I. S. 110. II. S. 33 ff.) Auf diesem ganzen Wege liegt — abgesehen von einer im Jahre 1881 vier Häuser umfassenden Siedelung dieses Namens bei dem stockkatholischen Rosenheim — kein Ort namens Altmühl. Den Fluß Altmühl scheinen die Emigranten nach dem Austritt aus dem Oettingischen Gebiete bei Gunzenhausen überschritten zu haben.

treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeuget, erkläret sie sich: Wenn es denn ernst sein solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

In dieser kleinen Geschichte fand Goethe, wie er am 28. April 1797 an H. Meyer schreibt, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet"; aus diesem dürftigen Stoffe erwuchs „Hermann und Dorothea". Ob das „Liebthätige Gera" selbst, die „Vollkommene Emigrationsgeschichte von Saltzburg" (Leipzig 1734) oder die „Ausführliche Historie derer Emigranten"" (Leipzig 1733) Goethe vorgelegen — in beide Werke ist die Anekdote fast wörtlich übernommen — ist gleichgiltig. Jedenfalls liegt uns in der Geraer Schrift der Originalbericht über das erst wenige Wochen zurückliegende Geschehnis vor. — Nach einer Mitteilung der „Auskunftsstelle Deutscher Bibliotheken" zu Berlin gilt Johannes Avenarius für den Verfasser der Flugschrift. Es mag ihm als dem Leiter der Festlichkeiten bequemer gewesen sein, von sich als einer dritten Person zu sprechen.

Die Ehe Johannes' ist nach dem, was er nach dem Tode der Gattin in seinen „Betrübten Gedanken" schreibt, eine durchaus glückliche gewesen, selbst wenn wir den bei solcher Gelegenheit verzeihlichen und damals besonders üblichen Superlativ auf den Positiv herabsetzen. Aus altem Pfarrgeschlecht stammend, verstand es Anna Sophie, ihrem Eheliebsten nicht nur „in oeconomicis", sondern auch sonst das Leben möglichst zu erleichtern: „Kundte sich die Clytemnestra beim Euripide gegen ihren Gemahl, den König Agamemnon, berühmen, sie habe sich jederzeit also verhalten, daß, er möge heimgekommen oder ausgegangen seyn, er allezeit wäre glückseelig gewesen, so kann ich gewiß auch dieses mit Grund der Wahrheit von der Wohl-Seeligen Frauen sagen. Bin ich in Amts-Verrichtungen ausgefahren, so hat sie mich allezeit mit einem kräfftigen und liebreichen Wunsche begleitet; bin ich wiederkommen und sie wurde gewahr, daß ich Chagrin oder Verdrießlichkeiten gehabt, wuste sie gar bald mir mit solchen holdseeligen Worten zu begegnen, daß darüber alles Widerwärtige vergessen kundte." Der betrübte Witwer hebt hervor, daß die „Wohl-Seelige Frau nicht nur gern auf dem Gottesacker war und sich an denen Gräbern der Heiligen und deren erbaulichen Grabschrifften belustigte, sondern auch die Leichen-Predigten jederzeit mit großer Attention angehört habe." Ob der von Johannes für diese Neigung angegebene Grund, daß Anna Sophie „ja nicht des Todes und seiner unversehenen Ankunfft habe vergessen wollen", wie der Gatte meint, das alleinige Motiv zu solcher Liebhaberei war, wollen wir in geziemendem Respekt gegen die Stammutter dahingestellt sein lassen. Anna Sophie hatte „das Malheur, daß sie sechs Jahre vor ihrem Ende von einem harten Schlagfluß getroffen wurde, worzu kam, daß sie wegen allzugroßer Entkräfftung einstens unversehens darniederfiel und den Arm zerbrach."

Aber auch Johannes' letzte Lebensjahre wurden durch Krankheit, „hitzige Fieber und elende Nächte“ verdüstert. (26)

Anna Sophie hat außer zwei bald nach der Geburt verstorbenen Kindern (27) zwei Söhne, Johann Caspar (* Berka 11. 7. 1696) und Georg Ludwig (* Berka 4. 5. 1699), unseren weiteren Stammvater, geboren. Die Eltern haben noch die Freude gehabt, beide in Amt und Würden zu sehen. Ihr Schmerzens- und darum vielleicht Lieblingskind war die am 6. März 1703 in Schmalkalden geborene einzige Tochter Katharina Sophie. Diese hatte sich am 15. Mai 1725 mit dem Kauf- und Handelsherrn Heinrich August Albrecht in Gera (* daselbst 27. 8. 1698 † 30. 12. 1736), einem Sohne des am 4. März 1724 zu Gera verstorbenen hochangesehenen Kaufherrn und Bürgermeisters Joh. Michael Albrecht, verheiratet. Die kinderlose Ehe scheint durch Schuld des Mannes eine unglückliche geworden und die Tochter meist im elterlichen Hause gewesen zu sein. Johannes schreibt in den „Betrübten Gedanken“ von dem „bekannten großen Kreuz“ der Tochter; ihr erst zwischen dem Tode des Vaters und dem Drucke der Leichenpredigt verstorbener Mann wird in den zahlreichen Kondolenzschriften offenbar geflissentlich auch nicht einmal erwähnt. Wo Katharina Sophie nach dem Tode der Eltern geblieben und wann sie gestorben ist, habe ich nicht feststellen können.

Am 12. Mai 1735 starb Anna Sophie, am 11. Dezember 1736 folgte ihr Johannes in den Tod. Bei seiner Bestattung in der „Amelung'schen Gruft“ am 14. Dezember trugen auf Spezialbefehl des Konsistoriums die sämtlichen Geistlichen der Diözese nebst ihren Schulmeistern den Sarg.

Wer die Einfachheit der guten alten Zeit zu rühmen pflegt, der mag sich den Luxus ansehen, der dem damaligen Personenkultus entsprechend bei der Bestattung sowohl Annen Sophiens wie Johannes' allein auf dem Gebiete der Trauerschriften getrieben worden ist. Auf prächtigen Foliobogen mit schönen Lettern und großen Holzschnitten überaus glänzend gedruckt liegen mir auf den Tod der Frau bezüglich zehn (28), auf den des Mannes elf Leichenschriften (29) vor. Seltsam mutet es uns an, daß auch „Präsident, Vicepräsident und Assessoren des Konsistoriums“, das „gesamte Gerauische Stadt- und Land-Ministerium“, das „Raths-Collegium“ zu Gera, die „auditores primae classis“ und die „secundae classis gymnasii“ ihr Beileid bei „dieses Aaron“ Tode in — übrigens deutschen — Traueroden kundgeben, während „Illustris Ruthenei Collegium“ selbstverständlich ein — von Goldner verfaßtes — lateinisches Programma funebre ausgibt und die einzelnen Gymnasiallehrer außerdem noch teils lateinische teils deutsche Verse widmen. Auf den Tod des Mannes zusammen 88 Folioseiten!

Die Kinder, deren Trauerhymnen gleichfalls gedruckt sind, ließen, obwohl keines von ihnen damals in glänzenden Verhältnissen lebte, noch eine Gedächtnis-

— (26) — Im Anhang zu der ihm gehaltenen Leichenpredigt findet sich der eine Folio-Seite füllende ausführliche Krankheitsbericht seines Arztes, des gräfl. Leib-Medici Dr. Schomburg. Danach litt Johannes an einer langwierigen „cachexia in fieri“ und „laesio viscerum inprimis hepatis et ductuum biliariorum“. — (27) — Johann Melchior (getauft 26. 3. † 27. 3. 1702), den der Vater in seiner Lebensskizze fälschlich Joh. Wilhelm nennt, und Joh. Friedrich (* 20. 10. 1718). — (28) — Ohne die vielleicht ungedruckt gebliebene eigentliche Leichenrede. Die Schriften finden sich im Archiv des fürstl. Konsistoriums zu Untermhaus bei Gera. — (29) — Im Familienarchiv und in der Bibliothek des Rutheneums.

münze, von dem berühmten J. L. Oexlein zu Nürnberg sehr schön geschnitten, in Silber schlagen und verteilen, von welcher ich eine Zeichnung beifüge (30).

Außer dem auf dieser Münze befindlichen Bildnis findet sich Johannes' Portrait auf zwei Kupfern, von welchen ich das eine wiedergebe. Vielleicht ist dies Kupfer dem „Evangelischen Christenschmuck" beigegeben. Der mir vorliegende Abzug ist so knapp beschnitten, daß der Name des Stechers nicht zu ersehen ist. Das andere, von Brühl in Leipzig gestochene dient der ersten Auflage des „Epistolischen Christenschmuckes" als Titelbild. Beide stammen aus Johannes' schmalkaldener Jahren. In höherem Alter zeigt ihn das gleichfalls von Brühl gestochene Titelkupfer zur zweiten posthumen Auflage des „Epistolischen Christenschmuckes" (31). Auf diesem „verehret" Goldner „das höchstschätzbahre Urbild in diesem Ebenbild" mit folgendem Verse:

Die Gaben des Gemüths, Weißheit und Tugend Pracht
Wird durch des Künstlers Hand nicht deutlich kundgemacht,
Auch des Poeten Geist kann solche nicht erreichen,
Doch seht! wie schön sie sich in diesen Schriften zeigen.

Ein neuerdings restauriertes Oelbildnis Johannes' hängt in der St. Trinitatiskirche zu Gera. Ein Bildnis seiner Gattin ist mir nicht bekannt geworden.

Bei dem Gleichklang der Namen konnte es nicht ausbleiben, daß in der Literatur Johannes vielfach mit dem Verfasser des bekannten Gebetbuchs, dem Stiftsuperintendenten und früheren Wittenberger Professor Johannes Avenarius aus

— (30) — Die Wiedergabe ist, um die Prägung deutlicher zu veranschaulichen, in vergrößertem Maßstabe gehalten. Das Original hat bei einer Dicke von 1,5 mm einen Durchmesser von 38 mm. Je ein Exemplar im Familienarchiv und im Besitze des Dr. Curt Avenarius in Charlottenburg. Kommerzienrat Richard Avenarius in Gaualgesheim hat die Denkmünze in vielen Exemplaren nachbilden lassen. — (31) — Die drei Kupfer im Familienarchiv.

Eger († 1590 in Zeitz) und dessen Nachkommen, dem Superintendenten Johannes Avenarius in Plauen († 1713) verwechselt worden ist.

Es seien daher hier die Schriften unseres Stammvaters Johannes zusammengestellt:

1. M. JO. AVENARII | Wohlgemeintes Sendschreiben | An den | Wohl Edlen und Hochgelahrten Herrn | HERRN | M. Gottfried Ludwigen | vornehmen und berühmten | PHILOLOGUM, | Wie auch | des Fürstl. Gemeinschafftl. Gymnasii | in Schleusingen | höchstverdienten RECTOREM, | darinnen die zu dero Schediasmate sacro noch restiren | de Hennebergische Lieder Autores, auf begehren | schuldiger massen angezeiget | werden | Worbei auch sogleich einiger Schmalkaldischer Lieder- | Freunde zu ihrem sonderbarem Ruhm | gedacht wird. MEININGEN | Druckts Niclaus Hassert, Fürstl. Sächß. Buchdr. | Im Jahre 1705. 4°. (Kgl. Oeffentl. Bibl. zu Dresden.) — Gewöhnlich zitiert als „Sendschreiben de hymnopoeis Hennebergicis."
2. M. JO. AVENARII, | Evangelisch-Lutherischen Predigers | in Schmalkalden | Vergnügste Seelen-Lust | Frommer und bußfertiger Christen | Nach Anleitung etlicher reiner und erbaulicher | Kirchen-Gesänge, | als: | Ach! was soll ich Sünder machen etc. | Meinen JEsum laß ich nicht etc. | Ach GOtt erhör mein Seufftzen und etc. | In unterschiedliche Betrachtungen | verfasset, und der Gemeine GOttes zur Er- | weckung Gottseeliger Andacht und Lebens- | Besserung vorgetragen, | Nun aber auf Ansinnen frommer Hertzen | zum Druck überlassen, | Nebst heygefügten [!] | Lebens-Beschreibungen | derjenigen Autorum, so diese Lieder aufgesetzet, | wie auch | angehängten dienlichen Registern. | LEIPZIG, | bey Johann Friedrich Braun, 1711. 8°. (Kgl. Bibl. zu Berlin.)
3. M. Johann AVENARII | Erbauliche | Lieder-Predigten | Oder | Gründliche Erklärung | IV. Geistreicher Evangelischer | Sterbe- und Trost- | Lieder, | Als: { Machs mit mir GOtt nach deiner Güt etc. / Alle Menschen müssen sterben etc. / Wer weiß wie nahe mir mein Ende etc. / Was GOtt thut, das ist wohl gethan etc. } Vormahls seiner anvertrauten Ge- | meinde in XVI. Predigten vorgetragen; | Nunmehro aber auf Begehren, nebst neuen Dispo- | sitionibus und vollständigen Registern zum Druck befördert, | samt beygefügten | Lebens-Beschreibungen | Derjenigen Authorum, so obbenandte Lieder | verfertiget. | Franckfurt und Leipzig, | In Verlegung Joh. Christoph. Stössels | Seel. Erben in Erffurt, 1714. 8°. (Ebenda).
4. M. JO. AVENARII | Evangelischer | Lieder-Catechißmus | Darinnen | Die gantze Christliche Lehre nach An- | weisung der Sechs Hauptstücke des H. Cate- | chismi Lutheri durch erbauliche Lieder erläutert und mit | raren Historien auch andern nachdencklichen | Remarqven erkläret, | Vormahls seiner anvertrauten Gemeinde in ei- | nen richtigen Jahrgang durch ordentliche Predigten | vorgetragen, nunmehro aber auf Begehren in ge- | schickten Dispositionibus dargestellet | Und | Mit vollständigen Registern versehen. | FRANCKFURTH und LEIPZIG, | In Verlegung Joh. Christoph. Stössels | seel. Erben in Erffurth, Anno 1714. 8°. (Ebenda).

5. Eine lateinische Praefation zu Herrn Daniel Seiffarts Buch Mel Melicum (von Geisthirt genannt, von mir nicht ermittelt).
6. Kurtze Lebens-Beschreibung | des alten berühmten Sächßischen | und Hennebergischen THEOLOGI, | HERRN | M. Casp. Aquilä | Welche aus seiner vorhabender [!] | Memoria Theologorum Henneber- | gensium excerpiret | Und in einem wohlgemeynten Sendschreiben | An | Se. Hoch-Ehrw. | Herrn Johann Martin | Schamelium, | vornehmen Theologum, | Wie auch | hochverdienten Pastorem Primarium | und hochansehnlichen Scholarchen | in Naumburg | Schuldigst eröffnet hat | M. J. Avenarius. MEININGEN | Druckts Niclaus Hassert, F. S. Hoff-Buchdr. | Im Jahr 1718. Kl. 8°. (Univ. Bibl. zu Göttingen und Halle). Die „Memoria" ist nicht erschienen.
7. Evangelischer Christenschmuck oder Erklärung aller Sonn-, Fest- und Apostol.-täglichen Evangelien. Arnstadt 1718 und 1727. 4°. (Bisher habe ich kein Exemplar auffinden können.)
8. M. J. AVENARII | Geist-reiche | Andachten | Uber | die zwey schöne und tröstliche PASSIONS-Gesänge: | So gehst du nun, mein JEsu! hin, etc. | Und | Wir dancken dir | HErr JEsu Christ! daß du für uns gestorben bist, etc. | Seiner anvertrauten Gemeinde zu | seeliger Erinnerung und steten | Gedächtnüß | Des bitteren Leidens und Todes | JESU Christi | vorgehalten, | Nun aber auf Ansinnen frommer Hertzen | zum Druck überlassen, | Nebst beygefügten DISPOSITIONIBUS, nöthigen Remarquen und nützlichen Register, | denen noch beygefüget eine | Kirmeß-Predigt. | Franckfurth und Leipzig, | In Verlegung Ernst Ludwig Niedtens, | Buch-Händlers in Arnstadt, 1719. Kl. 8°. (Univ. Bibl. Göttingen.)
9. M. JOH. AVENARII, | Der Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Schmalkalden | ARCHI-DIACONI, | Epistolischer | Christen-Schmuck, | Oder Gründliche und Schrifft-mäßige | Erklärung | Aller gewöhnlichen | Sonn- Fest- und Apostel-Täglichen Episteln | Durchs gantze Jahr, | Mit zwey besonderen Eingängen, deren der erste aus einem nervösen | Spruch der Heil. Schrifft, statt des andern aber ein gantzes bekanntes Lied ge- | nommen, so von Versicul zu Versicul erkläret, dessen Authoris sonderbahre Fata recensiret, | und dann auf den Epistolischen Text bestens appliciret worden. | Alles mit schönen Gleichnissen, beweglichen Realien und durchdringenden Nutz- | Anwendungen illustriret, und ausgearbeitet; | Zur Ehre GOttes, und Erbauung des Nechsten, auch zum | Nutzen derer Herren Prediger und Studiosor. Theol. welche von Lie- | der-Sachen wenig Vorrath haben; | Auf vieler Begehren also ausgefertiget, | Nebst nöthigen Registern. | Arnstadt, | Verlegts Ernst Ludwig Niedt. 1722. 4°. (Kgl. Bibliothek zu Berlin). | „Andere viel verbesserte Auflage. Arnstadt, verlegts Johann Jacob Beumelburg. 1738." 4°. (Familienarchiv.) Der neue Verleger „offeriret und widmet dies schlechte Buch" in der Form, wie sie damals vornehmen Gönnern gegenüber üblich war, „dem Ewigen, wahren, unsterblichen und dreyeinigen GOTT." Viel Geschmack haben Johannes' Verleger nicht bewiesen (vgl. oben Note 21).
10. Evangel. Lehr- und Liederpredigten. Arnstadt 1729 und 1731. 4°. (Von Strieder genannt).

11. Geist-reiches neu-vermehrtes | Gerauisches | Gesang-Buch, | darinnen | des seeligen LUTHERI und anderer | gottseeligen Lehrer und frommer Christen | Geist- und Trost-reiche Gesänge | enthalten, | Nach Ordnung der gewöhnlichen Jahrs- | Zeit, hoher Fest-Tage und H. Catechißmi | abgefasset, | welches | Auf hohe gnädigste Verordnung, | zur Ehre GOTTES und Andachts- | Aufmunterung des Nechsten | Nebst einem nützlichen und Kernhafften | Gebet-Buch | Zusammen getragen und zum Druck befördert hat | JO. AVENARIUS, | der Kirchen Hoch-Gräffl. Reuß-Pl. Herrschafften jüngerer Linien | verordneter Consistorial-Superint. des Illust. Gymnas. | Inspector und Theol. Profess. Publicus. | GERA, gedruckt und zu finden bey Gottfried Wintern 1725. Kl. 8°. (Herzogl. Bibl. zu Gotha.)
12. Kernhafftes | Gebet-Buch, | darinnen | Ein Gebet-begieriger | und | GOttliebender Christ | Geist-reiche Morgen- und Abend-Gebet, | Oeffentliche Sonn- und Fest-Tags-Gebet, | Nöthigen | Buß- und Abendmahls-Unterricht, | Auch | Andächtige Seufftzer und Gebete in aller- | ley Nothdurfft und Anliegen, | Und dann | Allerhand nützliche Lebens-Reguln, | Zu Ausübung Gottseeliger Andacht und Voll- | bringung seiner täglichen Christen-Pflicht in einer | Geist-reichen Kürtze findet. | Auf Begehren ausgefertiget von | JO. AVENARIO, | der Kirchen Hoch-Gräfl. Reuß-Pl. Herrschafften Jüngerer Linie | verordnetem Consistorial-Superintendenten, | des Illust. Gymnas. Inspect. und Theol. Prof. Publ. | Gera, gedruckt und zu finden bey Gottfr. Wintern, privil. Buchdr. Kl. 8°. (Ebenda).
13. — ? — Das Liebthätige Gera | gegen die | Saltzburgischen | Emigranten. | Das ist: | Kurtze und wahrhafte Erzehlung, wie | dieselben in der Gräflich-Reuß-Plauischen | Residentz-Stadt Gera angekommen, aufgenom- | men und versorget, auch was an und von vielen derselben gutes gesehen und gehöret | worden. | Mit eilfertiger Feder entworfen. Leipzig 1732 | bey Samuel Benjamin Walthern, | in der Ritter-Straße im Rechenbergischen Hause, auch | in Halle zu haben bey Adolph Joachim Faßgraf, | Universitäts-Buchbinder. Kl. 8°. (Univ. Bibl. Halle). Das erste Kapitel, welches übrigens die Hermann und Dorothea-Episode nicht enthält, ist besonders nachgedruckt unter dem Titel: „Derer Saltzburgischen Emigranten Ankunft, willige Aufnahme und liebreiche Versorgung in Gera etc. Dresden, zu finden bey P. G. Mohrenthalen. 1732."
14. Betrübte Gedanken, | Welche | über den schmertzhafften Verlust und unvermutheten doch seeligen | Todt | Seiner allerwerthesten Eheliebsten | FRAUEN | Annen Sophien | Avenariussin | gebohrener Rebhahnin, | in seiner noch anhaltenden schweren Kranckheit und bangen Einsamkeit zu seiner selbst eigenen Auffrichtung und Consolation kürtzlich entwerffen und eröffnen, | zugleich auch | allen vornehmen Gönnern | vor die überschickte schrifftliche Condolentz ergebenst dancken wollen | der hinterlassene betrübte Wittwer | Joannes Avenarius, | Sup. | Gera | gedruckt mit Winterischen Schriften. Fol. (Im fürstl. Konsistorialarchiv zu Untermhaus.)

C. S. W. Hauptmann, Einige Nachrichten von den Vorstehern und Lehrern des Gymnasiums zu Gera (Gera 1808), zählt 16 dort in Folio gedruckte von Johannes verfaßte Leichenpredigten im einzelnen auf. ———

Viertes Geschlecht

Mit Johannes Avenarius enden in der Reihe unserer unmittelbaren Stammväter die Theologen. In der älteren, durch Johannes' Sohn Johann Caspar begründeten Linie bleibt wenigstens ein Teil der Söhne noch mehr als ein weiteres Jahrhundert hindurch dem Studium der Gottesgelahrtheit treu. War doch durch Johann Caspar's Gattin Christiane Katharina Gerhard Martin Luthers Blut selbst in die Adern dieses Familienzweiges gekommen (1). In unserer jüngeren Linie folgen den Theologen in drei Generationen Juristen. Alle drei theoretischer Weisheit nicht besonders voll — Georg Ludwig war von ihnen wohl noch am meisten wissenschaftlich durchgebildet — aber kluge Verwaltungsleute voll Tatkraft und praktischen Geschicks. Zu einem Bureaukraten hatte weder der menschenkundige, vornehm-ironische Georg Ludwig noch sein Enkel, der unruhig sich stets mit neuen Plänen tragende Ludwig Veranlagung. Ueber die Eigenart des zwischen ihnen stehenden Joh. Ludewig wissen wir wenig: es ist aber kaum anzunehmen, daß aus dem frischen Husarenoffizier, der im siebenjährigen Kriege für den Alten Fritz gegen Franzosen und Reichsarmee sein Streitroß getummelt, ein Pedant ward, als er nach dem Friedensschluß sich hinter die Akten hat setzen müssen.

Mit dem Auffluge des preußischen Adlers zur Sonnenhöhe beginnt diese Periode unseres Geschlechts. Preußens Zusammenbruch bei Saalfeld und Jena warf den letzten dieser drei Stammväter jäh aus der Lebensbahn.

Das Eingangsbild stellt das Portal der Marienkirche in Mühlhausen in Thür. dar. — (1) — Nach Richtigstellung einiger irrigen Angaben bei Nobbe, Stammbaum der Familie des Dr. Martin Luther (2. Ausg. Leipzig 1856), stellt sich die Stammtafel wie folgt:

I. Dr. Martin Luther (* Eisleben 10. 11. 1483 † daselbst 18. 2. 1546) ○ Wittenberg 13. 6. 1525 Katharina von Bora (* Steinlausitz an der Mulde 29. 1. 1499 † Torgau 20. 12. 1552).

II. Paul Luther, zweiter Sohn des Reformators, Dr. med. und kurf. Leibarzt (* Wittenberg 28. 1. 1533 † Leipzig 8. 3. 1593) ○ 5. 2. 1554 Anna v. Warbeck († Dresden 15. 5. 1586), T. des Kurf. Sächs. Kanzlers v. Warbeck.

III. Joh. Ernst Luther, Senior und Kustos des Domkapitels zu Zeitz (* 24. 8. 1560 † Zeitz 30. 11. 1637) ○ Martha verw. Grähl geb. Blumenstengel († 1652), T. des Bürgermeisters Jeremias Blumenstengel zu Zeitz.

IV. Elisabeth Dorothea Luther (* 25. 6. 1624 † 20. 5. 1690) ○ 17. 2. 1655 Johann Hoffmann, Apotheker, Stadtrichter und Vizebürgermeister zu Jena (* Freiburg a. U. 31. 3. 1626 † 13. 12. 1700).

V. Joh. Martin Hoffmann, Dr. med. und Apotheker zu Jena ○ N. N.

VI. Christiana Maria Hoffmann, († Februar 1718) ○ Ephraim Gerhard, Dr. jur., Prof. publ. ord. zu Altdorf (* 3. 6. 1682 † Altdorf 21. 8. 1718).

VII. Christiane Katharina Gerhard ○ Münchenbernsdorf 27. 1. 1733 Johann Caspar Avenarius, Pfarrer der Abtei zu Hohendorf.

Am 4. Mai 1699 zu Berka a. W. geboren, erhielt Johannes' zweiter Sohn in der Taufe von seinem einen Paten, dem Pfarrer Georg Issleib zu Stedten in Franken, den Namen Georg, nach dem zweiten, dessen Namen der Küster im Kirchenbuch auszufüllen vergessen hat, den Namen Ludwig (2). Auf der lutherischen Lateinschule zu Schmalkalden vorgebildet, bezog Georg Ludwig im Herbste 1717 die Universität zu Jena, um die Rechte zu studieren. Dahin kehrte er auch, nachdem er 1720 in Halle immatrikuliert gewesen war, 1721 zurück. Obwohl Georg Ludwig 1721 in Jena „praeside M. Aug. Godofr. Kromayero de confusa eruditione" öffentlich disputiert hat (3), scheint er doch keinen akademischen Grad erworben zu haben.

Nach Abschluß seiner Studien widmete sich Georg Ludwig der Rechtsanwaltschaft, wie dies damals bis zur Erlangung eines Amtes ganz allgemeine Gepflogenheit junger Juristen war. Im Jahre 1723 treffen wir ihn als „Advocatus ordinarius" in Mühlhausen in Thüringen. Anscheinend haben ihn Beziehungen, welche seine Mutter dort hatte, in diese Stadt geführt (4). Fast für 60 Jahre ward ihm und seinen Kindern Mühlhausen zur Heimat.

Die alte vieltürmige „Kaiserlich freye und des Heiligen Römischen Reiches Stadt Mühlhausen", die einst im Bauernkriege eine so wichtige Rolle gespielt, hatte allmählich, von den Gebieten mächtiger Fürsten umfaßt, ihre Bedeutung als politischer Faktor verloren. Da aber keiner der Nachbarn sie dem andern gegönnt hatte, war ihr wie dem benachbarten Nordhausen Sitz und Stimme auf der Rheinischen Städtebank im Regensburger Reichstage verblieben und damit ihrem Rate die Territorialhoheit insbesondere die eigene Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz über die Stadt und einige umliegende Dörfer.

Die Verfassung dieses Zwergstaates will uns heute unglaublich verwickelt und schwerfällig erscheinen. Ganz wie in Rom standen an der Spitze des Regiments zwei auf ein Jahr gewählte Consuln. Unter den zahlreichen Aemtern fehlte auch das des Censors und das Kriegsamt nicht.

Der alte Streit zwischen den Geschlechtern und Zünften war — im ganzen wenigstens — überwunden. Längst schon saßen neben den „Literati" die „Mechanici" mit im Rate. Aus beiden Gruppen pflegte je eines der beiden Consulate besetzt zu werden. Aber, wie überall: das Regiment des Rates, besonders sein Gebahren mit öffentlichen Geldern fand nicht immer den Beifall der Bürgerschaft. Wiederholt schon war es zu heftigen Konflikten zwischen dieser und dem Senat gekommen und nur mit Mühe hatten Kaiserliche Kommissare durch vermittelte „Rezesse" den

— (2) — Wir wissen somit nicht, wer den von nun an in der Familie forterbenden Namen Ludwig in diese eingeführt hat. Der Hauptname Georg Ludwigs — er selbst unterschreibt stets mit dem Doppelnamen — scheint Ludwig gewesen zu sein, da dieser Name, obwohl ihn kein Pate führte, auf den Sohn übergegangen ist. — (3) — Goldner, de claris Avenariis. Ob eine Dissertation oder Programm über diese Disputation gedruckt worden ist, ist mir unbekannt. Jedenfalls war nach damaligem Brauch meist nicht der als Autor Genannte, dem nur die Verteidigung des Inhalts oblag, sondern der Praeses der Verfasser solcher Schriften. Man pflegt diese daher auch nur nach dem Namen des Praeses zu zitieren. — (4) — In der Trauerode, die Georg Ludwig beim Tode der Mutter drucken ließ, heißt es von Mühlhausen: „Ach, wäre hiesige Stadt, wo ich viel Guts gelernt, Nicht selbst auf ihr Geheiß und Wort von mir bezogen" . . . „Sie trieb mich selbst in diese Mühlenstadt Und wer gehorsam ist, der hat ja nichts verbrochen."

Streit geschlichtet. So noch 1711. Indeß, auch der durch diesen letzten Rezeß gestiftete Friede währte nicht lange. Die Bürgerschaft beschwerte sich über ungenügende Ausführung der ihr gemachten Zusagen und 214 Bürger erteilten 1725 einem von ihnen gewählten Ausschusse Vollmacht, den Rat beim Reichshofrat zu verklagen. Die „neuen Querulanten", wie man sie zum Unterschiede von den „alten" nannte, die schon von längerer Zeit her in Wien Klage führten, „querulierten frisch darauf los". Der Rat behandelte sie mit unklugem Hochmute: so verweigerte er ihren Deputierten, die er doch selbst zur Anbahnung eines gütlichen Ausgleichs auf das Rathaus geladen hatte, Stühle zum Niedersitzen. Die Querulanten verbaten sich wieder die herkömmliche Bezeichnung als „Bürger und Untertanen". Jahrelang ward hin- und herverhandelt. Die Erbitterung steigerte sich bis zu Krawallen: die Aufrührer sperrten den Rat im Rathause ein. Da ein Kaiserlicher Kommissar nichts ausrichtete, kam es schließlich zur förmlichen Reichsexekution, mit deren Durchführung Kurbrandenburg, Hannover und Braunschweig betraut wurden. Als die Kommissarien dieser drei „Puissancen" im März 1733 mit 100 Soldaten vor der Stadt erschienen, fanden sie die Tore von Aufständischen besetzt, während drinnen in der Stadt die Anhänger des Rats und die Stadtsoldaten sich mit den „Rumohrknechten" herumschlugen. Den Kommissarien blieb nichts übrig, als mit ihren 100 Mann unverrichteter Sache einstweilen abzuziehen. Im Mai 1733 aber kamen sie mit 2500 Mann und 3 Kanonen wieder und stellten nun mit eiserner Faust die Ruhe her. Drei der Rumohrknechte wurden Ende 1734 hingerichtet, andere mit Schanzarbeit und Stadtverweisung bestraft. Aber die Exekution kostete der Stadt nicht nur schweres Geld, sondern auch sonstige widerwärtige Opfer. Erst im Juni 1735 räumte der preußische Kommissar das Rathaus, noch bis 1737 blieb zur Beitreibung der Exekutionskosten eine preußische und hannoversche Besatzung in der Stadt zurück (5).

Georg Ludwig hatte, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß ihm als einem soeben erst gastlich aufgenommenen Nichtstadtkinde solches nicht anstehe, sich sorglich gehütet, in diese Händel einzugreifen, bei denen, wie unvermeidlich, auch etliche Advokaten das große Wort geführt hatten. Um so eifriger wartete er seines Amtes und gewann in steiger Arbeit durch Umsicht und Scharfsinn bald eine solche „Celebrität", daß ihm auch aus anderen Teilen Thüringens, insbesondere von den Thüringischen kleinen Höfen die Führung von Rechtssachen sogar beim Reichskammergericht in Wetzlar übertragen wurde. (6) Solche Tätigkeit mag ihn mit dem Fürstlich Fuldaischen Hofe in nähere Beziehungen gebracht haben: Anfang der 1730er Jahre wurde ihm die Führung der Geschäfte übertragen, die sich aus dem umfangreichen Lehnbesitze dieses geistlichen Fürstentums in Thüringen ergaben.

Am 2. August 1734 — ziemlich spät nach damaligen Begriffen — vermählte sich „der HochEdle, Veste und Rechtshochgelahrte HErr Hr. Georg Ludwig Avenarius, hochfürstl. Fuldischer Würklicher Lehns-Rath und Commissarius im Thüringischen Creyse, mit der Wohl-Edlen, GroßEhr- und Tugendbelobten Jgfr.

— (5) — E. G. Altenburg, Geschichte des Streits zwischen Rat und Bürgerschaft der Reichsstadt Mühlhausen, herausgeg. von R. Jordan, Mühlhausen 1896/97. — (6) — Ludwig Avenarius, Geschichte meines Lebens. Orschen 1834 (Handschrift).

Johanna Dorothea, des weyland Hoch-Wohl-Ehrwürdigen, Großachtbahren, Hochwohlgelahrten HErrn Hrn. Benjamin Eisenharts, Hoch-Verdienten Archidiaconi zu Mühlhausen, mittelster Ehel. Jungfer Tochter" (7).

Georg Ludwig hatte schon als Junggeselle ausweislich des Steuerkatasters eine ganze Reihe von Grundstücken im Stadtgebiete aus seinen Ersparnissen zusammengekauft. Durch diese Heirat kam er zwar zu keiner erheblichen Mitgift (8), wohl aber in höchst werthvolle Beziehungen zu den mit der Familie seiner Frau verwandten und verschwägerten hochmögenden Geschlechtern der Reichsstadt, den Schotte, Hübner, Rothschier u. s. w.

Johanna Dorothea, bei ihrer Hochzeit schon fast 30 Jahre alt, hat ihrem Manne nur zwei Kinder geboren: am 12. Juni 1735 einen Sohn Johann Ludewig und eine am 4. Mai 1737 nach des Vaters Schwester Katharina Sophie getaufte Tochter (9). Ueber die persönliche Eigenart unserer Stammutter Johanna Dorothea wissen wir leider nicht das Geringste.

Die Praxis Georg Ludwigs am Reichskammergericht, vielleicht ein mit besonderem Geschick und Glück geführter Handel, gab wohl die Veranlassung, daß er — bald nach seiner Hochzeit und jedenfalls noch vor dem Tode seiner Mutter (12. Mai 1735) — durch den Comes palatinus perpetuus Wolff Daniel Frey- und Edlen Herrn von Boyneburg auf Lengsfeld in den Stand der „Römisch-Kayserlichen Pfaltz- und Hofgrafen, zu Latein Comites palatini genannt," erhoben wurde – angesehen, daß er „Sich nicht nur durch sein gutes Herkommen, Sitten undt Tugendhafften Wandel iederzeit beliebt und belobt, sonderen auch durch Seine gute Vernunfft, Gelährt- undt Geschicklichkeit, wie weniger nicht in wichtigen Verrichtungen durch Seine besondere Dexterität, Capacität undt andere Qualitäten Sich distinguiert undt wohl-Verdient gemacht" (10).

Nach dem Diplom soll Georg Ludwig „die Macht und Gewalt haben, daß Er ahn statt und im Nahmen Ihro Röm. Kayserl. Mayest. die Personen, so darzu tauglich und geschicklich seindt (welches seinem Gewissen, Direction undt Bescheidenheit heimgestellet bleibet), zu Notarien, offentlichen Schreibern und Richtern creiren undt machen solle und möge, . . . doch soll gedachter Herr Georg Ludwig Avenarius von solchen Notarien an Ihro Kayserl. May. und dero Nachkommen statt und in dero auch dererselben und Heil. Reichß Nahmen gebührliche Gelübd und Ayd nehmen." . . . Ferner „soll und mag er auch manns- und weibs-Personen, jung und alt, . . so außer der heil. Ehe gebohren, . . legitimiren und ehrlich machen . . undt ihrer unschuldigen Macul oder vermailigung . . dispensiren, solche Macul oder vermailigung von ihnen gäntzlich aufheben, vertilgen, abthuen,

— (7) — So im Kirchenbuch Beatae Mariae Virginis. Die Braut war am 15. 10. 1704 zu Mühlhausen getauft. — (8) — In dem vom Sohne über Georg Ludwigs Nachlaß aufgestellten Inventar, ist der Wert der „Illata consumta" mit 489 Thl. 8 Gr., der Wert der „Illata mobilia" mit 500 Thl. aufgeführt. — (9) — Diese Tochter starb unvermählt 1812 in oder bei Calbe a. S. — (10) — Die Erhebungsurkunde befindet sich im Familienarchiv. Ursprünglich 8 Pergamentblätter in Folio, von denen das letzte, den Schluß, Datum und Unterschrift enthaltend, leider weggeschnitten ist. Der rote Sammet des Einbandes ist abgerissen. In die gepreßte Lederhülle war in geschnitzter Kapsel das Wachssiegel eingelassen. Leider ist es — offenbar als ein siegelsammelnder Nachkomme es herauszuheben versuchte — gänzlich zerstört worden.

vernichten und sie in die Ehr und würde des Ehelichen Standtes setzen und erheben, also daß denen, so von Ihme geehliget und legitimiret worden, solche ihre unehelich gebuhrt weder inner noch außerhalb des gerichts noch sonsten in Keine andere weiß noch weege zu einiger unehr, Schmach, Veracht-, Verkleiner- oder Verwerffung fürgehalten, . . sondern zu allen ehren, würden, geist- und weltlichen, bürgerlichen und anderen ämbteren, ständen, zünfften und Handwerckern . . . zugelassen werden." Ferner erhält Georg Ludwig „die besondere gnad, macht und freyheit, daß Er von allerhandt Privilegien, Instrumenten, Urkunden, Briefen und Schriften, wie die nahmen haben mögen, da Er von Jemandt derselben ersuchet würde, ein oder mehr Transsumpt machen, dieselben vidimiren und unter Seinen aufgedruckten oder anhangenden Insiegel authentisiren undt beglaubiget machen solle . . ." Ferner „allerley Vormünder, Tutoren, Curatoren oder Pfleger . . zu confirmiren oder dieselben selbst zu setzen undt zu verordnen und wiederum auß rechtmäßigen redlichen Ursachen zu entsetzen, auch Kindtschafften, zu Latein Uniones proelium genannt, cum causae cognitione zu bekräfftigen, mit den minderjährigen und unvogtbahren Ihres unvollkommenen Alters und Mangels halber zu dispensiren, mit allen und jeden verlaumbten und infamirten Personen solcher ihrer vernachtheiligung, schmach und Infamien halber . . zu dispensiren . . undt sie in ihren stand wiederum zu setzen . . ." Weiter erhält der Pfalzgraf „diese besondere gnad und Freyheit, auch vollkommene Kayserliche macht und Gewalt, daß Er Ehrlichen redtlichen Leuthen, die er deßen würdig zu seyn erachten wird (welches dann Seinem gefallen undt bescheidenheit heimgestellet wird), einem Jeden nach Seinem Standt und Weßen Zeichen undt bürgerliche Wappen undt Kleinoden mit schild und zugethanen oder verschlossenen Helm geben und verleyhen, dieselben Wappen- und Lehns-genoß machen, schöpfen und Erheben solle undt möge; also undt dergestalt, daß dieselbe Personen, so Er mit Kleinodt, Wappen, Schild und zugethanen Helm . . begeben und versehen würde, auch Ihre eheliche Leibes-Erben undt derselben Erbens-Erben Solche Zeichen, Wappen und Kleinod mit Schild und Helm für und in ewige Zeiten haben undt führen, auch sich deren in allen und ieden ehrlichen und redlichen Sachen, Handlungen und geschäfften zu Schimpff und Ernst in Streiten, Stürmen, Schlachten, Kämpffen, gestechen, Pannieren, gezellten aufschlagen, Insiegeln, Petschafften, begräbnissen, gemählden, und sonst an allen orten nach ihren Ehren, Notdürften, willen undt wohlgefallen gebrauchen, auch alle und jede Gnad, Freyheit, Ehr, würde, Vortheil, Recht und Gerechtigkeit, mithin ämter und Lehen, geist- und weltliche, zu haben, zu halten, zu tragen, mit anderen Ihro Kayserl. Majestät und des heyl. Römischen Reiches auch dero Erbkönigreichen, Fürstenthummen undt Landen Wappen- und Lehens-genoßleuthen, Lehen und alle andern gericht und recht zu sprechen, dessen alles Theilhafftig, empfänglich und darzu tauglich, geschicklich undt gut seyn, sich auch dessen allen . . . freuen, gebrauchen und genießen von recht und gewohnheit, von allermänniglich ungehindert. Doch soll ermeldter Herr Georg Ludwig Avenarius ein fleißig aufsehen haben, daß Er in Krafft dieser Kaiserl. Freyheit undt Gnadten den Kayserl. oder Königl. Adler noch Anderer Fürsten, Grafen, Freyherren und des heiligen Röm. Reichß von adel alterblich oder erlangt Wappen oder Kleinod auch Jemand, wer der auch wäre, offene adeliche Helme, Kayserliche oder König-

liche Cronen auf den Helm nicht verleyhe." Endlich erhält der Begnadete Gewalt, „daß Er der freyen Künsten Magistros und Poetas Laureatos creiren und machen solle, könne und möge, doch daß er den ienigen, den Er zu einen Magistrum oder Poetam Laureatum (!) creiren und machen wolle, zu vor gebührlicher Weiß, ob Er des Standts würdig, examinire, und alßdann nach gnugsamer befind- und erkantnus Seiner Geschicklichkeit creire und mache; welche Magistri und Poetae .. auf allen und jeden Universitäten zu lehren, zu lesen, zu disputiren, und andere dergl. Actus zu üben und zu verrichten, Macht und Gewalt, auch alle und jegliche Gnadt, Freyheit, Recht, Gerechtigkeit und gute Gewohnheit haben sollen und mögen, alß andere Magistri und Poeten üben, verrichten, haben, gebrauchen und genießen, Von Recht und Gewohnheit, von allermänniglich unverhindert" (11).

Der so ausgezeichnete, von „auswärtigen Potentaten" geehrte, mit den alten Stadtgeschlechtern verschwägerte Mann ward, vielleicht gerade weil er in den Wirren der Stadt politisch ein unbeschriebenes Blatt geblieben war, auch der Bürgerschaft bald sympathisch. Obwohl kein Stadtkind, wurde Georg Ludwig, als Anfang 1735 nach Beendigung der Unruhen der Rat ergänzt wurde, in diesen gewählt und zum „Kriegscommissarius" der Republik bestellt. Am 4. Februar 1735 legte er nebst 5 anderen Neugewählten „nach beendetem Kirchgange nobilissimi Senatus" unter freiem Himmel vor der Kirchtür Beatae Mariae Virginis den Senatoreneid ab. Die Advokatur gab Georg Ludwig jetzt ganz auf. Sein Fuldaisches Amt behielt er zunächst noch bei. Bald erhielt er ein neues größeres, mit dessen Annahme er die Reichsstadt in nicht geringe Aufregung versetzte. Am 31. Juli 1738 ging dem Senat folgendes Anschreiben zu:

Von Gottes Gnaden Friderich Wilhelm König in Preußen, Marggraff zu Brandenburg, des Heyl. Röm. Reichs Ertz-Cammerer undt Churfürst pp.

Unseren gnädigen Gruß zuvor, Ehrbahre und Weise, Liebe Besondere. Nachdem Wir den bishehrigen Fürstl. Fuldaischen Lehns-Rath George Ludwig Avenarius zu Unserem Residenten in dem Thüringischen Creyse und absonderlich bey Eurer Stadt bestellet undt angenommen; Alß fügen wir Euch solches hierdurch zu wissen, in der zu Euch Tragenden gnädigsten Zuversicht, Ihr werdet ermeldten Avenarius nicht allein vor Unseren alldort angeordneten Residenten annehmen undt erkennen undt Ihn alle Ehren-Bezeigungen, Privilegia und Praerogativen, welche anderen in Eurer Stadt etwa befindtlichen königlichen Residenten von Rechts und guter Gewohnheit wegen competiren undt zustehen, ebenfalls genießen lassen, sondern Ihn auch auff alles, was von Unserent wegen Er von Zeit zu Zeit bey Euch an- undt vorzubringen haben wirdt, jedesmahl mit gehöriger undt prompter resolution versehen; Welches Wir dann bey allen sich dazu findenden Gelegenheiten an Euch undt Eurer Stadt mit besonderen Gnaden erkennen, undt Euch auch sonst damit stets undt Wohl beygethan verbleiben werden. Gegeben zu Berlin den 17. Juny 1738. Fr. Wilh.

An die Stadt Mühlhausen. A. B. Borcke. H. v. Podewils (12).

— (11) — Freilich haben die deutschen Universitäten solche kaiserlich ernannten Magistri niemals für voll anerkannt. — (12) — In den Akten des Mühlhausener Archivs, aus denen

Der Rat fiel, was ihm keineswegs zu verdenken war, aus allen Wolken. Man hatte in Mühlhausen bisher mit dem preußischen Nachbar keineswegs angenehme Erfahrungen gemacht. 1687 war man den Einverleibungsgelüsten des Großen Kurfürsten gerade noch mit genauer Not entgangen. Soeben erst war man die preußischen Exekutionstruppen, die man „mit ihren vielen Weibern und Kindern, ihrer großen Ueberlast, großem Trotz und Undank“ vier Jahre lang hatte erdulden müssen, endlich los geworden. Ja, man hatte, trotzdem selbst Kaiserl. Majestät ihr Befremden über solche unerhörte Forderung gezeigt, dem preußischen General Prinzen Leopold von Dessau noch 11 000 Thl. Präsent- und Tafelgelder zahlen und das Geld dazu zusammenborgen müssen. (13) Jetzt legte der mächtige Nachbar, ohne bei der Reichsstadt, die doch rechtlich gleich ihm ein unmittelbarer Reichsstand war, auch nur vorher anzufragen, nolens volens den Sitz einer ständigen diplomatischen Vertretung Preußens in Mühlhausens Mauern. Besonders heftig sträubten sich die Haare der versammelten Väter unter den Staatsperücken bei dem gemessenen Verlangen Sr. Kgl. Majestät, daß diesem, seinem unwillkommenen und doch äußerst behutsam zu behandelnden Vertreter auch noch „Ehrenbezeugungen, Privilegia und Praerogativen“ einzuräumen seien. Am allermeisten mag es jedoch den Senat gewurmt haben, daß zu solchem Residentenposten ein „Rathscollega“ erhoben ward und noch dazu einer, den man selber — vielleicht weil man geglaubt hatte, dem Nichtstadtkinde dies bieten zu können — bei der Verteilung der städtischen Aemter unter die Senatoren soeben erst unbillig verkürzt hatte.

Senatus triplex (14) setzte sofort zur Beratung des Entwurfes für das Antwortschreiben eine besondere Kommission ein, der, wie aus dem vielfach korrigierten Konzept zu ersehen, die Lösung ihrer Aufgabe nicht wenig Kopfzerbrechen verursacht hat. Man fragte sich, „ob eine dergl. Function überhaupt mit dem Rahtsstande compatible“, ob nicht, wenn „Sr. Kgl. Maj. in geziemenden Terminis die diesseits habenden Ursachen zu erkennen gebracht würden, solches umsoweniger zu einiger Ungnade angerechnet werden dürffte, als mehr es scheinet, daß hochgedachter Sr. Kgl. Maj. des Herrn Rahts Avenarii hiesiger Rahtsstand unbekannt sein müsse“. Vor allem erschien die Etikettefrage schwierig. Eine „gute Gewohnheit“ dieserhalb bestand nicht, da in Mühlhausens Mauern noch nie ein Resident eines „auswärtigen großen Herrn“ gelebt hatte. Unter Berufung auf Mevius, Lyncker, Justinus de Ludolff, den Baron Leibnitz, die Kaiserliche Wahlkapitulation, das Beispiel der Reichsstadt Köln, wo der regierende Bürgermeister sogar dem Residenten Römisch-Kaiserlicher Maj. und dem der Herren Generalstaaten trotz Remonstration die „Praecedentz“ erfolgreich bestritten hatte, einigte man sich endlich nach fast vierwöchiger Deliberation auf ein am 26. August 1738

auch das folgende geschöpft ist. Uebrigens waren u. a. Hamburg, Nürnberg und Frankfurt a. M. schon Sitze preußischer Residenten. Selbst bei der Republik Venedig war Preußen unter dem sparsamen Friedrich Wilhelm I. nur durch einen Residenten vertreten. — (13) — Altenburg a. a. O. Seite 28. — (14) — Der „Regierende Rat“ zog mithin schleunigst die „alten Staatsmänner“ des ein Jahr lang von seinem Regiment ausruhenden Teils des „Inneren“ und den erst in den letzten Wirren dem Senat abgetrotzten Bürgerausschuß (aus dem später der „Aeußere Rat“ hervorgegangen ist) hinzu.

vom Senat genehmigtes Antwortschreiben: es werde Sr. Kgl. Maj. allerhöchste Willensmeinung nicht sein, „daß Höchstseinem Residenten allhier in loco der Praecedenz und Exemtion halber solche Privilegia und Praerogativen zugeleget werden sollten, welche mit der geduppelten Pflicht des Residenten als Rahtscollega und Bürger nicht bestehen könnten."

Außerdem schlug die Kommission „ohnmaßgeblich" vor: „daß dem Hrn. Raht Avenario auf die von ihm geschehene mündliche Notification hinwider mündlich oder vermittelst eines privatbillet zu antworten sey: wie man Sr. Königl. May. zu allerhöchsten Ehren zwar keinen Umstand hätte ihn für Höchstgedachter Seiner May. alhier angeordneten Residenten zu erkennen, es versähe sich aber Magistratus zu demselbigen, müßte sich auch solches obhabenden Amts wegen ausbedingen, daß er in Sachen, so den König uud Dessen Interesse directe oder per indirectum angingen, aus dem Rahtcollegio sowohl bei der proposition als consultation und publication der votorum denen Statutis gemäß abtreten, auch in po. praecedentiae und exemtionis und sonst keinen Vorzug vor andern Rahtsgliedern hier in loco verlangen würde, welcher dem duplici vinculo, womit er qua senator ac civis dem Magistrat verwandt sei, entgegen wäre, widrigenfalls man sich fernerweit hierüber zu expliciren reserviren müßte." Köstlich ist, daß, wiewohl die Kommission sich soeben auf die solches Verfahren angeblich vorschreibenden „Statuta" bezogen hat, sie zugleich der Vorsicht halber „zu beliebiger Consultation und Verfügung" stellt, „ob nicht, um dem Hrn. Raht Avenario wegen des Abtretens den Einwand zu benehmen, daß man nur alleine ihme dergleichen zumuthend mithin solches res invidiae plena wäre, per modum legis generaliter festzusetzen, daß alle diejenige membra senatus ac collegiorum, welche von außwärtigen großen Herren charactere führen, gehalten seyn sollen, wenn Sachen vorkommen, welche gedachte Herren directe oder per consequentias concerniren, sowohl aus dem Raht als anderen collegiis währender deliberation darüber abzutreten und ihres voti gäntzlich sich zu äußern. Jedoch salvo per omnia rectius sententium judicio."

Georg Ludwig wußte natürlich so gut wie jedermann in Mühlhausen von diesen Nöten des Rats. Vielleicht auf einen Wink von Berlin, er möge die Gemüter beruhigen, richtete er am Tage vor der entscheidenden Ratssitzung ein gewissermaßen privates, nicht mit einem Amtstitel unterzeichnetes „dienstgehorsamstes Memorial nebst Erklärung und Bitte" an die „HochEdelgebohrenen, HochEdlen, Vesten, WohlEhrenvesten, Großachtbahren und Hochgelahrten, wie auch Hoch- und Wohl-Weisen, Hoch- und Vielgeehrtesten Herren Bürgermeister des Raths und derer Räthe". Dies in den schönen, gleichmäßigen Schriftzügen Georg Ludwigs abgefaßte Schreiben ist nach Form und Inhalt für Zeit und Personen so kennzeichnend, daß wir es wenigstens im Auszuge hier abdrucken wollen:

„ . . . Ihro Königl. Majestät ist nie zu Sinne gekommen, weder directe noch per indirectum in der Stadt Gerechtsame einen pas zu thun, vielweniger selbiger auf ein oder andre arth zu nahe zu gehen, sondern nur, soviel das allgemeine Völker-Recht erlaubet, gleich andern sich dessen zu bedienen. Und da ich gleichsam in gremio des Thüringischen Creyßes mich allhier befinde und seßhaft bin, Sie mir diesen Posten zu Respicirung derer vorfallenden Angelegenheiten allermildest an-

vertraut haben, welches vor hiesigen Ort mehr eine große Gnade und Ehre nach meiner penetration zu halten seyn (wird) und meine Hoch- und Vielgeehrtesten Herren und Rathsfreunde starcken Antheil daran nehmen werden. Und wie könte oder würde Ich mir jemahlen, so lange ich ein Mitglied von selbigen bin und in gleichen Pflichten stehe, auch jura civium genieße (an deren allseitiger Aufrechterhaltung mir äußerst mit gelegen ist), einfallen lassen, solche Bedienungen anzunehmen, die mit meinem jetzigen Zustandte incompatible sind? Allerhöchstgedachte Ihro Kgl. Maj. verlangen dieses gar nicht, daß ich contra interesse dieser Stadt ichtzwas entamiren soll, werde mir auch ein solches, in dergleichen Fällen allergnädigst mich zu dispensieren, zum Ueberflusse ausdrücklich . . . allerunterthänigst vorbehalten, daß mithin alle Bedencklichkeit quoad publicum gäntzlich wegfällig ist. Quoad privatum hergegen weiß ich mich ebenso wohl dessen zu bescheiden, daß qua Senator mich keines mehreren Vorzugs anmaßen könne, als der mir der Ordnung nach, worinnen mich befinde, zukommt . . also, daß niemand meinethalben die geringste désordre zu befürchten ursache haben soll, wie denn auch mein pacifiqves Gemüthe nicht unbekannt ist. Sollte aber der ein oder der andre außer dem Raths-Stande den Umgang mit mir als Königl. Preuß. Residenten zu nehmen sich bedencken, welches doch dero Höfflichkeit nicht zutrauen will, muß es mir gefallen lassen und thut mir leid. Jedoch persuadire mich gäntzlich, daß man mir die unverdiente Gnade, Ehre und Wohlfahrt meines Allergnädigsten Königs und Herrn nicht mißgönnen werde, maßen solche allerunterthänigst zu suchen, nichts anderes, als die diesjährige schändliche postponierung in denen mir zugekommenen Raths-Aemtern und Entziehung der dieserhalb mir zugefloßenen Emolumenten mich dazu veranlasset hat. Uebrigens wünsche ich nichts mehr, als daß ein jeder meiner hochverehrtesten Herren Raths-Freunde gleichfallß nach Vergnügen consolieret werde. Indeßen aber hoffe und bitte gantz ergebenst, das Antwortschreiben an Se. Königl. Preuß. Maj. in solchen terminis fordersamst abgehen zu laßen, damit Königl. Maj. nicht ombragieret (werde) . . ."

Trotz seines stark ironischen Untertons hat dies Schreiben doch wohl dahin gewirkt, daß dem Rate — ändern konnte er ja doch nichts an der unbequemen Sache! —, nachdem er die Kommissionsbeschlüsse im wesentlichen „affirniret" hatte, wenigstens äußerlich korrekte Beziehungen erleichtert wurden. Aber noch zwei Jahre später, als Georg Ludwig das Beglaubigungsschreiben des neuen Preußenkönigs Friedrich dem Rate überreicht, klingt es fast drohend durch den Kurialstil, wenn der Resident unter Hinweis auf „die sattsamen Proben seiner guten Gesinnung und verträglichen Comportements besonders wohlmeinend bittet, das Antwortschreiben an Se. Maj. in solchen gewierigen (!) Terminis abfaßen zu lassen, damit Dieselben ja zu keinem Unwillen gereitzet werden".

Es war sicher ein dornenvolles Amt, damals preußischer Geschäftsträger zu sein. Insbesondere nahmen die Konflikte, die sich aus dem brutalen Werbesystem des Soldatenkönigs und seines großen Nachfolgers mit den anderen Reichsständen ergaben, kein Ende. Hiervon zeugen schon zur Genüge die Akten des Mühlhausener Archivs, die ich eingesehen habe. Wie Georg Ludwig mit den übrigen

Reichsständen im Thüringischen Kreise zurecht gekommen sein mag, weiß ich nicht. Aber schon jene nur mangelhaft geführten und erhaltenen Mühlhausener Akten ergeben ein trostloses Bild von den elenden Zuständen im Heiligen Römischen Reiche („wie hielt's nur noch zusammen?"), von dem rücksichtslosen Umspringen der Großen mit den ohnmächtigen und daher schließlich stets zu Kreuze kriechenden Kleinen, insbesondere dem ungenierten Hinwegsehen über deren Justizhoheit.

Ein besonders klägliches Beispiel bietet der in den Ratsakten vorkommende Prozeß des Mühlhausener Kaufmanns Weymar gegen Georg Ludwig aus dem Jahre 1748. Tatbestand war anscheinend, daß der Kläger einem preußischen Offizier Werbegelder vorgeschossen und der Resident für die Rückzahlung Bürgschaft übernommen hatte. Der Forderung selbst stand sachlich nach der Ansicht des Beklagten die exceptio usurariae pravitatis entgegen, der Klage vor allem der Einwand der mangelnden Passivlegitimation: der Resident sei nicht für seine Person, sondern Namens des Preußischen Staats die Verpflichtung eingegangen, letzterer unterstehe aber nicht der Gerichtshoheit der Reichsstadt. Diese Einreden waren aber gar nicht vorgebracht, sondern — offenbar auf Weisung von Berlin — die wiederholten Ladungen vor den Senat einfach ignoriert worden. Dem Rat war schließlich nichts übrig geblieben, als ein Versäumnisurteil zu erlassen. Der Kläger begehrt nun Exekution, der Senat aber wagt sein eigenes Urteil nicht zu vollstrecken, sondern gibt Sr. Kgl. Majestät in Preußen „weltbekandten Justizeiffer" die Resolution anheim. Der Rat schämt sich auch nicht, nachdem Friedrich der Große in einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben „zu einiger Prostitution seines Residenten ausschlagende Verfügungen" sich verbeten hatte, dem Kläger mündlich eröffnen zu lassen, daß „man einigen Anstand finde, seinem Exekutionsbegehren zur Zeit zu fügen, wenn man ihn auch am Gebrauch der Remediorum juris bei den Reichsgerichten weder hindern könne, noch wolle". Wie die Sache geendet, ist leider nicht ersichtlich.

Es spricht nicht nur für das „pacifique Gemüth", sondern auch für den Takt und den gerechten Sinn Georg Ludwigs, daß man ihn, trotzdem er Vertreter eines „auswärtigen großen Herrn" war, im Rate beließ. Er gehörte in den folgenden Jahren zumeist dem unpolitischen Appellationsgericht, später auch dem Forstamt als dessen Direktor an (15). Wollen wir dies damit erklären, daß man in Mühlhausen besorgt war, durch ein „Hinauswählen" des Residenten aus dem Senat „affront bei Sr. Kgl. Maj." zu erregen, so trifft doch jedenfalls dieser Grund bei folgendem nicht zu: Georg Ludwig wird gerade in diesen Jahren oft wiederholten Streits zwischen Preußen und dem Freistaat fast regelmäßig, obwohl selbst Senator, von der Bürgerschaft zum Amte eines der drei bürgerlichen Rechnungsrevisoren gewählt, die — eine der wenigen Errungenschaften aus den vorangegangenen Wirren — zur Kontrolle der Finanzgebahrung des Rats berufen waren. Vielleicht stärkten gerade Georg Ludwigs amtliche Mißhelligkeiten mit dem Stadtregimente das Vertrauen zu seiner Unparteilichkeit unter den Bürgern. Persönlich kam er offenbar auch mit den Mitgliedern des Rats wieder auf guten Fuß und der in den Schreiben des Rats an die preußische Regierung nie fehlende

— (15) — Album Senatorum Mulh. im Stadtarchiv.

Zusatz zum Titel des Residenten „unser Raths-Freund“ hat wohl in der Folgezeit einen anderen Beigeschmack erhalten, als er Anfangs haben sollte.

Da brach der siebenjährige Krieg aus. Sehr gegen ihren Wunsch geriet die Reichsstadt in Kriegszustand mit Preußen. Sie ließ auf ihre Kosten ein Kontingent zu der später so berüchtigt gewordenen Reichsarmee anwerben.

Es wäre wohl einer näheren Untersuchung wert, wie sich die Verhältnisse des preußischen Geschäftsträgers in Feindesland, dem er doch wieder mit „geduppelter Pflicht“ angehörte, während des Krieges gestaltet haben mögen. Die mir zugänglich gewesenen Mühlhausener Akten versagen. Nur ein streng vertraulicher, anscheinend an den Stadtsyndikus, den Anhaltischen Geheimen Rat von Graßhoff gerichteter Privatbrief Georg Ludwigs vom 7. September 1757 findet sich im Stadtarchiv. Danach scheint eine damals in Mühlhausen anwesende Kaiserliche Kommission von Georg Ludwig protokollarische Erklärungen gefordert zu haben. Dieser trug Bedenken, solche abzugeben, bevor er im Geheimen die Zustimmung des preußischen Ministeriums eingeholt hatte: „maaßen es mir alß eine sehr große Feig- und Zaghafftigkeit, andern Theils so ausgeleget werden könte, daß nur in guten Zeiten meinen Dienst besorgen, in turbulenten und trüben Zeiten aber meine Pflichten auf die Seite setzen wolle.“ Georg Ludwig will, wie er schreibt, daher sogleich durch Estaffette den Vorfall und wie er sich darauf zu verhalten gedenke, nach Berlin berichten. Er rechnet „auff ohngezweiffelte approbation“, sodaß er dann von „beyden Seiten gedeckt sei“, auch „in loco bleiben und das allerhöchste Königl. Interesse im Geheim und biß auff bessere Zeiten fernerhin besorgen“ könne. Der Adressat, der offenbar zur „Fritzischen“ Partei des Rats gehörte, möge die Sache daher im Senat „soweit faisable“ hinzuziehen suchen. Worin das Ansinnen bestanden hat und wie dieser Privatbrief überhaupt zu den Ratsakten gekommen ist, ist nicht ersichtlich. Vielleicht hat der Empfänger sich gar nicht veranlaßt gesehen, die Taktik des preußischen Residenten den nur widerwillig am Reichskriege teilnehmenden und vor preußischen Kontributionen besorgten Ratskollegen zu verhehlen.

Es ist hier nicht der Ort, die Leiden zu schildern, die die Reichsstadt Mühlhausen, bald von den Preußen, bald von den Franzosen besetzt und ausgesaugt, während des siebenjährigen Krieges zu erdulden hatte.

Georg Ludwig gehörte auch während des Krieges dem Rate weiter an: so jedenfalls 1758 und 1759 als Censor, 1759 und 1761 als Forstdirector. Man nahm also weder an seinen preußischen Beziehungen noch sogar daran Anstoß, daß sein einziger Sohn auf Friedrichs Seite focht. Wie sein Enkel (16) mitteilt, soll Georg Ludwig aber auch in dieser Kriegszeit — offiziell bei den Alliierten Preußens, offiziös bei dessen Gegnern — sogar die Residenturgeschäfte weiter geführt haben. Hierfür spricht auch ein mir vorliegender Brief Georg Ludwigs an den Stadtschultheiß Hübner vom 15. Januar 1763: Für den Fall, daß die Mission des „Juden Moses“ (der ausgesandt war, um eine von den Preußen neuerdings aufgelegte Kriegskontribution zusammenzuborgen) ohne Erfolg bleiben sollte, macht Georg Ludwig die Reichsstadt auf Anregung des Hessischen Obristen von Hering auf den

— (16) — Ludwig Avenarius, Mein Leben.

Landgrafen von Hessen-Kassel als Geldgeber aufmerksam, „als welcher gegenwärtig eine sehr große Summe Geldes liegen habe, auch dem Eichsfeld in seiner jetzigen Bedrängnis 100000 Thl. vorschössen wolte“ (17).

Endlich, endlich verstummte der Kriegslärm. Am 25. Februar 1763 wurde in Mühlhausen unter Trommelschlag der Friedensschluß verkündet. Der 14. April aber ward „ein Tag, den der Herr gemacht hatte, ein längst höchst gewünscht und gesegneter Tag der Freude und Wonne! ein Vorschmack der ewigen Seligkeit,“ — der Tag, an dem man das Dank-, Friedens- und Freudenfest feiern durfte. Um 6 Uhr morgens wurde der Festtag durch Kanonenschüsse begrüßt. Von den Türmen bliesen die Stadtmusikanten Choräle. Die mit Lorbeer und Rosmarin geschmückten Kinder sangen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ und in den Kirchen predigte man über den Text I. Könige 8, 56—57: „Gelobet sei der Herr, der seinem Volke Israel Ruhe gegeben hat. Der Herr unser Gott sei mit uns, wie er gewesen ist mit unseren Vätern.“ Am Schluß aber erklang, gewiß aus überquellenden Herzen: „Nun danket alle Gott!“ (18).

Die öffentlichen Mittel der Reichsstadt waren völlig erschöpft: auf 400000 Taler berechnete man allein die baren Kosten des Krieges. Jetzt galt es wieder aufzubauen und es ist bezeichnend, daß man gerade in Georg Ludwig den Mann zu finden glaubte, der Stadt hierbei an erster Stelle zu helfen. 1764 nochmals Censor, bekleidete er jetzt wiederholt — 1765, 1770, 1771, 1774 und 1775 — das Consulat. Um, nachdem er die Siebzig schon überschritten hatte, diesen mühseligen Geschäften der Adoptivvaterstadt genügend sich widmen zu können, mußte Georg Ludwig seine diplomatische Tätigkeit einschränken. Am 10. November 1771 bestellte auf den Antrag des Vaters König Friedrich Georg Ludwigs Sohn Johann Ludewig zum „Adjuncto des Residenten.“

Auch die mit dem preußischen Amte verbundenen Repräsentationspflichten mögen Georg Ludwig zu viel geworden sein. Vor allem in finanzieller Hinsicht. Der Alte Fritz ging von dem Grundsatze aus, seine Gesandten hätten allezeit so aufzutreten, daß man merke, es stünden 100000 Mann hinter ihnen, auf äußeren Glanz komme es nicht an. Daher bezahlte der König kaum einen Dienstzweig so knapp, wie diesen. Die 300 Taler jährliche „Récompense“, die Georg Ludwig 1738 — wohl neben Sporteln — von dem sparsamen Könige ausgesetzt erhalten hatte, mögen im Laufe der Zeit etwas erhöht worden sein. Jedenfalls war das Axiom des großen Königs in der Praxis nicht durchzuführen und, wie ja auch heute noch, ein erheblicher Zuschuß aus Privatmitteln zur Amtsführung eines Diplomaten erforderlich. Georg Ludwig erging es, wie es vielen ergangen ist: er ruinierte seine durch die Kriegszeiten ohnehin geschwächten Finanzen für den König.

In dem mir vorliegenden vom Sohne aufgestellten Inventar über den „wirklichen Nachlaß“ Georg Ludwigs ist die stattliche Reihe von 41 Grundstücken, als deren Besitzer der Vater im städtischen Kataster von 1746 aufgeführt wird — einige davon haben allerdings der Frau gehört —, 1775 auf 12 zusammenge-

— (17) — Sehr bezeichnend für die bekannten Geldgeschäfte des Hessischen Hauses. Leider erfahren wir nichts über die landgräflichen „Bedingungen“. — (18) — Chronik der Stadt Mühlhausen, herausgeg. von Jordan III. S. 221.

schmolzen. Das wertvollste darunter war das brauberechtigte Wohnhaus in der Herrengasse und der Garten vor dem Felchter Tore (19). Der Erwerb von Grundeigentum aber war in jener geldarmen und kreditlosen Zeit die hauptsächlichste Art der Geldanlage — Grundstücke konnte ein plündernder Feind wenigstens nicht wegtragen. Den Wert des Silberzeuges schätzt der Sohn auf 256 Taler 12 gr., das Hausmobiliar auf 300 Taler, den Wert der ganzen Activmasse auf 3691 Taler 20 gr. Das mag bei den eingesetzten Notstandspreisen einem heutigen Geldwerte von 40 000 — 50 000 M. entsprechen. Die Höhe der Passiva ist nicht ersichtlich, doch spricht der Sohn von einer eigenen Forderung an den Vater, „die von 1759 an geht, mithin als eine der ältesten eventuell praelocirt werden müsse", und von einer Forderung seiner Schwester von 2000 Talern (20).

Am 11. März 1775 starb Georg Ludwig, fast 76 Jahre alt, in seinem Amtsjahr als Regierender Bürgermeister (21). Vier Jahre darauf, am 15. Juni 1779, begrub man in Mühlhausen seine Witwe.

Ein Bildnis Georg Ludwigs hat sich jedenfalls Anfang der 20er Jahre des XIX. Jahrhunderts noch im Rathause zu Mühlhausen befunden: mein Großvater Ludwig hat, wie ich aus Mitteilungen seiner ältesten Tochter weiß, das Porträt dort noch gesehen. Daß seit dieser Zeit dies Bild aus öffentlichem Besitze abhanden gekommen sein sollte, ist nicht wohl anzunehmen: im Gegenteil, man hat seitdem die vorhandenen Senatorenbildnisse inventarisiert und mit Namen bezeichnet. Unter den so bezeichneten Bildern befindet sich das Georg Ludwigs nicht, wohl aber scheint es mir höchst wahrscheinlich, daß das eine der beiden Porträts, die unbezeichnet geblieben sind, weil man der Persönlichkeit der Dargestellten nicht sicher war, unseren Vorvater darstellt. Zwar ist das Wappen auf dem Siegelringe nicht zu erkennen, aber die Aehnlichkeit des Dargestellten mit Matthäus und Johannes springt in die Augen — insbesondere in der Backenpartie, dem Ansatze der Nasenwurzel, dem Bau des Kinnes und Unterkiefers sowie in dem besonderen Kennzeichen des ganz gradlinig geschnittenen Mundes. Ich gebe dies Bildnis daher nach einer von meinem Sohne Johannes gefertigten Kopie wieder. Es mag etwa 1740 bis 1750 gemalt sein. Aus dem Schnitte der Tracht und der Form der Staatsperücke auf die Zeit der Entstehung eines Bildes zu schließen, ist, wenn der Dargestellte nicht gerade ein Modeherr war, für die Perückenperiode recht mißlich. Staatsgewand und Staatsperücke waren teuere Besitztümer, die man lange trug und nicht leicht deshalb ablegte, weil man an den Modezentren zu neuer, „galanterer" Form fortgeschritten war. — Das Grab Georg Ludwigs ist nicht mehr zu finden.

— (19) — Beide sind sehr niedrig auf je 1333 Tlr. 8 gr. veranschlagt — „allein wer wird bei jetzigen Preisen und allgemeinem Geldmangel mehreres an solche nutzlose Grundstücke wenden?" Den Garten kaufte 1778 Herr Ascan Lutteroth, das Haus 1791 Herr Präs. Consul Ludwig Gotthelf Ahrens. Die Kaufpreise sind nicht ersichtlich. — (20) — Muttererbe kann dies nicht gewesen sein, da die Mutter noch lebte. Vielleicht haben die Geschwister aus einem Testamente der Tante Katharina Sophie Albrecht zu Gera geerbt. — (21) — Der Todestag ergibt sich aus einer Randbemerkung im Album Senatorum. Das Kirchenbuch B. M. V. notiert nur: „d. 13. Mart. Ihro Wohlgeb. Se. Magnificentz Tit. plen. Hr. George Ludwig Avenarius, der Zeit dirigirend. Hr. Bürger-Mstr. Litter. und Sr. Königl. Preußischen Majest. Residenten etc. mit zwey Zeichen und Walterſch. Tuche nebst Schleyer beigesetzet des Morgens 5 Uhr." Auch die Eintragung über die Bestattung seiner Witwe nennt die letzte Krankheit nicht.

Fünftes Geschlecht

Am 14. Juni 1735 ließ Georg Ludwig Avenarius in der ehrwürdigen Hauptkirche Beatae Mariae Virginis zu Mühlhausen seinen zwei Tage zuvor geborenen (1) einzigen Sohn taufen. Nach dem Großvater, „Sr. HochEdlen Excellentz HErrn Johann Avenarius zu Gera“ als einzigem Paten wurde der Knabe Johann, nach seinem Vater Ludewig (2) genannt. Jedenfalls noch vor 1750 (3) kam Joh. Ludewig auf die altberühmte Landesschule zu Pforta. Pforta, in damaliger Zeit — Klopstock hatte sie nicht lange zuvor verlassen — wirklich eine Pflanzstätte hervorragend tüchtiger Menschen, war noch ganz nach mittelalterlichem Zuschnitte eingerichtet. Klösterlich mutet uns vor allem an, daß man zwar überaus sorgsam auf die geistige Förderung der Alumnen bedacht war, aber für die Ausbildung des jugendlichen Körpers bis in die Zeit der Freiheitskriege hinein so gut wie nichts tat. Als eine für Pforta charakteristische pädagogische Maßregel wird hervorgehoben, daß man Zöglinge der oberen Klassen, die durch gute Kenntnisse und Sitten sich dessen werth gemacht, mit der speziellen Aufsicht über einen oder einige Alumnen der unteren Klassen betraute. Der „Obergeselle“ war für den „Untergesellen“ verantwortlich. Er wohnte und schlief mit ihm in einer Zelle und hatte ihm unter Aufsicht eines Lehrers zu bestimmten Tagesstunden selbst Unterricht zu erteilen. Als besonders erfreulichen Erfolg solcher „necessitudo“ rühmte man, daß, wie leicht begreiflich, daraus oft eine innige Freundschaft beider „Gesellen“ für das ganze Leben entsprang (4). Johann Ludewigs Untergeselle ward der 1754 aufgenommene Karl Friedrich Bahrdt aus Bischofswerda, der nachmals so berüchtigt gewordene Dr. Bahrdt „mit der eisernen Stirn“. Die necessitudo bewirkte auch hier eine enge Freundschaft, die nach der Schulzeit noch viele Jahre anhielt, bis Bahrdt es gar zu toll trieb (5).

Joh. Ludewig verließ 1755 die Landesschule, um sich, des Vaters Spuren folgend, dem Rechtsstudium zu widmen. Zwei Jahre lang hielt er sich in Helmstädt Studierens halber auf. Dann wandte er sich, wohl weil der Vater eine eingehendere Beschäftigung mit dem Corpus juris für ersprießlich erachtete, nach der damals

Eingangsbild: Der Dom zu Magdeburg. — (1) — Nach der Angabe seines Sohnes Ludwig in der ungedruckten „Geschichte meines Lebens“, der Hauptquelle für Joh. Ludewigs Geschichte. — (2) — Der Vater schrieb sich Georg Ludwig, der Sohn Ludewig. — (3) — Die mit 1750 beginnende Liste der neu aufgenommenen Schüler in Schmidt und Kraft, die Landesschule Pforta, Schleusingen 1814, enthält Johann Ludewigs Namen nicht. — (4) — Schmidt und Kraft a. a. O. S. 2. 3. — (5) — Ludwig Avenarius, Geschichte meines Lebens.

als Juristenuniversität hochberühmten Georgia Augusta in Göttingen. Allzu eifrig wird Johann Ludewig auch hier nicht an der Weisheit Brüsten gehangen haben: er war ein flotter Student, ein glänzender Fechter und noch besserer Reiter. In der Reitbahn hatte der Hessische General Prinz Casimir von Ysenburg-Birstein, der sich 1758 in der Göttinger Gegend mit den Franzosen herumschlug, einmal Gelegenheit, Joh. Ludewigs Künste zu bewundern. Er lud den jungen Studenten zu sich und überzeugte ihn leicht, daß in Zeiten, wo die Welt auf des Degens Spitze ruht, ein frischer Gesell besser tue, sein Rößlein unter den Standarten von Roßbach, als in der Manege zu tummeln. Joh. Ludewig ließ Leyseri Meditationes ad pandectas und Carpzovii practica nova auf sich beruhen, trat in das unter Ysenburgs Kommando stehende Landgräflich Hessische Husarenkorps (6) ein und ritt mit der verwegenen Schar lustig gegen Soubises Franzosen und die Reichsarmee.

Was der alte Herr in Mühlhausen zu solchem, seine eigene ohnehin so heikele Stellung noch mehr erschwerenden Husarenritte seines Sprößlings gesagt hat — darüber schweigt die Geschichte.

Joh. Ludewig trat bald als Kornet in das Offizierkorps und ward, sintemalen er auf hohen Schulen mit der Feder umzugehen gelernt hatte, Adjutant des ganzen Husarenkorps. Als der Krieg zu Ende war, hatte er zwei Blessuren — einen Säbelhieb im linken Arm, einen Streifschuß am Halse — davongetragen, auch den schönen, jetzt in meinem Besitze befindlichen Pfeifenkopf eines französischen Offiziers als Beutestück gewonnen.

Nach Joh. Ludewigs Erzählungen berichtet sein Sohn: Als der Landgraf nach dem Friedensschlusse bei Kassel eine Revue über seine Truppen abhielt, zog die Garde du Corps durch schlechtes Reiten sich das Mißfallen Serenissimi zu. Noch am selben Tage wurde Joh. Ludewig mit zwei anderen Husarenoffizieren Schreiber und Wolff (7) zur Garde du Corps kommandiert, um, wie es im Parolebefehl hieß, „das Regiment reiten zu lehren." Die weitere militärische Laufbahn Joh. Ludewigs ist nicht ganz klar. Nach der Regimentsgeschichte ist er schon 1764, als die landgräflichen Truppen auf Friedensfuß gebracht wurden, als Kornet von den Husaren ausgeschieden. Nach meines Großvaters Bericht hat er erst einige Jahre nach dem Friedensschluß den Abschied aus dem Militärdienste genommen, als ihm bei der Vergebung einer vakant gewordenen Eskadron ein aus französischen Diensten kommender Glücksritter vorgezogen wurde. Vielleicht ist Joh. Ludewig nach seinem Abschied aus dem landgräflich Hessen-Kasselischen Dienste (8) in den einer anderen Hessischen Linie übergetreten, denn Friedrich der Große bezeichnet ihn bei der Ernennung zum Kriegsrat 1771 amtlich als „vormals in Fürstl. Hessischen Diensten gestandenen Lieutenant."

— (6) — Montur: gelb, bei den Offizieren mit goldenen Schnüren, Bärenmütze und hellblauer Dolman. Aus dem „Korps" ist das jetzige Kgl. preuß. 2. hessische Husaren-Regiment No. 14. hervorgegangen. Vgl. die Geschichte dieses Regiments von v. Kossecki und v. Wrangel. Leipzig 1887. — (7) — Justus Schreiber war damals Rittmeister, George Wolff Lieutenant. Mein Großvater Ludwig bezeichnet sie nach ihren späteren Chargen als General und Rittmeister. Die für die Friedenszeit allerdings sehr dürftige Regimentsgeschichte erwähnt den Vorfall nicht. — (8) — Im Kasseler Staatskalender kommt Joh. Ludewig nach 1764 nicht mehr vor.

Sehr erbaut wird der alte Georg Ludwig nicht gewesen sein, als der Sohn, der die Dreißig schon überschritten hatte, als verabschiedeter Offizier wieder nach Mühlhausen zurückkehrte und die Frage: Was nun? beantwortet werden sollte. Daß Joh. Ludewig dem Vater fortan in dessen Geschäften zur Hand ging, war doch nur ein Notbehelf. Vielleicht hat Joh. Ludewig zur Auffrischung seiner juristischen Kenntnisse ein Repetitorium in Leipzig belegt. Der dort studierende junge Goethe schreibt am 7. November 1767 an seinen Freund Behrisch (9): „Hr. Avenarius hat sich in einem Briefe deiner erinnert und läßt dir es vermelden. Ich bin bei Fritzgen gewesen, die ganz eingezogen geworden ist. So sittsam, so tugendhaft. Ich wette, sie verliebt sich in mich, wenn ich noch etlichemale herauskomme, faute de quelque chose de mieux. Sie ist abscheulich erber, erber im eigentlichen Verstande. Kein nackend Hälsgen mehr, nicht mehr ohne Schnürbrust, daß es mir ordentlich lächerlich tuht. Sie ist manchmal Sonntags alleine zu Hause. Vierzehn Tage Vorbereitung und so ein Sonntag sollten die Erberkeit von dem Schlosse wegjagen und wenn zehen solche Injenieurs zehen solche halbe Jahre an der Befestigung gearbeitet hätten. Würcklich Avenarius hat sie etwas besser gemacht, das muß ich ihm nachsagen. Könnte ich's aber nur ungestraft tuhn und ständen im Brühle" (wo Käthchen Schönkopf wohnte) „nicht einige Nägel und Stricke parat, wann man so etwas erführe, so würde ich die affaire des Teufels übernehmen und das gute Werck zu nichte machen. . . ." Die Freude, die Tugend des Altvaters von so kompetenter Seite, wenn auch widerwillig, bescheinigt zu sehen, wird leider durch den bangen Zweifel getrübt, ob sich die Briefstelle nicht etwa auf den zur Egerschen Familie gehörigen Joh. Gottlob Avenarius bezieht, der sich — allerdings schon 3 Jahre früher: am 3. Juni 1764 — als Cand. theol. zu Leipzig in ein von mir eingesehenes Stammbuch eingezeichnet hat. Ein Dritter des Namens kommt kaum in Frage.

Am 10. November 1771 gelang es dem Vater durch seine Berliner Beziehungen die amtliche Beiordnung Joh. Ludewigs in den Residenturgeschäften und seine Ernennung zum (Titular-)Kriegsrat zu erreichen. Hier war doch wenigstens wieder der Anfang zu einer geregelten Laufbahn gegeben. Vielleicht hoffte der Vater auch, daß Joh. Ludewig dereinst im Rate sein Nachfolger werden möchte.

Im Herbst 1772 wurde Joh. Ludewig bei einem Besuch, den er seinem Schulfreunde André, damals Stallmeister des Pädagogiums Kloster Bergen, abstattete, von diesem in die Familie des Kammerrats Johann Andreas Hertzog in Magdeburg eingeführt.

Hertzog war eine in den weitesten Kreisen hochangesehene Persönlichkeit. Er stand an der Spitze der großen Verwaltung des Erzbistums Magdeburg und hatte das volle Vertrauen des Prinzen Heinrich von Preußen, der, ein Bruder Friedrichs des Großen, die reiche Pfründe des Dompropstes genoß. Ein etwas feierlicher Herr der alten Schule, vereinigte Hertzog mit vornehmem Charakter eine umfassende Bildung auf mehr französischer als deutscher Grundlage (10). Er

— (9) — Jugendbriefe, Steinsche Ausgabe S. 82. — (10) — Französisch sind auch die bezeichnenden Worte, die Hertzog in das Stammbuch seines Enkels Ludwig mit sauberer Handschrift am 20. 3. 1791 eingetragen hat: „C'est le plus grand préjugé de se vouloir mettre au dessus de tous les préjugés,

hatte ohne Nennung seines Namens eine Reihe von Schriften besonders staatswissenschaftlichen Inhalts herausgegeben und war ständiger Mitarbeiter gelehrter Zeitschriften. Dabei besaß er eine große Bibliothek, eine ansehnliche Galerie guter Gemälde und machte ein glänzendes Haus. Hertzogs Lieblingsfach war die Ausbildung der jungen Kameralisten, die der Prinz zur späteren Anstellung in seiner Präbende ausersehen hatte. Auch der als Minister Friedrich Wilhelms II. durch das verhängnisvolle Glaubensedikt so verhaßt gewordene Woellner hatte unter Hertzogs Anleitung seine Ausbildung genossen und blieb seinem Lehrmeister lebenslang in dankbarer Verehrung zugetan, trotzdem er, gerade als Joh. Ludewig der Familie näher trat, sich von Hertzogs Tochter Auguste einen Korb geholt hatte (11).

Jetzt bewarb sich Joh. Ludewig um die Hand der Dlle. Auguste Agnes Hertzog. Obwohl er bereits 38 Jahre alt, somit vierzehn Jahre älter war, als die am 18. Dezember 1748 zu Magdeburg Geborene, hatte er besseres Glück als Woellner. Am 20. Juli 1773 führte er in Magdeburg die Braut heim.

Bei dieser Gelegenheit läßt sich ein rascher Blick in die Sittengeschichte der „guten alten Zeit“ von damals tun. Vor mir liegt ein schön gedrucktes Carmen, das der intimste Freund des Bräutigams, der treffliche damalige Forstassessor, spätere Kaiserl. Wirkliche Geheime Rat Carl Adolph Hübner in Mühlhausen dem Brautpaar zu seiner in einem hochgebildeten Kreise gefeierten Hochzeit gewidmet hat. An ein gefühlvolles Adagio zum „Gott Israel“ schließt sich ein Scherzo an in einem Tone, der uns so gewagt erscheint, daß man heute selbst in Handwerkerkreisen dem Sänger ein eiliges Abtreten nahe legen würde. Andre Zeiten, andre Sitten. Damals waren Braut und Bräutigam durch diese poetische Festgabe so gerührt, daß sie sich am Lendemain von dem großen Balle, den Hertzog zu Ehren der Neuvermählten gab, „wegschlichen“, um dem Dichter „für seine große Güte und Attention“ in schier überschwänglichen Wendungen sofort brieflich zu danken (12).

Mit dieser Hochzeit trat unsere Familie zu den leitenden Kreisen der großen Verwaltung der protestantischen Domstifter zu Magdeburg und Halberstadt in enge Beziehungen. Viel Segen ist aus diesen damals gewiß glänzend scheinenden und als besonderes Glück gepriesenen „Konnexionen“ nicht

car il y a de très bons préjugés, dans la politique, dans la physique, l'histoire et la réligion. Le sentiment même est pour la plupart préjugé. Car le préjugé n'est autre chose que l'opinion sans jugement. Les bons préjugés sont ceux que le jugement ratifie, quand on raisonne. La vérité reste pourtant partout dans son entier, car Dieu ne nous trompe pas, il nous fait du bien même par les bons préjugés. Les grandes vérités sont cachées dans l'infini, où nos sens ne peuvent atteindre. Car l'infini engendre le fini et le fini rentre par sa déstruction dans l'infini, qui nous peut toujours rengendre. — Soyez donc toujours vrai et bon, mon cher fils, car c'est l'infini ou la Divinité qui agit au dedans de nous et qui nous assure par là d'une vie à venir et d'une éternité qui ne finira jamais. Si donc Vous lisez ceci, souvenez Vous toujours de Votre grand père J. A. Hertzog agé 76 ans.“ — 11 — „Weil sie nie seinem Charakter traute“, sagt mein Großvater. — (12) — Auch dieser Brief ist erhalten. Uebrigens blieb bis ins XIX. Jahrhundert hinein für selbstverständlich erachtete Sitte, daß auch in durchaus vornehmer Hochzeitsgesellschaft das Brautpaar nicht etwa — wie schon in der Renaissancezeit — blos derbe Anspielungen auf die Ehestandspflichten, sondern — ein Atavismus aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege — schlüpfrige Zweideutigkeiten über sich ergehen lassen mußte. Ein Joh. Ludewigs Sohne 1806 gewidmetes Hochzeitsgedicht ist nicht viel besser als jener Sang von 1773.

erwachsen. Hätten solche nicht sein Leben mitbestimmt, wäre namentlich Joh. Ludewigs Sohn, mein Großvater, vielleicht ein glücklicherer Mann geworden.

Nach des Vaters Tode wurde Joh. Ludewig dessen Amtsnachfolger als Kgl. Preußischer Resident im Thüringischen Kreise. Die reichen Mittel des Schwiegervaters mochten ihn hoffen lassen, daß er den Aufwand im diplomatischen Dienste besser aushalten könne, als der Vater. Auch Hertzog mag bei seinen eigenen höfischen Beziehungen den Schwiegersohn gern in der für einen Nichtadeligen jener Zeit doch recht vornehmen Stellung gesehen haben. Immerhin gab er, den die eigenen Söhne viel Geld kosteten, größere Zuschüsse nur in Anrechnung auf das künftige Erbteil der Tochter. Ein guter Haushalter wird der leichtlebige ehemalige Husarenleutnant nicht gewesen sein. So kam es, daß Joh. Ludewig, als kaum sechs Jahre seines diplomatischen Glanzes verflossen waren, sich veranlaßt sah, in Berlin um eine weniger mit Repräsentationspflichten belastete Stellung zu bitten.

Johann Ludewig hatte soeben Gelegenheit gehabt, sich seines schwer zu befriedigenden Königs besondere Zufriedenheit zu erwerben. Am 18. September 1780 war das schon damals außerordentlich gewerbfleißige Gera abgebrannt. Der Alte Fritz, der seine Augen überall hatte, wollte die Gelegenheit benutzen, Geraer Fabrikanten und Textilarbeiter in sein Land zu ziehen. Joh. Ludewig erhielt die Weisung, dies geschickt ins Werk zu setzen. Wie viel dem König an dieser Sache lag, geht daraus hervor, daß auf seinen Befehl Joh. Ludewig ihm direkt unter Ausschaltung des Geh. Kabinetts zu berichten und vom Könige unmittelbar die Weisungen zu empfangen hatte. Joh. Ludewigs Bemühungen hatten guten Erfolg und Friedrich begründete mit den Geraer Einwanderern die freilich erst später zur rechten Blüte gelangende Tuchindustrie in Luckenwalde (13).

Durch das im Familienarchive befindliche, vom König eigenhändig unterzeichnete Patent vom 9. April 1781 wurde Joh. Ludewig „hinwiederum“ zum — jetzt wirklichen — Kriegsrat und Steuerrat im Herzogthum Magdeburg ernannt und ihm die Inspektion zu Calbe an der Saale zugewiesen. Joh. Ludewig sollte „mit aller ersinnlichen Application, Exactitude und Treue“ in seinem Bezirke etwa diejenigen Geschäfte wahrnehmen, die später teils den Regierungskollegien teils den Kreislandräten hinsichtlich der Städte ihres Bezirks oblagen: die Aufsicht über die Kommunalverwaltungen insbesondere über das städtische Finanzwesen und das Polizei-, Manufaktur- und Kommerzdepartement. Die Besoldung von 532 Talern war fridericianischem Brauche gemäß knapp genug bemessen, zumal der Kriegs- und Steuerrat noch seinen Kalkulator aus eigener Tasche zu bezahlen hatte.

Johann Ludewig verabschiedete sich in einem sehr herzlich gehaltenen Schreiben vom 14. August 1781 (14) vom Rate zu Mühlhausen, dessen freundschaftlicher Gewogenheit zugleich seine einzige dort zurückbleibende Schwester empfehlend. Der Senat hinwiederum versicherte ihn gleichfalls in sehr warmem Tone seines „grund-

— (13) — Ludwig Avenarius, Mein Leben. — (14) — Im Mühlhausener Archiv. Schon die wunderbar klare Handschrift Joh. Ludewigs muß ihm das Wohlwollen seines Biographen erwecken.

müthigsten Wunsches" für ferneres Wohlergehen. Woraus zu schließen, daß Joh. Ludewig unter unerquicklichen Reibungen zwischen Preußen und der guten Stadt nicht in gleichem Maße zu leiden gehabt hat wie sein Vater.

Die persönliche Verabschiedung Joh. Ludewigs vom Rat mag sich in ähnlich umständlichen Formen vollzogen haben, wie die „Audienz", in der fünf Jahre später sein Amtsnachfolger dem Senate den Thronwechsel in Preußen anzeigte. Jordan (15) berichtet darüber höchst ergötzlich: Der Resident erscheint zunächst in der Wohnung des Consul regens, um ihm persönlich Mitteilung vom Tode Friedrichs des Großen zu machen und bittet, das Gleiche in feierlicher Sitzung des Rats tun zu dürfen. Alsbald wird vom Rat das „zu beobachtende Caerimoniel" festgesetzt, das dann beim Empfange sorgfältig befolgt wird. Der Resident fährt unter dem Rathause feierlich vor, der Ratsdiener öffnet den Schlag, auf der oberen Treppe wird der Resident von einem Membrum senatus empfangen und in die Ratsstube geleitet, wo ihm „gegen den Tisch" ein Stuhl gesetzt ist. Der Resident macht hier seine Mitteilung „gegen den Tisch stehend", wobei der Rat ebenfalls „auf dem Fußtritt stehen bleibt". Consul regens sagt den gebührenden Dank und verspricht, durch eine Deputation antworten zu lassen, empfiehlt die Stadt der Huld und Gnade des neuen Königs und ersucht den Herrn Residenten um günstige Berichterstattung. „Hierauf setzt sich derselbe eine kleine Zeit auf den vor ihn gesetzten Stuhl, wobey der Rat ebenfalls sich niedersetzt, und nimmt hierauf seinen Abschied." Der Senator, der den Residenten empfangen, geleitet ihn nun zu der Stelle der Treppe, wo dies geschehen war. Nach geendigter Sitzung fährt der „Semner" (der den Vorsitz im Kriminalgericht führende Senator) beim Residenten vor, dessen Bedienter ihm den Schlag öffnet, während der Resident den Besuch in der Tür stehend empfängt. Wie man sieht, sagt Jordan, gab man sich einige Mühe, es dem Reichstag in Regensburg nachzumachen.

Zum Nachfolger Joh. Ludewigs als Resident wurde der ebenfalls aus Mühlhausen gebürtige Dr. jur. Christian Adolph Lutteroth ernannt. 1796 wurde der Posten eingezogen. 1803 endlich fiel nach dem Reichsdeputationshauptschluß die Reichsstadt Mühlhausen an Preußen.

Ueber Joh. Ludewigs amtliches Wirken in Calbe wissen wir nichts, nur scheint der ihm zugewiesene Bezirk später erweitert worden zu sein. Des Dienstes Uhr wird kaum jemals versucht haben vor- oder nachzugehen.

Noch in Mühlhausen waren Joh. Ludwig außer zwei früh verstorbenen Kindern (16) zwei Söhne, Ludwig, unser weiterer Stammvater, und Ernst (17) geboren worden. In Calbe kam dann noch eine Tochter Wilhelmine hinzu (18).

— (15) — Jordan, der Uebergang der Reichsstadt Mühlhausen an Preußen. Festschrift 1902. S. 12. — (16) — Johanna Sophie Auguste Wilhelmine (gef. 18. 5. 1775 † 2. 6. 1777) und Johann Ludwig Gottfried Christian (gef. 21. 7. 1779 begr. 6. 3. 1780). — (17) — Joh. Ludwig Karl August * 10. 2. 1774, Joh. Ernst Karl Friedrich * 15. 5. 1777. — (18) — * 20. 7. 1782. Christiane Wilhelmine Karoline Sophie Charlotte verheiratete sich in Calbe am 4. 12. 1803 mit dem Kaufmann Johann Heinrich Hummel zu Eilenburg. Dieser, „unstreitig ein sehr gescheiter Mensch", richtete später unter finanzieller Beteiligung seines Schwagers Ludwig Avenarius eine Baumwollenwarenfabrik und Garnfärberei in Wettin ein, ging dann aber in den Kriegsjahren

Johann Ludwig Avenarius

Johann Ludewigs Persönlichkeit uns zu veranschaulichen, fällt schwer. Er ist derjenige unserer Vorfahren, von dessen Eigenart wir am wenigsten wissen. Sein ihn im blauen Wertherfracke zeigendes Pastellbildnis (19) läßt uns die Züge eines lebhaften Mannes mit schönen sprechenden Augen erkennen. Die wenigen uns erhaltenen Briefe sind gewandt und mit warmer Herzlichkeit geschrieben. Sein Enkel, mein Oheim Ludwig Avenarius von Wiesbaden — er führte im Familienkreise ebenso wie Joh. Ludewig den Beinamen „der Dicke" — mag seinem Großvater am wesenähnlichsten gewesen sein: ein gescheiter, weltgewandter, etwas leichtsinniger Herr mit liebenswürdigen Formen; den Freuden dieser Zeitlichkeit keineswegs abhold; leicht gerührt und dann zu raschen Entschlüssen geneigt; sich nicht gerade zu der Arbeit drängend, aber, wenn es darauf ankam, auch schwierigen Aufgaben wohl gewachsen und tatkräftig. Gern wüßten wir, wie der Stammvater sich zu den großen Fragen der Zeit gestellt, ob ihn die damals zur höchsten Blüte sich entfaltende deutsche Literatur (20) bewegt, wie die neuen Gedanken, die die französische Revolution erweckte, auf ihn eingewirkt haben mögen — aber es fehlt uns an jedem Anhalt.

Die Stammutter, Joh. Ludewigs „liebe Gustell", mit der er trotz des Altersunterschiedes offenbar in glücklicher Ehe gelebt hat, nennt ihr Sohn „eine große, schöne, vielseitig gebildete und auch wegen ihrer Herzenseigenschaften allseitig geachtete Frau". Sie war wohl auch geistig, ihre Geschwister überragend, ihres Vaters Tochter. Ihre Briefe sind anschaulich, klar und lebhaft geschrieben — hie und da im Gefühlsausdrucke etwas überschwänglich: aber die „Zähre der Zärtlichkeit" lief ja in der Wertherperiode auch den Männern leicht über die Wange. Nachdem Auguste schon längere Zeit an „periodischen Krämpfen" gelitten, lähmte ihr im 48. Lebensjahr ein Schlaganfall dauernd die linke Körperseite. Zwei Jahre darauf, am 13. April 1798 erlöste sie zu Calbe der Tod, gerade als ihr Aeltester mit Urlaub vom Regiment zum Besuche der Eltern eingetroffen war. Kurz zuvor, am 23. Januar 1798 war zu Magdeburg, 82 Jahre alt, J. A. Hertzog „einem Stickfluß" erlegen. Obwohl er immerhin noch das für jene Zeit sehr stattliche Vermögen von 50000 Talern hinterließ, war Augustens Erbteil durch die vielen Vorschüsse fast aufgezehrt.

Am 12. Dezember 1805 starb auch Joh. Ludewig, 70 Jahre alt, an einem „Schlagfluß" zu Calbe. Er hatte während der langwierigen Krankheit seiner Frau, da seine Tochter Wilhelmine „nichts weniger als eine Wirtin war", soviel Geld zugesetzt, daß die Kinder es geraten fanden, das Erbe nur cum beneficio inventarii anzutreten.

---

nach Wien, wo er sich an einer Seidenwarenhandlung Trentsinsky & Hummel beteiligte. Diese fallierte 1818, wobei Ludwig eine erhebliche Summe verlor. Hummel scheint später in Preßburg und Triest, seine Frau in Wien gelebt zu haben. 1834 war ihr ältester Sohn Heinrich Oberleutnant im k. k. Mineurcorps, ihr Sohn Otto Beamter in der k. k. Hofkriegsbuchhaltung, ihre Tochter Minna an einen Beamten verheiratet. Ludwig war mit seiner Schwester, über deren Charakter er sich sehr bitter äußert, gänzlich zerfallen. — (19) — Im Besitze meiner Cousine Constanze Heinrich zu Berlin. — (20) — Daß Joh. Ludewig 1777 nach dem Tode seiner Mutter den getreuen C. A. Hübner brieflich um die Anfertigung eines Trauercarmens bittet, „weil er selbst mit der Poesie niemalen in genauer Bekanntschaft gestanden habe", beweist nichts.

Sechstes Geschlecht

Nach dem Kirchenbuch Divi Blasii in Mühlhausen erhielt Johann Ludewigs älterer Sohn, mein Großvater, bei der Haustaufe am 13. Februar 1774 (1), nach seines Vaters Vater den Hauptnamen Ludwig, nach dem Vater seiner Mutter den Namen Johann, nach dem Kammerdirektor Joh. Karl Hoffmann zu Magdeburg den Namen Karl und nach einer Frau Auguste Dorothea von Massow den Namen August. Mein Großvater hat in den Jahren 1833 und 1834 sein eigenes Leben sehr ausführlich beschrieben (2). Diesen Aufzeichnungen ist einerseits besonderer Wert deshalb beizumessen, weil sie, wie der Verfasser selbst wiederholt betont, nur für seine Kinder bestimmt waren und Ludwig sich daher beim Urteil über Dritte, hochgestellte Personen wie Anverwandte, keinerlei Zurückhaltung auferlegt hat. Sie beruhen aber andererseits vielfach eben nur auf der Erinnerung und bedürfen daher insbesondere hinsichtlich der Daten genauer Nachprüfung. Diese Kritik ist von mir auf Grund der in ziemlich großer Zahl erhaltenen Briefe und sonstigen Schriftstücke des schreibfrohen Verfassers wie anderer Quellen (3), soweit irgend tunlich, geübt worden (4).

In der Stadtschule in Calbe und sodann durch Hauslehrer vorgebildet, kam Ludwig ein halbes Jahr nach seiner Ostern 1789 erfolgten Konfirmation auf das berühmte Pädagogium zu Kloster Bergen, das vor den Toren Magdeburgs lag und jetzt infolge der Festungsanlagen längst von der Erdfläche verschwunden ist. Auf dieser überaus reich mit sekularisierten Gütern ausgestatteten ehemaligen Benediktinerabtei, deren Rektor kraft seines Amtes erster Landstand und Konsistorialrat im Herzogtum Magdeburg war, herrschte im Gegensatze zu dem klösterlich ge-

Als Eingangsbild das Bildnis des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. — (1) — Der Geburtstag, nach Ludwigs Angabe der 10. Februar, fehlt im Kirchenbuch. — (2) — „Geschichte meines Lebens für meine Kinder." Die schwer lesbare Handschrift im Familienarchive. — (3) — Eine wertvolle Ergänzung geben die 1880 niedergeschriebenen Jugenderinnerungen der zweiten Tochter Ludwigs Luise Heinrich geb. Avenarius. — (4) — Wie bald Erinnerungen in einer Familie zu verblassen pflegen, beweist der Teil von Ludwigs Aufzeichnungen, der sich mit seinen Vorfahren beschäftigt. Von Matthäus weiß der Verfasser nichts mehr; Johannes, den er zum Generalsuperintendenten — „erst in Saalfeld, dann in Jena" — macht, läßt er drei Söhne haben, die sämtlich Rechtsgelehrte geworden seien; seine Großmutter nennt er eine geborene Schotte usw.

bliebenen, streng humanistischen Schulpforta der Geist philanthropischer Aufklärung. Der Gegensatz beider Anstalten zeigt sich deutlich in den Personen ihrer berühmtesten Zöglinge aus damaliger Zeit: Schulpforta's Stolz war Klopstock, in Kloster Bergen feierte man Wieland. Der Unterricht in Bergen war den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßt: dem Französischen war die gleiche Stundenzahl wie dem Latein gewidmet, Griechisch aber gab man wöchentlich nur zwei Stunden. Die Anstalt hielt je einen besonderen Lehrer für den englischen Unterricht, für das Zeichnen, Tanzen und Reiten, einen eigenen Anstaltsorganisten für die musikalische Ausbildung. Zum Lehrplan gehörte auch Logik, Metaphysik, Psychologie und Archäologie. Reiche Sammlungen und eine kostbare Bibliothek standen zur Benutzung der Alumnen. Bei ihren Mitteln konnte es sich die Anstalt erlauben, die Zahl der Zöglinge auf 40—45 zu beschränken und nur sehr wohl Vorbereitete — die aber nicht blos aus dem deutschen Norden, sondern auch aus dem Süden und dem Auslande — aufzunehmen. Von diesen wenigen Alumnen hatten stiftungsmäßig 24 als Söhne gewisser höheren Beamten sogar Freistellen. Auch Joh. Ludewigs beide Söhne hatten solche inne.

Der Großvater verließ Ostern 1793 als Primus omnium die Anstalt und bezog die Universität Halle, um Jura und Cameralia zu studieren. In Halle war das studentische Leben nach Ludwigs Schilderung damals recht zahm. Der auf freimaurerischer Grundlage beruhende Orden der Constantisten „hatte alle Bedeutung verloren." Dagegen „gehörte es zum guten Ton", daß der Student sich einer Landsmannschaft, offiziell „Kränzchen" genannt, anschloß. Mit den Senioren dieser Landsmannschaften (Magdeburger, Märker, Schlesinger, Pommern, Westphälinger) verhandelte der akademische Senat in allen allgemeinen Angelegenheiten. Die Senioren waren ihm aber auch verantwortlich für das, was in den „Kränzchen" vorging. Die Landsmannschaften, in denen man nach Ludwigs Versicherung durchweg auf ein kräftiges Ehrgefühl und solides männliches Verhalten sah, hielten streng darauf, Ausschreitungen aller Art vorzubeugen und Streitigkeiten, wenn man sie nicht verhindern konnte, wenigstens zu ehrenhaftem Austrage zu bringen. „Wer betrunken gesehen worden war, hatte viel zu tun, die Scharte wieder auszuwetzen". In Bier zu zechen galt für ehrenrührig: bei den jährlich abgehaltenen öffentlichen Kommersen trank man nur Wein und, wie Ludwig versichert, selten über eine halbe Flasche (5). Kurz, der Hallische Student war, wenn er etwas auf sich hielt, damals ein Muster von Ehrbarkeit (6).

— (5) — Der „Stoff" wird wohl meist Traubensaft von Thüringens Bergen gewesen sein: „Gewächs, sieht aus wie Wein". In sauerem Landwein, nicht etwa in Bier, hatten auch die Renommisten, wie vordem die frommen Landsknechte und vesten Junker, die Ehren-Friederich in seinem „Sauffteuffel" 1551 schildert, gezecht, was man nicht übersehen darf, will man dem wahrhaft Heroischen ihrer Leistungen gerecht werden. Beerel (Eine kleine Schles. Stadt vor 60 bis 70 Jahren. Nord und Süd, Octoberheft 1899) bestätigt sogar noch für die 1840er Jahre, daß man es geradezu für eine Entweihung angesehen haben würde, beim Biere einen feierlichen Kommers abzuhalten oder gar den Landesvater zu stechen. „Bier", bezeugt Beerel, „trank man damals bei weitem seltener als jetzt und meist nur das dünne heimische Weiß- oder Braunbier. Selbst die von auswärts eingeführten hatten geringen Alkoholgehalt. Auch die genossene Menge war erheblich geringer, sodaß das Quantum, das heutzutage Manchem als normale Tagesration erscheint, damals als etwas außergewöhnliches, wenn nicht ungeheueres angesehen worden wäre. Dem entsprechend waren die Bierstuben von der allerbescheidensten Art und meist nur Anhängsel eines Gasthofes." — (6) — Auch der sicherlich kom-

Dem widersprechen auch nicht die zahlreichen Einzeichnungen in den beiden erhaltenen Stammbüchern meines Großvaters. Eintragungen voll derben Witzes, wie sie sonst die Studentenstammbücher jener Zeit kennzeichnen, fehlen fast ganz. Meist werden Freundschaft und Tugend — der Ausdruck hatte damals noch nicht wie heute bei unsparsamem Gebrauch den Nebengeschmack von Philistrosität — oft etwas überschwänglich gepriesen. Die Alten und die Anakreontiker werden häufiger zitiert als Kant, Goethe und Schiller: allerdings fallen die Eintragungen noch in die Zeit von 1793—1795.

Ludwig trat in die Landsmannschaft der Magdeburger ein und wurde schließlich deren Senior. Er rühmt, welch gute Vorschule für sein späteres Leben dies Amt ihm gewesen sei. Er lernte Menschen zu behandeln, sicher aufzutreten, rasch sich zu entschließen, den Standpunkt Anderer nicht zu übersehen und den eigenen bei Verhandlungen zu wahren.

An eigentlich rechtswissenschaftlichen Kenntnissen hat Ludwig in Halle wohl kaum über Mittelernte eingefahren: er war „nicht gerade faul, aber doch nicht so fleißig, wie auf der Schule." Auch verließ er die Universität, — „mit dem Triennium wurde es damals nicht allzu streng genommen" — schon nach vier Semestern, da ihm eine Stelle als Auditeur „angeboten" wurde. Offenbar wollte Großvater Hertzog eine sich eben zeigende Gelegenheit zu „guten Konnexionen" nicht vorbeigehen lassen.

Am 27. Mai 1795 trat Ludwig, nachdem er ein „geradezu lächerliches erstes Examen vor einem selbst unwissenden Gouvernementsauditeur bestanden hatte", als Auditeur in das zu Magdeburg garnisonierende Infanterie-Regiment Prinz von Baden ein. Drei Tage darauf übernahm Prinz Louis Ferdinand von Preußen als neuer Chef dies Regiment. Des Prinzen Sekretär war gerade gestorben. Ludwig erhielt seine Funktionen im Nebenamt.

Von diesem Zeitpunkte ab datieren die bis zu Louis Ferdinands Tode andauernden, sich allmählich immer enger gestaltenden persönlichen Beziehungen meines Großvaters zu diesem geistvollen Fürsten. Der Prinz war damals 23, Ludwig 21 Jahre alt. Das Regiment lag in den nächsten Jahren im Korps des Herzogs von Braunschweig zum Schutze der Demarkationslinie in kleinen westfälischen und hannoverschen Städten herum. Die endlose Langeweile — Louis Ferdinand hatte außer der Exerzierzeit nichts zu tun, als täglich die Parole auszugeben und die Wachen zu bestimmen — brachten den jungen, warmblütigen Prinzen und den frischen, soeben erst aus dem akademischen Leben kommenden, bald in alle persönlichen Angelegenheiten des Prinzen eingeweihten Altersgenossen einander menschlich näher, als es wohl unter anderen Verhältnissen hätte geschehen können. Vom Herbst 1796 ab erhielt Ludwig ständig einen Platz an des Prinzen Tafel und manche sonstige Auszeichnungen (7). Das Vertrauen des Chefs gab dem jungen Auditeur auch im Regimente eine bevorzugte Stellung. Die älteren Offiziere er-

petente, Mitte der 1780er Jahre in Halle hausende Mag. Laukhard (Leben und Schicksale, herausgegeben von Petersen I. S. 199) notiert schier bedauernd: „Saufen und Besaufen ist der Hallischen Studenten Fehler nicht. Hier herrscht in Absicht des Trinkens viel Dezenz." — (7) — So schenkte ihm Louis Ferdinand in Lemgo einen eigenhändig geschnitzten mächtigen Meerschaum-Pfeifenkopf. Jeder preußische Prinz erlernt bekanntlich ein Handwerk. Als das Regiment später wieder

baten von ihm Rat und Hilfe in ihren eigenen Angelegenheiten. Die jüngeren, „die wußten, daß Ludwigs Klinge nicht eingerostet war und er sie führen verstand“, suchten in ihm den angenehmen Gesellschafter.

Kennzeichnend für das Verhältnis zwischen dem Prinzen und meinem Großvater, kennzeichnend auch für die Persönlichkeit Louis Ferdinands ist folgender Vorfall, der in beider Leben mehr als eine Episode bilden sollte. Anfang 1799 hatte der Prinz, nur von seinem Leibjäger begleitet, von seinem Kantonnement in Hoya aus ein Konzert des berühmten Klaviervirtuosen Dussek in Hamburg besucht. Er war dort von einigen französischen Emigranten erkannt und in ihre Kreise gezogen worden. Dem kurzen Besuch war ein längerer gefolgt. Dem zweiten ein dritter, von dem der Prinz überhaupt nicht mehr zurückkehrte. Selbst nicht, als im Herbst das Regiment von Hoya nach Bielefeld abmarschierte. Alle Bitten und Vorstellungen des Regimentskommandeurs blieben fruchtlos. Ganz abgesehen von dem Mangel an Disziplin — man fürchtete, daß der Prinz von dem Hamburger Emigrantenkreise, dem vornehmlich die Gebrüder Lameth, die schöne Gräfin Larochefoucauld und ihre noch schönere Schwester angehörten, zu politischen Intriguen mißbraucht werden könne. Im November 1799 forderte daher der Herzog von Braunschweig als Korps-Befehlshaber von dem Regimentskommandeur Obristen von Bergen auf besonderen Befehl des Königs, daß er nun endlich die schleunigste Rückkehr des Prinzen zum Regiment veranlasse. Ein letztes dringendes Mahnschreiben des Obersten blieb wieder ohne Erfolg. Es blieb nichts übrig, als einen zuverlässigen und vertrauten Mann aus dem Regimente nach Hamburg zu schicken, um den Prinzen durch persönliche Vorstellungen zur Vernunft zu bringen. Dieser heikelen Mission hielten sich aber weder der Generaladjutant des Prinzen noch einer der älteren Stabsoffiziere gewachsen. Zum Erstaunen der Armee wurde im Dezember 1799 mein Großvater, der junge Auditeur, vom Herzog von Braunschweig mit der Ausführung dieses Auftrages betraut: er vermöge ja am meisten über den Prinzen. Der zeigte sich denn auch endlich den dringenden Vorstellungen zugänglich und gab das Ehrenwort, spätestens am dritten Tage nach Ludwigs nicht länger aufzuschiebender Abreise ihm nachzufolgen. Inzwischen aber traf, vom König direkt entsandt, der Oberst von Massenbach aus Berlin ein, um den Prinzen nicht mehr zum Regiment, sondern nach Magdeburg zurück zu begleiten. Hier wurde der Prinz auf Friedensetat gesetzt. Erst Mitte 1801 stieß er wieder zur Armee.

Diese Episode hat dem Prinzen bei Friedrich Wilhelm III. überaus geschadet. Dem nüchternen Sinne des Königs waren Louis Ferdinands glänzende Eigenschaften ohnehin unsympathisch und vor allem verstand er in Dingen des Dienstes keinen Spaß. Das dabei zu Tage getretene nahe Verhältnis meines Großvaters zu seinem leichtsinnigen Chef hat aber — wenigstens nach Ludwigs Ueberzeugung — in dem König auch gegen meinen Großvater selbst ein dauerndes Vorurteil wachgerufen, unter dem dieser später schwer zu leiden gehabt hat.

in Magdeburg lag, nahm Blücher, der als General dort stand, häufig an der Tafel des Prinzen teil. Da in dessen Gemächern nicht geraucht werden durfte, pflegte Blücher, um sich seine Nachtischpfeife nicht entgehen zu lassen, in die Zimmer meines Großvaters hinüberzukommen. Hier machte er es sich zum besonderen Vergnügen, jenen sehr dickwandigen Kopf anzurauchen. Der Kopf ist heute in meinem Besitze.

Die amtliche Stellung Ludwigs als Sekretär des Prinzen hatte mit dessen Ausscheiden aus dem Verbande der Demarkationsarmee vorläufig ein Ende. Doch scheint der Großvater auch in dieser Zeit in näheren persönlichen Beziehungen zu Louis Ferdinand geblieben zu sein.

Andere Geschäfte, deren Verbindung mit dem Amte eines jungen Regimentsauditeurs uns heutzutage ganz unmöglich scheinen will, traten jetzt in den Vordergrund. Auf Anraten und mit hergeliehenen Mitteln des General-Entrepreneurs der Verpflegung der Demarkationsarmee, des Geh. Finanzrats Crelinger, nahm Ludwig die Versorgung erst eines Bataillons, dann seines ganzen Regiments mit Brot und Fourage in Entreprise. Mit der Leichtigkeit, mit der er sich in ihm zunächst ganz fremde Verhältnisse sein ganzes Leben lang hineinzufinden vermocht hat, lebte sich der Großvater auch in die landwirtschaftlichen und Handelsverhältnisse ein, die bei diesen Geschäften in Betracht kamen. Hier legte er den Grund zu der hervorragenden Stellung, die ihm später unter den Landwirten damaliger Zeit willig eingeräumt wurde, obwohl er, in städtischen und militärischen Verhältnissen herangewachsen, niemals die Landwirtschaft praktisch erlernt hatte. Ludwigs Verpflegungsgeschäft ging gut, er hielt „hübsche Equipage, hübsche Reitpferde, lebte gut und machte alle Vergnügungen mit." Dabei verdiente er viel Geld, das er freilich „zu seinem späteren Vorteile zusammen zu halten und zu achten nicht verstand." Das blieb so, bis das Regiment Ende 1801 in die Garnison nach Magdeburg zurückkehrte.

Ludwig beschloß nun sich zur regelmäßigen Laufbahn bei der Kriegs- und Domänenkammer vorzubereiten und meldete sich 1802 zur großen kameralistischen Staatsprüfung.

Da starb am 3. August 1802 Prinz Heinrich von Preußen. Durch diesen Todesfall gelangte Prinz Louis Ferdinand in den Genuß der weiten Latifundien, mit denen die Dompropstei des Magdeburger Hofstifts dotiert war.

Anfang Oktober 1802 ward Ludwig, der bereits die Akten zur Prüfungsarbeit erbeten hatte, plötzlich durch ein eigenhändiges Schreiben Louis Ferdinands eingeladen, den Prinzen in Schricke, seinem drei Meilen von Magdeburg belegenen Gute, zu besuchen. Hier machte ihm der Prinz nach Tisch unvermutet den Vorschlag, Examen Examen sein zu lassen und die Leitung und Bearbeitung der gesamten Privat- und Vermögensangelegenheiten des Prinzen zu übernehmen: „Wir haben schon sieben Jahre zusammen gelebt, und ich denke, wir haben uns immer gut vertragen. So lange ich zu leben habe, sollen Sie es auch haben: viel habe ich auch jetzt noch nicht, aber mein Vater wird ja nicht ewig leben." Von der Liebenswürdigkeit des Prinzen bestrickt, nahm Ludwig das Anerbieten an. Er hat später diese rasche Zusage, mit der er die geregelte Laufbahn des Staatsdienstes kurz vor dem Abschluß des Vorbereitungsdienstes verließ, bitter bereut.

Nachdem Ludwig seinen Abschied vom Regiment erhalten, trat er jetzt mit dem Titel eines Königl. Prinzlichen Kammerrats ganz in die Kreise Louis Ferdinands ein. Zu seinen Emolumenten gehörte wiederum der Sitz an der Tafel des Prinzen und nunmehr auch freie Wohnung in der Magdeburger Dompropstei, den Gemächern des Prinzen gegenüber. Doch blieb Ludwig, bis er die Leitung

der Hofstaatsgeschäfte wieder abgab, stets in der persönlichen Umgebung des Prinzen. Mit ihm verbrachte er den Sommer auf dem Lande in Schricke, im Winter in des Prinzen Palais in Berlin und nur im Frühjahr während der Exerzierzeit war er mit ihm einige Wochen in Magdeburg.

Die Schilderung, die mein Großvater von der Person des „preußischen Alcibiades" in seinen Lebenserinnerungen seinen Kindern gibt, stimmt in den wesentlichen Zügen mit der berühmten Charakterzeichnung des scharfen Beobachters v. Clausewitz überein (8).

Prinz Friedrich Christian Ludwig — so hieß er eigentlich — war der am 18. November 1772 geborene Sohn des Prinzen Ferdinand, eines jüngeren Bruders Friedrichs II., der von seines Bruders Geiste freilich wenig hatte. Prinz Ferdinand galt für einen der reichsten und zugleich für den geizigsten Fürsten jener Zeit, des Prinzen Mutter Luise geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt für eine weder in geistiger noch in sittlicher Hinsicht hochstehende Frau.

„Groß und kräftig, vom schönsten Ebenmaß in allen Teilen seines Körpers, von königlicher Haltung, mit edelen Gesichtszügen und scharfem Auge, war Louis Ferdinands Figur die eines Heros. Ausgezeichnet durch verwegenen Mut in Gefahren, einer der kühnsten Reiter der ganzen Armee, mußte er bald der Abgott der Soldaten und jüngeren Offiziere werden. Dabei war er in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte sorgfältig ausgebildet (9). Wie der große Oheim ein freier, feiner und witziger Kopf, der nicht mit blindem Köhlerglauben an der Ueberzeugung von der Erhabenheit des damaligen Preußentums über alle Welt hing. Einer, den die großen Ereignisse der Zeit lebhaft beschäftigten, durch dessen Kopf auch die neuen Ideen rauschten. In allen Künsten ein begabter Dilettant, auf dem Klavier fast ein Virtuos. Die alten vorsichtigen Herren mit den langen Westenschößen schüttelten bedenklich den Kopf über so einen jungen Herrn und meinten, ehe diese üppigen Kräfte sich nicht in die Gamaschenordnung des Liniendienstes gehörig fügten, sei mit ihnen nichts aufzustellen. Der Prinz suchte sich für die Pedanterie zu entschädigen, in der man ihn gefangen halten wollte, und so öffnete sich die Kraft einen Ausweg am Spieltisch, im gesteigerten Genuß gesellschaftlicher Freuden und in leidenschaftlichen Liebschaften. Aber der Prinz ging in diesen Dingen nicht unter, sondern erhob sein Haupt wie ein guter Schwimmer und blieb mit seinem Geiste stets in edleren Regionen, angezogen von den großen Angelegenheiten des Vaterlandes, immer dürstend nach Ruhm und Ehre."

So urteilt Clausewitz und der Großvater gibt die Beläge zu solchem Urteile. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Immerhin mag erwähnt werden

— (8) — Carl von Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, in den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften herausgeg. vom Großen Generalstabe." Heft X. Berlin 1888. Wort-, aber nicht gedankenreicher ist Varnhagens Schilderung des Prinzen in der „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" Leipzig 1836 I. S. 239 ff. Ausgezeichnet ist Louis Ferdinand dargestellt in einem Aufsatz von Adolf Langguth, „Die Berliner Gesellschaft vor 100 Jahren und der romantische Prinz." (Sonntagsbeilage Nr. 19 zur Nationalzeitung 1908). — (9) — Freilich der Zeit entsprechend zumeist auf französischer Grundlage. Der Großvater bemerkt beiläufig, daß der Prinz kaum eine Zeile Deutsch orthographisch habe schreiben können. Nach dessen von Alex. Büchner herausgegebenen Briefen an Pauline Wiesel (Leipzig 1865) erscheint dies Wort nicht allzu sehr übertrieben.

daß es nach des Großvaters Darstellung wenigstens verständlich erscheint, wie Louis Ferdinand in die ihm oft so hart vorgeworfenen Schulden geriet. Er erhielt, als er als Oberst ins öffentliche Leben trat, außer seinem Gehalt von 1200 und einer Apanage von 6000 Talern von seinem Vater nur einen jährlichen Zuschuß von 2000 Talern, denen seine ebenfalls sehr reiche Mutter ganze 120 Taler aus besonderer Zärtlichkeit hinzufügte. Davon hatte der Prinz den gesamten Hofstaat, den ihm als militärischen Mentor zugeordneten Major, den über die Equipage eines Obersten hinausgehenden Pferdebestand, die Kosten der Repräsentation und Gastlichkeit zu bezahlen. Die Valuta der meist wucherischen Darlehen hat der Prinz natürlich auch nur zum Teile erhalten. Diese zerrütteten Finanzen mit der vom Prinzen Heinrich zugefallenen Erbschaft zu ordnen, betrachtete der Großvater als seine vornehmste Aufgabe.

Prinz Heinrich hatte in seinem Testamente verordnet, daß seine großen Allodialgüter zunächst an seinen Bruder Ferdinand und erst nach dessen Ableben an Louis Ferdinand fallen sollten. Von dem auch an Juwelen sehr reichen Mobiliarnachlasse sollte dieser sein Lieblingsneffe jedoch einen erheblichen Teil schon alsbald nach Heinrichs Tode erhalten. Prinz Ferdinand focht indeß diese letztere Bestimmung des brüderlichen Testamentes an. Der Großvater wurde nach Berlin geschickt, um dort mit dem Vater des Prinzen zu verhandeln und war froh, wenigstens einen mageren Vergleich mit einigem Nutzen für die Gegenwart herauszuschlagen. Der Hauptstreit mußte durch einen Befehl des Königs bis zum Tode des Prinzen Ferdinand vertagt werden.

Bessere Erfolge erzielte der Großvater durch eine gründliche Umgestaltung in der Bewirtschaftung der Magdeburger Stiftsgüter. Durch persönliche Verhandlungen mit dem damaligen Minister von Hardenberg (dem späteren Staatskanzler), dem Minister von Voß und dem Oberlandforstmeister von Baerensprung erlangte er die Genehmigung, große Forstgüter insbesondere den Rothenseer Busch einschlagen und in Weizenboden umwandeln zu dürfen. Sehr zur Freude seines ewig geldbedürftigen Prinzen steigerte Ludwig dadurch den jährlichen Reinertrag der Güter binnen dreier Jahre von 18000 bis auf über 54000 Taler. Ja, er vermochte noch aus dem Erlöse des eingeschlagenen Holzes das Rittergut Wettin, den Stammsitz des sächsischen Königshauses, für Louis Ferdinand anzukaufen. Leider steigerte sich mit den erhöhten Einnahmen, die Ludwig lieber zur allmählichen Schuldentilgung verwenden wollte, die Verschwendungslust des Prinzen. Der Geldmangel ward chronisch und die Sorgen des Getreuen, immer neue Einnahmen zu erschließen, nahmen kein Ende.

Desto angenehmer blieben, wenigstens bis kurz vor der Katastrophe von 1806, die persönlichen Verhältnisse Ludwigs. Es will uns heute fast wie ein Bild aus der italienischen Renaissancezeit anmuten, wenn wir von dem Idyll in Schricke lesen. Dort präsidierte des Prinzen Geliebte, die schöne Demoiselle Fromm, der Tafelrunde. Sie ward „von allen, der prinzlichen Umgebung wie Fremden, mit einer Achtung und Auszeichnung behandelt, die nicht hätte größer sein können, wenn sie des Prinzen angetraute Gemahlin gewesen wäre.“ Der Prinz wie seine Geliebte „wußten durch die Zartheit, die sie in ihr Benehmen

sowohl gegen einander als auch gegen jeden Dritten zu bringen unabläſſig bedacht waren, jedes Anſtößige fern zu halten, ſodaß ſich jeder dort außerordentlich wohl gefiel“ (10).

Das Leben in Schricke ſchildert anſchaulich Langguth: „Am Vormittage zog man unter Hundegebell hinaus und lanzierte oder jagte Säue oder Hirſche par force. Gegen 5 Uhr abends kam man zurück und um 6 Uhr ging es zur Tafel. Hier erwartete die Jäger eine geladene Geſellſchaft anmutiger Frauen und froher Männer. Ausgewählte Speiſen und guter Wein, beſonders Champagner, den der Prinz ſehr liebte, ſtillten Hunger und Durſt, während das Mahl, im antiken Stil gefeiert durch Muſik und heitere Unterhaltung, oft über die gewöhnliche Zeit verlängert wurde. Neben dem Prinzen ſtand ein engliſches Flügel-Piano. Eine Wendung und er fiel in die Unterhaltung mit Tonakkorden ein, die dann Duſſek auf einem anderen Inſtrumente weiter führte. So entſtand oft zwiſchen beiden ein muſikaliſcher Wettkampf, ein muſikaliſches Geſpräch, das alle durch Worte angeregte Empfindungen in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ. Unterdeſſen wechſelten Getränke und Aufſätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingeſtellt. Die Frauen, auf dem Sofa in antiker Freiheit gelagert, ſcherzten, entzückten, riſſen hin und verliehen dem Sympoſion erſt den wahren Reiz. Die Stunden verflogen, und es geſchah nicht ſelten, daß man ſich erſt des Morgens um fünf, ja um acht Uhr trennte, indem viele von demſelben Stuhle aufſtanden, auf den ſie ſich am Abend niedergeſetzt.“

Der Prinz ſelbſt war als Komponiſt nicht unbedeutend, Duſſek gehörte geradezu zu ſeinem Hausſtande, Himmel weilte alljährlich wochenlang als Gaſt im Hauſe, der Violinvirtuoſe Rode über ein Vierteljahr. Sehr oft erſchienen aus Berlin Mitglieder der Kgl. Kapelle zur Aufführung von Quartetten und Quintetten. Aber auch ſonſt belebten intereſſante Gäſte die Geſellſchaft. Der Großvater ſah dort Carl Auguſt von Weimar, den Fürſten Anton Radziwill, den Schwager des Prinzen, ausgezeichnet als Komponiſt und bekannt als Vater der Prinzeſſin Eliſa, der Jugendliebe Kaiſer Wilhelms I., ferner den ſchon damals ſeiner militäriſchen Kenntniſſe wegen gefeierten Prinzen Auguſt von Preußen, den ſein Bruder Louis Ferdinand den „Profeſſor“ zu nennen liebte, die ſpäteren öſterreichiſchen Feldmarſchälle von Wallmoden-Gimborn und Graf Murfeld ſowie andere mehr, deren vom Großvater genannte Namen jetzt verklungen ſind.

Es mag bemerkt werden, daß, ſo viel Lob Ludwig für Dlle. Fromm übrig hat, er über die ſpäter neben ihr in Berlin das Roſenzepter führende Mme. Wieſel, die in der Folge von dem Varnhagenſchen Kreis vergötterte „himmliſche Pauline“, ſehr ſchroff aburteilt (11). Er hält ſelbſt die Vermutung des ſpäteren Generals von

— (10) — Dlle. Fromm gebar dem Prinzen 1803 einen vom König unter dem Namen von Wildenbruch geadelten Sohn Louis, den Vater des Dichters Ernſt von Wildenbruch, ſpäter noch eine Tochter Blanche. Mein Großvater erzählte (nach der Erinnerung ſeiner Tochter Luiſe) gern, daß der kleine Louis in einer Suppenterrine, deren Deckel der Prinz plötzlich abhob, der Tafelrunde in Schricke vorgeſtellt worden iſt. — (11) — Zu ſolcher Verhimmelung ſtimmt ſchlecht der aus Varnhagens Nachlaſſe veröffentlichte unglaublich ordinäre Brief Paulinens an den Prinzen (Briefe. Leipzig. 1867 I. S. 281). Auch Büchner und Langguth teilen die Rahelſche Begeiſterung keineswegs. Louis Ferdinand ſchreibt übrigens ſelbſt einmal von Paulinen: „ſie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano ſpiele, bei meinen edelſten Ideen.“

Tielemann, der zu jener Zeit Adjutant des Prinzen und mit Ludwig nahe befreundet war, daß die Wiesel zu politischen Intriguen des französischen Kabinetts sich habe brauchen lassen, für sehr wahrscheinlich.

Allmählich begann nach Ludwigs Bericht der Ton in Schricke durch den Hinzutritt neuer weiblichen Elemente zu sinken. Die Gesellschaft verschlechterte sich zusehends. Der Großvater ergriff seine neue Aufgabe, die Verhältnisse in Wettin einzurichten, als willkommenen Anlaß, sich möglichst von Schricke fern zu halten. Es ward ihm dort namentlich deshalb unheimlich, weil er merkte, daß eine der neuen Huldinnen es auf seine Hand abgesehen hatte. Ludwig erlangte endlich auch, daß er von der Leitung des eigentlichen Hofstaates entbunden wurde. So konnte er wenigstens die Sommer 1805 und 1806 ganz in Wettin verbringen.

Hier richtete er, seiner Neigung zu wirtschaftlichen Experimenten folgend, seinem Schwager Hummel (12) eine Fabrik von Baumwollenwaren und Garnfärberei ein, an der er sich selbst mit später verlorenem Kapital beteiligte. Von Wettin aus machte Ludwig aber auch — was wichtiger wurde — die Bekanntschaft des Oberbergrats Joh. Aug. Friedrich Kleemann zu Rothenburg a. d. Saale. Dessen gastfreies Haus stand jedem offen, vor allen anderen aber jedem Freimaurer, denn der alte Herr, der Stifter der Aschersleben er Loge „zu den drei Kleeblättern", ging ganz in der „Königlichen Kunst" auf. Die Beziehungen Ludwigs zu Kleemann gestalteten sich bald enger, nachdem auch der Großvater am 5. August 1805 in Aschersleben sich in den Orden hatte aufnehmen lassen. Ludwig gesteht ehrlich, daß — entgegen den Satzungen der Loge — zu diesem Entschlusse der profane Wunsch, dem ehrwürdigen Meister als Vater einer schönen Tochter näher zu kommen, sehr wesentlich beigetragen hat. Wie Ludwig seine Neigung zu Marie Kleemann (13) zuerst offenbart hat, ist durchaus bezeichnend für seine Eigenart: Als er mit Kleemann an einem großen Festmahle teilnahm, hatte man neben ihn, mitten unter die Honoratioren, ein junges Mädchen gesetzt, dessen sehr angesehener Vater offenkundig sich Ludwig zum Schwiegersohne wünschte. Die sonstige junge Welt, darunter Kleemanns Tochter, hatte ihre Plätze am unteren Ende der Tafel gefunden. Vor Ludwig stand eine große mit Myrten gezierte Torte; der Gastgeber bat Ludwig, sie beim Nachtisch vorzuschneiden. Als er hierbei die Myrten beiseite legte, äußerte man scherzend mit deutlichem Hinweise auf Ludwigs Nachbarin, die Sträußchen seien doch wohl für die bestimmt, die seinem Herzen gebiete. „Das versteht sich", erwiderte mein Großvater, stand fröhlich von seinem Platze auf und schritt mit seinen Myrten stracks ans Ende der Tafel. Hier überreichte er sie ehrerbietig — hony soit qui mal y pense! — Mariechen Kleemann, die von dem Zusammenhang nichts wußte und nun bis über die Ohren rot ward. Mitte Oktober 1805 erfolgte die Verlobung. Vater Kleemann gab seinen Segen — freilich mit Kopfschütteln: hatte der ungestüme Freier es doch wegen Zeitmangels abgelehnt, das ihm bei der Werbung feierlichst vorgelegte, 82 Folioseiten umfassende Aktenstück betr. das Testament der verstorbenen Brautmutter (14) vor weiterer Gefühlsäußerung durchzustudieren. Dem Geschmacke der Zeit — man denke an Vossens Luise! — entsprach die scheinbar im-

— (12) — Siehe oben S. 54 Anm. 18. — (13) — Johanna Maria Friederike Charlotte Kleemann geb. am 8. 1. 1785 zu Rothenburg an der Saale. — (14) — Im Familienarchiv.

provisierte Hochzeit. Es war verabredet worden, daß der Bräutigam die Familie der Braut nach Dessau begleiten sollte, um dort die Osterfeiertage bei Kleemanns Bruder zu verleben. Am Karfreitagmorgen schrieb Kleemann in Anwesenheit seiner zweiten Frau und des Brautpaares in Rothenburg noch einige Briefe. Plötzlich legte er die Feder nieder: „Höre einmal, Frau, könnten wir nicht am zweiten Festtage bei unserer Rückkehr einige gute Freunde bei uns sehen? Sie, lieber Sohn, wünschen von Ihrem Freunde, dem Pastor Kuthe in Löbnitz, getraut zu werden — da könnten wir ja auf der Hinreise nach Dessau dort die Trauung bestellen und sie auf dem Heimwege gleich absolvieren.“ Vater Kleemann weidete sich höchlichst an der freudigen Ueberraschung des Brautpaares. Natürlich hatte er mit seiner Frau längst den Plan verabredet. Der Bräutigam hatte gerade noch Zeit, wenigstens seine Schwester mit ihrem Manne für den zweiten Ostertag nach Rothenburg zu bitten. Der wirklich überraschte Pastor Kuthe traute das Paar am 8. April 1806 in seiner Dorfkirche. (15).

Die Ehe der Großeltern ist überaus glücklich gewesen. Das geht nicht nur aus den Lebenserinnerungen des Großvaters, das geht aus jeder Zeile der verschwiegenen Tagebücher hervor, die die Großmutter, ebenso schreibfroh wie ihr Mann, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt, niedergeschrieben hat. Die kleine, bewegliche, anmutige Frau nahm an allem Teil, was ihren Eheherrn anging. Sie freute sich mit ihm der Projekte aller Art, die er unermüdlich in stolzem Fluge aufsteigen ließ. Waren dann die Ikarusflügel geschmolzen, so begrub sie die Hoffnungen mit demselben philosophischen Gleichmut wie der Gatte. Allezeit harrte sie mit ihm auf das kommende Glück, auch als am Ende des Lebens die Schatten immer länger sich dehnten. Dieselbe in den behaglichen Halberstädter Verhältnissen, wie beim Talglicht, in dessen Scheine die Töchter spannen, auf dem einsamen Gutshofe Ostpreußens, wo jeder Tag eine neue Enttäuschung brachte. Eine tüchtige Wirtin, dabei eine für ihre Zeit ungewöhnlich vielseitig gebildete Frau, die voll lebendigen Interesses an allem, was geschah, über die Vorgänge in der Welt sich ein sicheres Urteil bildete und dies auch mit gewandter Feder zu begründen vermochte. Schmilzt man ihre Töchter Marie und Luise in eine Person zusammen, so steht, glaube ich, die Großmutter vor uns.

Die Damen in Schricke nahmen Ludwigs Verlobung sehr ungnädig auf und begegneten ihm fortan mit zurückhaltender Kälte. Der Prinz selbst, der ihm sehr liebenswürdig gratuliert hatte, befand sich bei der Armee, die infolge der kraftlosen preußischen Politik während des österreichisch-französischen Krieges in Norddeutschland herumdemonstrierte und nach dem Frieden von Preßburg taten- und ruhmlos wieder heimzog.

Keiner, sagt Clausewitz, litt unter den Jämmerlichkeiten des Tages tiefer als Louis Ferdinand. Sein Ehrgefühl als preußischer Prinz, als Neffe Friedrichs des Großen, sein wagekühner Mut, selbst sein sorgloser Leichtsinn hatte ihn an die Spitze der Aktionspartei gebracht. Als Napoleon das preußische Gebiet in Franken mit Geringschätzung verletzt hatte, verlangte der Prinz sofortige Kriegserklärung an das gegen Oesterreich und Rußland im Felde stehende, mithin ge-

— (15) — Traurede im Familienarchiv.

schwächte Frankreich. Das Ergebnis war nur, daß der Prinz sich beim Könige noch mißliebiger machte. Wie der Großvater erzählt, hat ihm Louis Ferdinand schon 1804 (16) das Konzept einer kurzen, von ihm selbst verfaßten politischen Denkschrift übergeben: „Was kann Deutschland retten?“ Dies Schriftstück habe der Prinz im Winter 1805 dem damaligen Generaladjutanten des Königs, dem Obristen von Kleist (dem späteren Feldmarschall Kleist von Nollendorf), übersandt, um es dem Könige vorzulegen. Kleist habe dies aber anscheinend nicht getan.

Von der Heimkehr Louis Ferdinands berichtet der Großvater: „Am 16. Februar 1806 abends gegen acht Uhr kam der Prinz auf der Rückreise nach Magdeburg in Wettin an. Er schickte seine Adjutanten auf sein Zimmer, faßte mich unter den Arm und sagte: ‚Kommen Sie in Ihre Wohnung.‘ Die nun folgende Unterredung wird mir unvergeßlich bleiben, denn sie prophezeite mir das Schicksal unseres Vaterlandes. Der Prinz warf sich auf das Sofa: ‚Wie geht es hier?‘ ‚Nun wir Ew. Königl. Hoheit wieder haben, recht wohl‘, antwortete ich. ‚Ist das wirklich Ihr Ernst?‘ erwiderte er, indem er mich scharf ansah. ‚Ehrlich gestanden‘, entgegnete ich, ‚hätte ich Ew. Königl. Hoheit lieber nach ein paar gewonnenen Schlachten gesehen.‘ ‚Das ist vorbei‘, rief der Prinz, indem er mir, der ich vor ihm stand, heftig den Arm drückte. ‚Wir werden nun Krieg führen müssen, wenn wir nicht können und nicht wollen, wir werden hinter der Weser und Elbe geschlagen werden, wir werden die Oder schändlich verlassen, hinter der Weichsel einen schimpflichen Frieden schließen und die Hälfte unserer Provinzen verlieren. Ich werde das nicht überleben, aber es kann nicht ausbleiben.‘ Er stand auf, faßte mich unter den Arm und wir gingen zu den Adjutanten in sein Zimmer, wo der Prinz den ganzen Abend sehr still und einsilbig blieb.“

Louis Ferdinand hatte erstaunlich richtig prophezeit. Am 10. Oktober desselben Jahres starb er bei Saalfeld den Heldentod, mit solchem Ende vieles sühnend. Vier Tage darauf zerschlug Napoleon das alte Preußen bei Jena.

Den Großvater ereilte die Hiobspost von Saalfeld in Leipzig, wo er sich gerade der Messe wegen aufhielt. Er hatte den, wie er selbst sagt, freilich höchst unzweckmäßigen Befehl, sich bei einer Annäherung des Feindes sofort nach Berlin zu begeben, um so zu vermeiden, daß der Vertreter eines preußischen Prinzen in dessen Hause dem Feinde die Honneurs mache. Um nicht sein junges, damals soeben von einem Krankenlager genesenes Weib allein zurückzulassen, lud Ludwig die Großmutter, während die Fenster vom Kanonendonner des Treffens bei Halle erzitterten, mit den notwendigsten Sachen auf einen Leiterwagen und brachte sie auf Umwegen durch das Getümmel des flüchtigen preußischen Heeres nach Berlin (17).

— (16) — Wohl Schreibfehler für 1805. Der Großvater betont, daß er dies Schriftstück gut aufbewahrt habe. Ich habe es jedoch unter seinen leider verstreuten Papieren nicht aufgefunden. Nach dem Zusammenhang kann aber eine Verwechselung mit der bei Pertz, Leben Steins, I. S. 347 f. abgedruckten Denkschrift gegen das Ministerium Haugwitz-Beyme-Lombard nicht vorliegen. Die letztere, allerdings auf Louis Ferdinands Betreiben von Johannes von Müller entworfen und auch von den Prinzen August und Wilhelm sowie von Stein unterzeichnet, ist erst am 2. 9. 1806 dem Könige, bei dem sie so übele Aufnahme fand, überreicht worden. — (17) — Die Mühsale dieser Flucht hat der Großvater in einem besonderen Aufsatze sehr eingehend geschildert.

Hier hatte man völlig den Kopf verloren. Prinz Ferdinand erklärte, er wolle nicht Erbe seines Sohnes werden, und verwies Ludwig an das Departement des Königl. Hauses. Der Hausminister v. d. Recke riet, nach Wettin zurückzukehren und dort den Verlauf der Dinge abzuwarten: eine Instruktion könne er aber angesichts der ungewissen Zukunft keinesfalls erteilen. Mit tiefem Schmerze sah der Großvater den Einzug Napoleons in die preußische Hauptstadt, sah er das lustige Biwak, das die französischen Garden beim Scheine lodernder Wachtfeuer auf dem Schloßplatze hielten, während hinter den hell erleuchteten Fenstern der Gemächer Friedrichs des Großen der Kaiser das Siegesfest feierte. Auf demselben Schloßplatze hatte der Großvater zwei Monate vorher dem übermütigen Treiben der siegessicheren preußischen Gardeoffiziere zugesehen.

Auch seinen Bruder Ernst, der als Ober-Divisions-Kommissär des Hohenlohischen Korps mit diesem bei Prenzlau von den Franzosen gefangen genommen worden war, traf Ludwig unvermutet unter den in Berlin sich scheu herumdrückenden entwaffneten preußischen Offizieren.

Unter dem mit einem Friedrichsd'or täglich bezahlten Geleite eines französischen Gensd'armes d' élite kehrte der Großvater nach Wettin zurück. Hier erhielt er alsbald von dem durch Napoleon in Halle eingesetzten Intendanten Clarac die Aufforderung, ihm die prinzlichen Güter zu übergeben. Der Großvater protestierte in einem ausführlichen Memorial, weil die Güter unverletzliches Privateigentum des Prinzen gewesen und jetzt dessen Gläubigern zur Verfügung zu stellen seien. Er rief den Schutz der Magdeburger Kriegs- und Domänenkammer an, an welche er inzwischen von Berlin gewiesen war. Er erhielt zur Antwort, man könne ihn nicht schützen. So mußten denn die Güter Clarac übergeben werden. Zum Glück erwies sich dieser im Gegensatz zu dem berüchtigten Generalintendanten Daru als ein höchst rechtschaffener und gebildeter Mann, der bald sogar in ein herzliches Freundschaftsverhältnis zu Ludwig trat.

Dem Großvater wurde einstweilen die Verwaltung der prinzlichen Güter unter Claracs Aufsicht belassen, doch verlor er sein halbes Gehalt und fast alle Nebenbezüge.

Bald fand er Gelegenheit, dem ihm zur Heimat gewordenen Saalkreise (18) nützliche Dienste zu leisten. Dieser Landesteil stand bei dem Kaiser in besonderer Ungnade. In ihm hatten die Stände die Organisation zu einer Art Landsturm vorbereitet, an welchen Arbeiten Ludwig eifrig teilgenommen hatte. In ihm hatte eine Brutstätte der verhaßten deutschen Ideologen, die von Napoleon schleunigst aufgelöste Universität Halle, ihren Sitz gehabt. Der Kaiser hatte daher dem Saalkreise eine besondere Kontribution von nicht weniger als zwei Millionen Franken auferlegt.

Wie sollte diese enorme Summe bei der allgemeinen Geldnot von der ausgesaugten „Provinz" aufgebracht werden? Daru war ein unerbittlicher Gläubiger! Unter des wohlmeinenden Claracs Vorsitz berief man eine Kommission, die aus

— (18) — Der durch Anhalt, Kursachsen und die Grafschaft Mansfeld als Enklave eingeschlossene Teil des ehemaligen Erzbistums Magdeburg mit eigener Ständeverfassung. Der Saalkreis wird in den Akten stets als „Provinz" bezeichnet.

zwei Räten der Magdeburger Kriegs- und Domänen-Kammer — amtlich gehörte ja der Kreis bis zum Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) noch zu Preußen (19) — und aus zwei von den Ständen gewählten Vertretern bestand. Zu diesem dornenvollen Ehrenamte erwählten die Stadt Halle den Ratsmeister Keferstein, die ländlichen Stände den Großvater — offenbar auf Grund der Wunderdinge, die ihm gelungen waren, als er den Finanzen seines Prinzen aufzuhelfen versucht hatte. Die Hauptarbeitslast dieser Kommission traf Ludwig als den einzigen der deutschen Kommissions-Mitglieder, der fertig französisch sprach, und den ihm beigeordneten Sekretär Dietlein (20). Ludwig verlegte seinen Wohnsitz nach Halle. Die Taktik der Delegierten mußte natürlich dahin gehen, Zeit zu gewinnen, bis im Lande wieder geordnete Zustände eingetreten waren, Darus Bestreben dahin, sobald wie möglich durch Drohungen mit militärischer Exekution Geld herauszupressen. Der Großvater wurde mit ausgedehnten Vollmachten zur Aufnahme einer Anleihe nach Hamburg gesandt. Er fand dort, von Clarac empfohlen, die liebenswürdigste Aufnahme bei dem französischen Gesandten Bourrienne, der zu den Intimen des Kaisers gehörte, erschöpfte sich seinerseits in Liebenswürdigkeiten, um diesen zum Vermittler bei Napoleon zu gewinnen, machte eine Reihe höchst interessanter Bekanntschaften — nur Geld konnte er nicht auftreiben. Erst, nachdem der Saalkreis durch das kaiserliche Dekret vom 18. August 1807 dem neuen Königreich Westfalen einverleibt worden war, wurde im Dezember 1807 der Rest der Kontribution auf die westfälische Staatsschuld übernommen. Dankbar wählte das Wahlkolleg des neu gebildeten Saaledepartements Ludwig zum Mitgliede des nach napoleonisch-konstitutionellem Muster freilich rein dekorativen Generaldepartementsrates.

Ludwig war dreiunddreißig Jahre alt. In dem Vertrauen auf Louis Ferdinands Stern hatte er fünf Jahre vorher die regelmäßige Laufbahn eines preußischen Staatsbeamten aufgegeben. Nun war der Prinz tot. Noch im Sommer 1806 hatte der Minister v. Angern, der als Präsident der Magdeburger Kammer die Tätigkeit Ludwigs aus nächster Nähe schätzen gelernt hatte, ihm für den Fall, daß es ihm in der prinzlichen Verwaltung nicht mehr gefallen würde, die Aufnahme in den Staatsdienst angeboten (21). Jetzt hatte Preußen die Hälfte seiner Provinzen verloren und mußte einen großen Teil der schon Angestellten auf Halbsold setzen.

Der König von Preußen hatte seine links von der Elbe wohnenden Landeskinder ihrer Eidespflicht entbunden. Eine Reihe angesehener Männer, an ihrer Spitze der Magdeburger Präsident v. Bülow, ein Neffe Hardenbergs, traten in

— (19) — Die durch hochfahrenden Ton schlecht verhüllte Ratlosigkeit der Regierungsbehörden geht aus einem im Familienarchive erhaltenen, an den Großvater gerichteten Schreiben des Prinzen Ferdinand von Preußen vom 7. 2. 1807 hervor: Von den guten Vorschlägen Ludwigs, die der Prinz dem Minister v. Angern übermittelt habe, könne jetzt kein Gebrauch gemacht werden. Uebrigens sei der Staatsminister v. Angern nur allein bei des Königs Majestät dereinst über das Verfahren bei der Repartition der Kriegssteuer Rechenschaft abzulegen verbunden, den Ständen der Provinz gezieme es nicht, solche zu fordern. — (20) — Dietlein, ursprünglich Baukondukteur, blieb auch noch in der Halberstädter Zeit Ludwigs Faktotum. Er starb als Professor der Mathematik in Berlin. — (21) — Das Ratsexamen war damals — mit Recht — keine zwingende Vorbedingung für die Anstellung in der Verwaltung.

westfälische Dienste. Es wäre ungerecht zu verkennen, daß sich das westfälische Regiment zu Anfang durch Reformen nicht übel einführte: es brachte die gänzliche Aufhebung aller Vorrechte des Adels und der privilegierten Stände, Gleichheit vor dem Gesetz und in der Besteuerung, die Abschaffung der Feudallasten, freie Kultusausübung, ja eine Art von Scheinkonstitution. Erst später, als sich immer neue Abenteurer unter dem unwürdigen Jérome in die westfälische Verwaltung eindrängten, fiel diese der Verachtung anheim.

Auf Claracs Veranlassung fanden schon bei der erstmaligen Besetzung der Aemter Verhandlungen statt, die die Ernennung des Großvaters zum Unterpräfekten des Saaledepartements bezweckten. Sie zerschlugen sich. Als Ludwig im Jahre 1811 dieselbe wieder vakant gewordene Stelle angeboten wurde, lehnte er ab. Bei der Erinnerung an diesen Schritt streiten sich zwei Gefühle in des Großvaters Brust: die Genugtuung, nicht in den westfälischen Dienst, wie er 1811 schon geworden war, getreten zu sein, und ein gewisser Aerger. Er erfuhr nämlich hinterher, daß ihm die Unterpräfektur in Halle nur als Durchgangsposten zum Präfekten des Harzdepartements zugedacht gewesen war. Die Präfekten wurden aber nach 1813 als Regierungspräsidenten oder wenigstens Oberregierungsräte in den preußischen Staatsdienst übernommen. Ueberhaupt weisen die folgenden Lebensjahre des Großvaters eine Kette verpaßter Gelegenheiten auf.

Napoleon hatte sich die Hälfte der im Königreich Westfalen belegenen Domänen zu Dotationen an seine Marschälle und Generale vorbehalten. Zur einstweiligen Verwaltung wurde eine Administration in Halberstadt eingesetzt. Auf Claracs Zureden trat der Großvater in diese Administration als „Inspecteur des Saaledepartements“ ein und übersiedelte im Juni 1808 nach Halberstadt. Der Aufenthalt in diesem, den Großeltern später so lieb gewordenen Orte begann traurig genug: wenige Tage nach ihrem Eintreffen, am Morgen des 15. Juni 1808, fand man ihr erstgeborenes Söhnchen, den am 8. Februar 1808 zu Halle geborenen kleinen Louis, tot in seinem Bettchen vor.

Am 5. Oktober 1809 wurde den Großeltern zum Troste wieder ein Sohn, mein Vater Eduard, geboren. Ihm folgten am 14. Mai 1811 eine Tochter Marie, am 6. August 1813 eine zweite, Luise, am 2. Oktober 1815 ein zweiter Sohn, Hermann, am 29. Oktober 1817 ein dritter, Ludwig, am 28. November 1819 eine dritte Tochter, Therese, am 9. September 1821 ein vierter Sohn, Ferdinand.

Das Leben in Halberstadt gestaltete sich bald sehr angenehm. Der Großvater erkaufte 1810 eine der Kurien des aufgehobenen Collegienstifts U. L. Frauen und richtete das geräumige Haus behaglich ein (22). Sogleich nach seinem Eintreffen hatte er am 24. Juni 1808 in Halberstadt die nach dem System der Großen Landesloge von Preußen arbeitende Freimaurerloge „zur aufgehenden Sonne“ begründet. In ihr führte er den ersten Hammer fast ununterbrochen bis 1817 (23) — in der westfälischen Zeit lange im heftigen Kampfe gegen die ihrer Behauptung nach allein autorisierte Großloge Hieronymus Napoleon zu Cassel.

— (22) — Damals Nr. 57, jetzt Domplatz Nr. 4. Gegenwärtig, sehr umgebaut, im Besitze der verw. Frau Kommerzienrat Vogler. — (23) — Zu dieser Zeit entstanden Zerwürfnisse, weil sich der Großvater der Vereinigung seiner Loge mit der, wie er meinte, laxer arbeitenden Loge

Die außerordentliche Domänenadministration löste sich Anfang 1811 auf, als die vorbehaltenen Domänen an die Beschenkten verteilt waren. Die Verwaltung fast aller dieser Domänen aber ging nun auf den Großvater allein über, denn die Erwerber, der Marschall Duroc, der spätere Marschall Gouvion-St. Cyr, der General Legrand und andere, überließen die Verwaltung dieser ihrer deutschen Besitztümer gern gegen reichliche Tantieme den bewährten Händen Ludwigs. Und diese Beschäftigung gab diesem wieder willkommenen Anlaß zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen mit vielen interessanten Männern der Zeit und zu einem weit über das Geschäftliche hinausgehenden, oft auf das politische und allgemein wirtschaftliche Gebiet übergreifenden Briefwechsel (24).

Der Großvater sah ein, daß diese so angenehmen Verhältnisse nicht andauern konnten, und hielt nach anderen Grundlagen für seine Existenz Umschau. Aber er hatte in seinen eigenen Angelegenheiten damals keine glückliche Hand.

Ein äußerst vorteilhaftes Angebot des Ministers v. Bülow zum Ankauf des großen Besitzes des ehemaligen Nikolaiklosters in Halberstadt schlug er aus. Der, dem daraufhin das Geschäft angetragen wurde, gewann dabei innerhalb zweier Jahre achtzigtausend Taler. Des Großvaters landwirtschaftliche Neigungen und Kenntnisse brachten ihn auf den Gedanken, bei der durch Napoleons Kontinentalsperre hervorgerufenen Teuerung des Rohrzuckers — das Pfund kostete einen Taler — die damals noch in den Anfängen steckende Rübenzuckerfabrikation zu betreiben. Ludwig hat durch seine Versuche diese Industrie, die ja noch heute ihre eigentliche Heimstätte in der Provinz Sachsen hat, sogar sehr gefördert. Aber als er Ende 1812 seine mit schweren Kosten erbaute Fabrik in Betrieb setzte, erschien am selben Tage das berühmte 29. Armee-Bulletin, das die Katastrophe der „Großen Armee“ in Rußland verkündete. Die Kontinentalsperre war nun nicht mehr aufrecht zu halten, der Preis des Zuckers fiel von Tag zu Tage und das Geld ward immer teurer. Der Großvater war froh, daß er bei der Auflösung seines Unternehmens nach zwei Jahren nicht mehr als achttausend Taler verloren hatte, und tröstete sich philosophisch: „ich hatte geglaubt, ich sei ein Kaufmann, weil ich Zucker machen konnte. Ne sutor ultra crepidam.“

So war das Jahr 1813 herangekommen. Unter dem Kanonendonner der Leipziger Völkerschlacht brach die Herrlichkeit König Jéromes zusammen. Preußen nahm von seinen alten Landen links der Elbe wieder Besitz und setzte als provisorische Regierung eine „Gouvernements-Kommission“ ein, bei welcher die oberste Leitung der Zivilverwaltung dem späteren Minister v. Klewiz übertragen wurde. Die alten Verhältnisse wurden wiederhergestellt.

„An eine unabhängige Existenz gewöhnt“, suchte Ludwig keine Anstellung im Staatsdienste nach; sie wäre ihm damals sicher geworden. Den verpaßten Gelegenheiten reihte sich eine neue an. Der Großvater verstand sich nur dazu, vom 1. Januar 1814 ab die Oberleitung der Verwaltung der zwanzig mit etwa zehntausend

„zu den drei Hämmern“ in Halberstadt widersetzte. Verärgert legte Ludwig nicht nur den Hammer, sondern auch den Schurz nieder. Eine Reihe der vom Großvater gehaltenen Logenreden im Familienarchiv. — (24) — Ich selbst habe noch als Student diesen mit großem Interesse durchgesehen. Leider sind die zum Teile eigenhändigen Briefe der französischen Würdenträger — wahrscheinlich bei einem Umzuge meiner Eltern — inzwischen verloren gegangen.

Mann belegten Provinzial-Militär-Lazarette zwischen Elbe und Weser zu übernehmen. Dies Amt hat, da die notwendigen Utensilien, namentlich die in dem besonders strengen Winter unentbehrlichen wollenen Decken nicht in genügender Menge aufzutreiben waren, dem Großvater so viel Not gemacht, daß er die $1^3/_4$ Jahre dieser Tätigkeit die sauersten seines Lebens nennt. Er mußte, da er daneben seine Fabrik zu betreiben hatte, in dieser Zeit regelmäßig schon um zwei Uhr morgens sein Tagewerk beginnen. Ludwig hatte immerhin die Genugtuung, daß die von ihm durchgeführte Lazarett-Organisation den übrigen Provinzen zum Muster empfohlen wurde.

Meine Großmutter begründete inzwischen einen Halberstädter Frauenverein — einen Vorläufer des jetzigen Vaterländischen Frauenvereins — und verbrachte manche halbe Nacht in der Arbeit für dessen Zwecke.

Im November 1815 berief Klewiz Ludwig zum Mitgliede der Gouvernementskommission. Als im April 1816 das Gouvernement aufgelöst wurde, beabsichtigte das Finanzministerium, die Domänenverwaltung zu dezentralisieren und durch gewissermaßen detachierte Regierungsräte führen zu lassen. Man nahm Ludwig für die zu schaffende Stelle in Halberstadt in Aussicht. Mit Freuden sagte jetzt der Großvater zu — aber das ihn seit zehn Jahren verfolgende Mißgeschick blieb auch hier nicht aus. Der Organisationsplan wurde wieder fallen gelassen. Inzwischen waren die etatmäßigen Stellen besetzt worden und Ludwig mußte sich mit einem schmalen Wartegeld von dreihundertsechzig Talern begnügen. Neben diesem erhielt er für kommissarische Beschäftigung im Domänenwesen allerdings Tagegelder und Reisekosten, die er selbst reichlich bemessen nennt.

Bald darauf, 1817, präsentierten die Stände des Land- und Stadtkreises Halberstadt den Großvater dem Könige zu der vereinigten Stelle des Kreislandrats und Oberbürgermeisters der Stadt. Indeß wurde der an zweiter Stelle Vorgeschlagene ernannt. Ludwig glaubt, daß der Schatten Louis Ferdinands ihm den Weg versperrt habe.

Die kommissarischen Arbeiten mehrten sich durch häufige Spezialaufträge des Ministeriums, das den Großvater u. a. auch als Gutachter über den Gesetzentwurf der Gemeinheitsteilungsordnung heranzog. Durch ein Reskript des Finanzministeriums erhielt Ludwig als ständiger Kommissarius der Regierung in Domänengeschäften sogar für die Dauer dieses Auftrages neben den Diäten einen Zuschuß von jährlich sechshundertdreizehn Talern zum Wartegelde. Damit wurde wenigstens das bare Diensteinkommen von 1806 einigermaßen wieder hergestellt.

Inzwischen hatte der rastlos Tätige 1819 die „Kgl. Preuß. priviligierte Halberstädtische Oekonomische Gesellschaft“ gegründet mit dem Zwecke, durch theoretische Belehrung sowie praktische Prüfung und Anwendung von Verbesserungen die Landwirtschaft zu vervollkommnen. Ludwig wurde erster Direktor der Gesellschaft. Schon im nächsten Jahre rief er, auf das damals noch ganz neue Prinzip der Gegenseitigkeit gegründet, die „Allgemeine Hagelschaden-Assekuranz-Sozietät“ zu Halberstadt ins Leben. Auch an ihre Spitze trat Ludwig als Direktor. Die Sozietät dehnte ihren Wirkungskreis bereits 1823 mit einer Versicherungssumme von über drei Millionen Talern über fast das ganze nördliche Deutschland aus. Dieser

neuen, so wohltätigen Anstalt blieb es jedoch nicht erspart, teures Lehrgeld zu zahlen. In einem Optimismus, der heute, wo wir mit dem Versicherungswesen inzwischen vertrauter geworden sind, freilich ganz unbegreiflich erscheint, hatte man es unterlassen, im Statut Vorausbezahlung der Prämien zu bedingen. Die Folge war, daß Viele das Institut wie eine Lotterie betrachteten. Sie versicherten hoch: verhagelten ihre Felder, so mußte die Gesellschaft zahlen; verhagelten sie nicht, so blieben die Gesellschafter mit den Beiträgen im Rückstande. Man mußte in so vielen Fällen zum Prozesse schreiten, daß man die Geduld verlor und schon nach vier Jahren die Sozietät wieder auflöste.

Da erhielt 1824 Ludwig aus dem Finanzministerium den Auftrag, sich darüber zu äußern, ob es ratsam sei, die große Domäne Stecklenberg zu verkaufen. Pflichtmäßig seiner Ueberzeugung folgend, konnte Ludwig von der Veräußerung nur abraten. Aber es war ein unglücklicher Tag, an welchem er dies Gutachten niederschrieb. Der Großvater ließ sich von seinem Temperament hinreißen: nicht nur, daß er den Gedanken an einen Verkauf jener Domäne als den lächerlichen Einfall eines Hirnverbrannten hinstellte, er schloß, allezeit zu Superlativen geneigt, mit den emphatischen Worten: nur ein Feind des preußischen Staates könne auf solche Gedanken kommen (25). Ludwig wußte nicht, daß die Frage des Verkaufs von dem Finanzminister von Motz selber aufgeworfen worden war. Motz mag die näheren Umstände gar nicht gekannt haben. Die heilige Bureaukratie konnte eine solche Beleidigung ihrer Majestät jedoch unmöglich verzeihen.

Das Projekt blieb abgetan. Aber von dieser Zeit an beginnt eine gegen Ludwig gerichtete systematische Schikane des Finanzministeriums, gegen die den sonst wahrlich verdienten Beamten zu schützen, auch der gerecht denkende Oberpräsident von Klewiz machtlos war. Dieses Schikaniersystem erscheint um so übeler, als man den an sich berechtigten Unwillen über die unschickliche Form jenes Berichts verhehlte und nach den fadenscheinigsten Vorwänden suchte, den Großvater zu „maßregeln".

Unter dem 6. November 1825 wurde ihm der Zuschuß zum Wartegelde plötzlich entzogen. Gleichwohl dauerte der Auftrag, bis zu dessen Erledigung dieser Zuschuß 1822 ausgesetzt worden war, fort und es wurden Ludwig weiterhin neue Arbeiten zugewiesen. Als Grund für die Entziehung gab man an, daß ein verhältnismäßig geringfügiger Teil der Arbeit, die Rezeptur der Halberstädter Domäneneinnahmen, neuerdings einem Anderen übertragen worden war. Daß das nur ein Vorwand, erhellt schon daraus, daß man auf dies Argument in der Folgezeit gar nicht mehr zurückgekommen ist. Der Großvater wurde gegen jene Verfügung mit dem Hinweise vorstellig, daß, wenn man den Zuschuß zum Wartegelde aus Billigkeitsgründen nicht fortgewähren wolle, man dann auf Grund des Reichsdeputationshauptschlusses rechtlich verpflichtet sei, ihm sein Gehalt als vormaligem Beamten des sekularisierten Hochstifts Magdeburg fortzuzahlen. Da hieß es, diese Verpflichtung sei durch die beabsichtigte Anstellung Ludwigs im Staatsdienste erledigt. „Auch eine beabsichtigte Anstellung im Staatsdienste", sagt Ludwig mit vollem Recht in der hierauf dem Könige eingereichten Immediateingabe, „kann ich nicht als

— (25) — Nach Mitteilungen seiner Tochter Marie Avenarius.

Maria Avenarius

Ludwig Mrnarius.

eine Versorgung (im Sinne des Reichsdeputationsschlusses) betrachten, denn bisher ist mir eine solche noch gar nicht angeboten. Zwar hat des Herrn Finanzministers Exz. sich im allgemeinen bereit erklärt, mich bei einer Regierung außerhalb der Provinz Sachsen und zwar als jüngsten Rat anstellen zu wollen, aber in diesem Anerbieten kann ich nur eine unverdiente Demütigung erkennen. Ich kann keinen Grund finden, weshalb meine Anstellung gerade außerhalb der Provinz Sachsen erfolgen soll, da es doch wohl angemessen sein dürfte, mich in derjenigen Provinz zu placieren, in welcher ich nun schon seit vierundzwanzig Jahren in verschiedenen Verhältnissen fungiert habe und welche fast in allen ihren Beziehungen sehr genau zu kennen, ich mir schmeicheln darf. Ueberdies bin ich hier mit nicht unbedeutenden Grundstücken ansässig, von welchen ich nur durch eigene Benutzung einen angemessenen Ertrag ziehen kann. Diese Grundstücke sind aber mehrenteils verschuldet. Soll ich sie jetzt unter den gegenwärtigen unglücklichen Conjunkturen verkaufen, so muß ich einen Verlust erleiden, der mich in meinen Privatverhältnissen ganz ruinieren muß und für welchen eine Anstellung als jüngster Rat, vielleicht in Preußen oder am Rhein, mir keine Entschädigung gewähren kann. Welchen großen Verlust eine Versetzung in die Ferne herbeiführen muß, wenn man eine zahlreiche Familie und länger als zwanzig Jahre gewirtschaftet, auch auf keine Versetzung gerechnet hat, brauche ich nicht näher zu entwickeln ... Wenn ich übrigens schon im Jahre 1802, nachdem ich sieben Jahre als Auditeur gedient, mich zum Ratsexamen gemeldet hatte, im Jahre 1815 und 1816 als Mitglied des Gouvernements angestellt wurde, wo alle meine Kollegen bei der Organisation der Regierungen als Räte eingestellt wurden, wenn ich schon im Jahre 1817 Sr. Majestät zum Landrate des hiesigen Stadtkreises mit vorgeschlagen war, so muß es mir als eine absichtliche Zurücksetzung erscheinen, wenn ich jetzt in meinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre hinter anderen Räten rangieren soll, welche vielleicht noch nicht geboren waren, als ich schon längst dem Staate diente."

Die Immediateingabe blieb ohne Erfolg. Motz verbot vielmehr jetzt trotz der Gegenvorstellungen des Oberpräsidenten geradezu der Magdeburger Regierung, Ludwig weitere Aufträge zu erteilen.

So endete des Großvaters unter so glänzenden Auspizien begonnene Beamtenlaufbahn. „Ich habe," schreibt er seinen Kindern, „immer das, was ich für Recht und dem Staatsinteresse zuträglich erkannt hatte, vielleicht mit zu viel Eifer durchsetzen wollen und habe niemals meine Dienstverhältnisse zu meinem eigenen Vorteil benutzt, was ich stündlich hätte thun können, ohne gerade meiner Dienstpflicht zu nahe zu treten. Die Ruhe, mit der ich auf meine Dienstzeit zurückblicken kann, gewährt mir volle Entschädigung und es beseelt mich ein gewisser Stolz, nicht wie gemeine Seelen gehandelt zu haben."

Ein Ruhmesblatt im Kranze des sonst so verdienten Finanzministers v. Motz bildet diese Episode sicher nicht.

Im Jahre 1820 hatte der Großvater im Verein mit dem Amtmann Ludwig Struve in Hamersleben dort auf Braunkohlen gemutet. Die Grube Friederike Marie gab leidlich guten Ertrag. Ebenso eine nicht unbedeutende

Ziegelei in der Nähe von Halberstadt, die Ludwig 1822 angekauft hatte. Zu diesen Einnahmen trat der Pachtertrag eines kleinen Guts in der Halberstädter Feldmark und das verbliebene Wartegeld. Aber die Kinder wuchsen heran. Man war von jeher gewohnt, auf etwas großem Fuße zu leben, und konnte in Halberstadt selbst nicht wohl die Lebenshaltung ändern. Ein Leben ohne neue Projekte war zudem nicht nach des Großvaters Geschmack.

Aber aus solchen Plänen, wie sein eigenes Schicksal bequemer und die Zukunft seiner Kinder sicherer zu gestalten sei, sollte allmählich in dem schon alternden Manne ein riesengroßes Projekt sich auswachsen — bestimmt, weit über die Grenzen eigener Wirtschaft hinaus der Gesamtheit reichen Segen zuzuführen.

Zufällig erhielt Ludwig Kenntnis davon, daß in der Provinz Preußen viele große Güter zu äußerst wohlfeilen Preisen zum Verkauf standen. Dies zog seinen Blick auf jene dem Mitteldeutschen damals ganz entlegen dünkenden weiten Landstriche, die, einst durch das Schwert der Ordensritter unserem Volke gewonnen, 1815 nicht einmal dem Deutschen Bunde angegliedert worden waren.

Ost- und Westpreußen, sagt Treitschke (26), hatten in der napoleonischen Zeit unsäglich gelitten. Keine Provinz konnte sich mit den Opfern messen, die sodann in der Zeit der Erhebung das kernhafte Land gebracht hatte. Was seit 1806 allein an Kriegsschäden und Leistungen verloren war, berechneten die Landstände auf 152 Millionen Taler. Was besagte es dem gegenüber, daß der König seinen Ostpreußen 3 700 000 Taler zur Wiederherstellung ihrer Güter bewilligt hatte? Man empfand dies in der Provinz nur als eine neue Zurücksetzung der alten Stammlande und erinnerte sich der stiefmütterlichen Behandlung durch den Alten Fritz. Man übersah dabei, daß der verarmte Staat schlechterdings gar nicht in der Lage war, allen Provinzen gleichmäßig gerecht zu werden. Daß die Pflicht der Selbsterhaltung ihm gebot, seine Hilfe zunächst den noch ungesicherten neuen Gebieten zuzuwenden und lieber die alten, ohnehin getreuen, zur Geduld zu verweisen. An der Spitze der Provinz als Oberpräsident stand kein Geringerer als v. Schön. Ein Mann der Tat, scharfkantig, überall zusehend, wohl geschickt dazu, was er für sein Bereich in Berlin irgend herausschlagen konnte, auch zu erlangen. Aber auch Schön konnte nicht verhindern, daß ein Rittergut nach dem andern zur Subhastation kam, ja er mußte den Vorwurf hinnehmen, daß er als Liberaler aus Haß gegen den Adel die alten Familien zu Grunde gehen lasse. Der Provinz aus sich heraus zu helfen — an solcher Möglichkeit verzweifelten die Besten.

Ludwig brauste in jugendlichem Feuer auf. Wenn dem verarmten und doch bisher noch nie völlig aufgeschlossenen Lande fremdes Kapital zugeführt, die Stelle der unrettbar Zusammenbrechenden durch kräftigen Ersatz aus dem „Reiche“ ausgefüllt, der rückständigen Wirtschaft jener fernen Striche die reifen Erfahrungen hoher Kultur nutzbar gemacht werden könnten — ein Neuland müsse dort entstehen, so verheißungsvoll, wie man es bisher nur jenseits des Ozeans gesucht, und doch ein Teil des alten Vaterlandes.

Ludwig trat mit Schön in direkte Unterhandlung. Der ging mit Freuden auf solche Gedanken zur Hebung seines geliebten Ostpreußens ein und lud den Groß-

— (26) — Treitschke, Deutsche Geschichte II S. 250. 251.

vater zu persönlicher Aussprache und Umschau zu sich. Im Juni 1827 reiste Ludwig nach Preußen, beriet sich auf dem Rückwege in Berlin mit Wilhelm v. Humboldt, der zwar nicht mehr das Ministerium des Innern leitete, aber doch für alle wirtschaftlichen Dinge als höchste Autorität galt, und gewann auch dieses bedeutenden Mannes Interesse für seine Pläne.

Nach Halberstadt zurückgekehrt, wandte sich Ludwig mit einem ersten Aufrufe zu solch innerer Kolonisation der Ostmark an die Oeffentlichkeit (27).

Mit unendlicher Mühe ging er sodann an die gründliche Durcharbeitung seines in Preußen gesammelten und des weiteren ihm durch Schön zufließenden Materials. Wohl schon Ende 1828 erschienen, dem Könige gewidmet, seine

„Beiträge zur näheren Kenntniß der Provinz Preußen besonders Ostpreußens vornehmlich in landwirthschaftlicher Hinsicht nebst Vorschlägen zur Verbesserung der Landwirthschaft dieser Provinz," Erfurt, im Verlage der Kayserschen Buchhandlung. 1829. 271 Seiten 8°.

Aus dem Gedanken, mit dem der Großvater anfangs wohl nur gespielt hatte, in Ostpreußen sich vorteilhaft anzukaufen, war jetzt, wo er begeistert alle seine Landsleute zur Neubesiedelung des Ostens aufgerufen hatte, für ihn eine Mission geworden. Die Sache wollte es, daß er jetzt selbst als ihr Pionier voranging. Was Ludwig kurz zuvor seinem Könige als das Schlimmste hingestellt hatte, was ihn treffen könne: die Loslösung von all den Wurzeln, mit denen er mit der alten lieben Heimat verwachsen war, die Auflösung seiner bisherigen Existenz — das alles als frei gewähltes Geschick auf sich zu nehmen, schien dem Großvater jetzt eine natürliche sittliche Pflicht. Mir scheint es, als müsse Goethe an die Begeisterung solcher schon der Schwelle des Alters sich nahenden Männer gedacht haben, als er seinen sterbenden Faust schilderte. Auch solchen, die zugleich Träumende und Handelnde waren, schwebte es vor, den „Millionen" „Räume" zu eröffnen,

Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft. —
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn! —

Schön hatte Ludwig auf die im Kreise Pr.-Eylau gelegenen „Adelig Orschenschen freien Allodialgüter" aufmerksam gemacht: sie seien zwar arg heruntergewirtschaftet, aber auch für eine Kleinigkeit in der Subhastation zu haben

— (27) — Ueber den Verkauf zahlreicher adeligen Güter in der Provinz Preußen nebst einer gedrängten Beschreibung der zum Verkauf gestellten Güter selbst. Halberstadt, Verlag von Carl Brüggemann 1827. 8°.

— es lasse sich unendlich viel daraus machen. In den beiden Schriften des Großvaters wird Orschen wenigstens nicht namentlich erwähnt, die Verhältnisse dort scheinen ihm aus eigner Anschauung somit nicht bekannt gewesen zu sein. Ludwig vertraute aber auf das gewichtige Urteil Schöns und erstand Ende 1828 das 4660 Morgen große Rittergut (28). Uebrigens auf den Namen der Großmutter, deren Kapital er dazu benutzte, da sein eigenes in seinen Unternehmungen in Halberstadt noch festlag. Am 6. Februar 1829 erfolgte der Zuschlag für zwölftausend Taler, allerdings einen Spottpreis, doch waren zu dieser Summe immerhin noch einige tausend Taler hinzuzurechnen, die Ludwig für den Erwerb nun ausfallender Hypotheken aufgewendet hatte.

Jetzt galt es die Brücken hinter sich abzubrechen, Haus und Hof und was man sonst an Grundstücken besaß, und was man von beweglicher Habe auf die lange Reise in die weite Ferne nicht mitnehmen konnte, in der geldarmen Zeit zu versilbern. Der Großmutter zerschnitt es das Herz, als ihr liebgewordenes Hausgerät fünf Tage lang Stück für Stück in öffentlicher Auktion in fremde Hand wanderte. Der Großvater war empört, daß keiner von denen, die noch vor 2—3 Jahren um sein schönes Haus, seine wohleingerichtete Ziegelei gehandelt hatten, jetzt, als man sah, daß Ludwig verkaufen mußte, sein früheres Gebot mehr gelten lassen wollte. Seinen Anteil am Hamerslebener Bergwerk gelang es einstweilen zu verpfänden, um Betriebskapital für Orschen zu beschaffen. Alles andere mußte zu jedem Preise weggegeben werden.

So kam der 13. Mai 1829 heran. Abends nach zehn Uhr bestieg die ganze Familie den großen, viersitzigen, mit drei englischen Pferden bespannten Wagen, den der Großvater eigens für die fünfzehntägige Reise hatte bauen lassen. So sollte es denn hinaus gehen in die dunkle Nacht, die dunkle Ferne. Aber — ein schlimmes Vorzeichen! — der Schlüssel zum Torweg war nicht zu finden. Noch im hohen Alter erinnerte sich die Tochter Luise des stillen Grausens, das die ganze Familie überfiel. Endlich fand sich der Schlüssel. Zu neuen Ufern winkte ein neuer Tag.

Aber er kam nicht mit lichtem Sonnenschein.

Daß der Großvater, der neuen Verhältnisse im einzelnen nicht hinreichend kundig, zunächst Lehrgeld zahlen mußte, daß er von seinen Beamten in der ersten Zeit auf das ärgste betrogen wurde, nahm er als unvermeidlich hin. Schwerer litt er und seine Familie, an den anregenden Verkehr in Halberstadt gewöhnt, an der völligen Vereinsamung auf dem öden Rittersitze. Der benachbarte ostpreußische Adel war nicht gemeint, dem klugen Sachsen, der alles hatte besser wissen wollen, als der Einheimische, mit Rat und Tat fördernd an die Hand zu gehen. Die in Ostpreußen landesübliche kümmerliche Lebenshaltung hatte man in Sachsen schon vor einem Jahrhundert nicht mehr gekannt. Die Zuverlässigkeit der Arbeiter und

— (28) — Der König schrieb: „Ich erkenne Ihre lobenswerte Absicht, dem Wohlstande der Provinz Preußen, in welcher Sie sich nach Ihrer Anzeige vom 31. v. Mts. angekauft haben, durch Ihre auf praktische Erfahrung gestützten Bemühungen förderlich zu seyn und bezeige Ihnen für die eingereichte Druckschrift Meinen Dank. Berlin, den 10. Februar 1829. Friedrich Wilhelm.“ (Familienarchiv).

Handwerker durfte man nicht nach Halberstädter Maß messen. Mißwachs und Feuersbrünste kamen. Bald merkte der Großvater, daß sein bares Betriebskapital denn doch nicht ausreichte, dem verlotterten Gute gründlich aufzuhelfen, mit der alten Dreifelderwirtschaft zu brechen, Schafzucht und Kleebau einzuführen. Daß Ludwig einmal zweihundert Taler auf zwei Monate gegen vierundzwanzig Taler Zinsen hat aufnehmen müssen, schien der Großmutter eine unauslöschliche Schmach. Aber die kleinliche Misere des Tages drückte den regen Mann so wenig auf die Dauer nieder, wie die großen Sorgen, das Entbehren alles dessen, was ihm bisher das Leben reichlich geboten hatte. Aus seinen, um Neujahr 1835 abgeschlossenen Lebenserinnerungen spricht ein ungebrochener Mut: freilich sind seine Hoffnungen nur noch auf ein Hindurchringen zu einer Besserung der eigenen Lage wie der seiner Kinder gestellt. Die hochfliegenden Pläne zur Hebung der Landeswohlfahrt sind längst dahin, ja, sie werden in diesen Aufzeichnungen kaum mehr erwähnt, gleichsam als schäme sich der Großvater der bitteren Enttäuschung. Aber immerhin: er brachte das Gut — zuletzt von seinem zweitältesten Sohne Hermann unterstützt — trotz alledem und alledem in die Höhe. Als es dreiviertel Jahr nach Ludwigs Tode, am 20. September 1838 an den Baron Hektor von Keudell für neununddreißigtausend Taler verkauft wurde, hatte die Familie trotz des ungünstigen Zeitpunktes pekuniär jedenfalls nichts verloren. Freilich verwanden Frau und Töchter es schwer, daß in der Folgezeit für jedes kleine Vorwerk, das Keudells Nachfolger von Orschen abverkauften, weit mehr gelöst wurde, als für das ganze große Gut der Großmutter bezahlt worden war. Aber die gemeinsam verlebten schweren Jahre in Orschen — auch jede Tochter mußte von früh bis spät unermüdlich zugreifen, um Gesinde zu ersparen, die älteren Geschwister den jüngeren Elementarunterricht erteilen — sie hatten wenigstens ein Gutes zur Folge: sie hatten um die Glieder der Familie ein ehernes Band geschmiedet, das sie alle weit über das gewöhnliche Maß hinaus ihre ganze Lebenszeit hindurch zusammengeklammert hat.

Ludwigs lauter Ruf, ihm nach Preußen nachzufolgen, verhallte fast ungehört, mußte in jener Zeit so verhallen. Nach des Großvaters Plänen sollte die Neubesiedelung der Ostmark zunächst durch Großgrundbesitzer erfolgen; ihnen werde es bei dem geringen Bodenwerte ein leichtes sein, aus dem Ueberflusse der von ihnen aufzuschließenden Latifundien reichlich bemessene Stellen für die intensive Arbeit kleinerer Ansiedler zu begründen. So war vor Jahrhunderten die Kolonisation Schlesiens vor sich gegangen; eine ähnliche Aufgabe stellen sich heute die großen Landgesellschaften in unseren überseeischen Kolonien. Der Fehler in der Rechnung des Großvaters, in der Rechnung Schöns und Humboldts lag darin, daß man die Gelegenheit zu wohlfeilem Landerwerb für den wesentlichsten Faktor hielt und übersah, daß es zur Zeit an geeigneten Besiedlern mangeln mußte. Die Entvölkerung auch der in das deutsche Bundesgebiet einbezogenen Provinzen, die die napoleonischen Kriege nach sich gezogen hatten, war bisher keineswegs behoben, jedenfalls empfand man augenblicklich noch kein Bedürfnis zur Aussendung eines ver sacrum. Ebensowenig etwa für eine planmäßige Stärkung des Deutschtums im Osten zu nationaler Abwehr des Slaventums. Den Weitsichtigen, die das in den vierziger Jahren eintretende Anschwellen der Auswanderung

nach Amerika vorausahnten, fehlten in jenen kümmerlichen Tagen jedenfalls die flüssigen Mittel, ohne die an die Erwerbung und Besserung großen Grundbesitzes nun einmal nicht zu denken ist. Die Erfahrungen, die der Großvater bei seinem Aufbruche nach Preußen hatte machen müssen, um eigenes Betriebskapital zu bekommen, reizten wahrlich nicht zur Nacheiferung an. Fremdes Kapital aber, soweit es überhaupt vorhanden war, fand in der Nähe überreichlich Gelegenheit zu sicherer und gewinnbringender Anlage. Erst eine spätere Zeit hat Ludwigs Pläne sich nutzbar machen können. Als ihr Vorposten starb der „Erbherr von Orschen“ (29) am 5. Januar 1838. Auf dem Kirchhofe zu Klein-Dexen, dicht am Kirchturme des Pfarrdorfs, liegt er begraben.

Trotz aller erlittenen Sorgen war der Großmutter Ostpreußen inzwischen zu einer neuen Heimat geworden. Allmählich war man mit den Nachbarn doch auf guten, ja zum Teil auf herzlich-freundschaftlichen Fuß gekommen. Die Großmutter zog nach Königsberg i. Pr., wo sie am 10. Februar 1849 — dem Geburtstage ihres Gatten — an den Folgen einer „Grippe“ starb. Ihre Töchter blieben sämtlich in Ostpreußen: Marie unvermählt; Luise als Gattin des prächtigen Dr. Constantin Heinrich, der in der Nachbarschaft Orschens, im Städtchen Landsberg, Arzt war; Therese, die sich erst in späteren Jahren in Königsberg vermählte. Von den Söhnen ist nur Hermann in Ostpreußen als Besitzer des Ritterguts Pomedien ansässig geblieben.

Leider haben nach dem Ableben der Großmutter die Kinder die Papiere des Großvaters unter sich verteilt. Gerade die für seine Persönlichkeit wichtigsten sind hierbei in den Besitz der ältesten Tochter Marie übergegangen, die allerdings am meisten mit den Eltern verwachsen war und in der allezeit die Familienüberlieferung verkörpert blieb. Aber Marie hat im Alter alles, was ihr „zu intim“ und „für das Auge Dritter nicht bestimmt“ erschien, vernichtet. Im wesentlichen hat sich nur das erhalten, was Ludwigs Söhnen Eduard und Ludwig und seiner Tochter Luise zugeteilt gewesen ist.

Es genügt immerhin, um wenigstens uns Enkeln, denen die Stimmen im Blute manches ausdeuten mögen, die Züge des Großvaters zu einem ganz lebendigen Bilde zu runden. Haben wir in uns etwas Künstler- und auch Organisatorenblut, so ist uns dies wohl nicht allein durch unsere Mutter überkommen. Die rege Phantasie und den regen Willen, diese Phantasie nach außen zu bewegen, also nicht blos im „Spiel“, nein, auch in der Wirklichkeit zu gestalten, zeigt Großvater Ludwig so gut, wie allerhand Hemmungen, die auch uns Jüngeren das Ausführen oft schwer gemacht haben, und wie mancherlei Neigungen, die wir, beim einen stärker, beim andern schwächer, in unsren Herzkammern wohnen wissen. Unter minder schwerer Not der Zeit wäre auch dem Enkel Georg Ludwigs und Hertzogs ja sicherlich manches gelungen, was ihm in und nach den Franzosenzeiten nicht gelang. Aber auch darin zeigt er Avenariussches Blut, wenngleich dies nicht bei allen Familiengliedern kenntlich wird: daß er sich seinen Lebensmut nicht verhageln ließ, daß er bei aller sogenannten Phantastik doch auch wieder gesunder Realist war.

(29) — So die Bezeichnung im Kirchenbuch. Als Todesursache ist „Lungenschlag“ vermerkt.

Siebentes Geschlecht

Mein Vater Eduard Ludwig Friedrich Avenarius (1) wurde am 5. Oktober 1809 zu Halberstadt geboren. Welcher von den nur mit Hauptnamen und Stand aufgeführten Taufpaten ihm den bisher in der Familie nicht vorkommenden Rufnamen gegeben hat, ist nicht ersichtlich. Durch Privatunterricht vorbereitet, trat der Knabe Ostern 1818 in die Halberstädter Domschule ein und verließ sie, am 10. April 1825 konfirmiert, noch in diesem Jahre mit dem Zeugnis der Reife für Prima. Die damals besonders knapp gewordenen Mittel des Großvaters, der noch für drei weitere Jungen und drei Mädchen zu sorgen hatte, erlaubten den Aufwand für fernere wissenschaftliche Ausbildung des begabten Aeltesten nicht. In der Reihe der uns bekannten Vorfahren — vom alten Hans Habermann abgesehen — ist Eduard somit der einzige, der keine Universität besucht hat. Gleichwohl ist er nicht nur derjenige unter ihnen allen geworden, der sich durch nimmer müden Fleiß, unter Aufwendung oft des letzten Spargroschens, vielfach durch Selbstunterricht die umfassendste allgemeine Bildung erworben hat, sondern auch der, welcher mit den akademischen Kreisen, mit der Arbeit deutscher Wissenschaft in die engste Fühlung gekommen und sein Leben lang darin verblieben ist.

Der Knabe war von jeher ein Bücherwurm, sodaß der Großvater es schier mit Freuden begrüßte, als sein Sprößling wenigstens kurze Zeit nebenher sich auch einmal für die Taubenzucht begeisterte. So kam es ganz von selbst, daß der Junge, da ihm die gelehrte Laufbahn nun einmal verschlossen bleiben sollte, sich wenigstens dem Buchhandel widmete.

Und der Name Eduard Avenarius ward einer der klangvollsten im deutschen Buchhandel des neunzehnten Jahrhunderts. Nicht als ob sein Träger große kaufmännische Erfolge erzielt, ein ausgedehntes Geschäft von Weltruf begründet hätte. Hatte es Eduards unruhigem Vater besondere Freude gemacht, sich neben

Eingangsbild: Friedrich Zarncke. — (1) — Gedruckte Lebensabrisse: Allg. Deutsche Biographie Band 46. Seite 146. — Karl Fr. Pfau, Biograph. Lexikon des Deutschen Buchhandels der Gegenwart. Leipzig 1890. S. 11. — Rud. Schmidt, Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Berlin 1901. Bd. I, S. 15. f.

seinem Amte auf allerlei geschäftliche Spekulationen einzulassen — dem Sohne fehlte, wie den meisten Avenarius, bei aller Arbeitsfreudigkeit und Sparsamkeit das eigentliche Organ für das Geld. Seiner Natur hätte es weit mehr entsprochen, hätte er — etwa als beamteter Bibliothekar —, ohne daß ihm die Sorge um das tägliche Brot allezeit über die Schulter geblickt, seine fleißige literarische Arbeit rein um ihrer selbst willen betreiben dürfen. Manche seiner buchhändlerischen Projekte sahen weit in die Zukunft und man bewunderte ihn deshalb, aber ihm war es weniger um reichlichen Gelderwerb dabei zu tun als darum, der Allgemeinheit zu dienen. Schlug ein Verlagsartikel ein, so freute er sich in erster Reihe des ideellen Erfolges. Daß mein Vater so über den Dingen stand, das war im Verein mit seiner strengen Sachlichkeit, seinen umfassenden Kenntnissen, seiner Selbstlosigkeit, auch seiner Freiheit von jeglicher Neidesregung und dem freundlichen Wohlwollen, das er jedem ernsten Streben erwies, der Grund für das hohe Ansehen, das er, wie das verkörperte gute Gewissen des deutschen Buchhandels, unter den Standesgenossen und zugleich in der Gelehrtenwelt genoß. Wer für ein neues Unternehmen uneigennützigen Rates bedurfte, wer über eine allgemein die literarischen Interessen berührende Angelegenheit sachkundigen, aber auch vornehmen Urteils begehrte, wer über bibliographische Fragen Auskunft wünschte — der wußte, daß er sich vor allem an Eduard Avenarius zu wenden hatte. Wie die Angehörigen des deutschen Buchhandels gewerblich und sozial zu fördern seien, wie der Buchhändler selbst immer mehr in den Dienst der Gelehrten und Schriftsteller unter billiger Abwägung der beiderseitigen Interessen als getreuer Gehilfe gestellt werden könne; wie es möglich sei, die Literatur als Bildungsmittel dem wenig Begüterten wohlfeiler und leichter zuzuführen — immer neue Gedanken über diese und verwandte Fragen beschäftigten bis in seine letzten Lebens- und Leidensjahre hinein den stillen Mann mit der hohen Stirn und den über die Brille hinwegblickenden klugen und treuen Augen (2). Dabei vermied er es bescheiden, irgendwo im Vordergrunde zu stehen. Eben weil es ihm nur um die Sache zu tun war, begnügte der Vater sich sogar oft, Andre unvermerkt auf seine Gedanken zu bringen, wissend, daß sie als eigene geschätzt, um so besser gepflegt würden. Mancher nahm dann skrupellos die mit der Ausführung verknüpften Ehren allein hin. Autodidakten pflegen ihr Wissen zu überschätzen: mein Vater unterschätzte es. Sein Leben lang behielt er einen hohen Respekt vor dem staatlich oder akademisch abgestempelten Gelehrtentum. So trat er auch deshalb oft bei gemeinsamer Arbeit freiwillig hinter manch Einen zurück, der nun als Führer begrüßt wurde, während er nur der Geführte war.

Nachdem Eduard seine Lehrzeit in der Erfurter Buchhandlung von W. Winckler beendigt, nahm er, seinen Eltern nach Ostpreußen folgend, eine Stellung in der damals sehr angesehenen Firma Gebr. Bornträger zu Königsberg i. Pr. an. Namentlich dem einen seiner Chefs, Friedrich Bornträger, dessen „klare

— (2) — Es ist nicht nur menschlich, es ist auch im allgemeinen Interesse höchst beklagenswert, daß mein Vater, als die Vorboten geistiger Umnachtung sich einstellten, in der Meinung, seine Papiere zu ordnen, die umfangreichen Konvolute, in denen solche Fragen behandelt waren, teils vernichtet teils völlig in Unordnung gebracht hat.

Handschrift und vornehme Geschäftsführung er sich zum Beispiel nahm", bewahrte er lebenslang aufrichtige Dankbarkeit. Aber der Vater fühlte sich gleichwohl durch die Enge des ostpreußischen Horizonts bedrückt. Nachdem er zum Militärdienste untauglich befunden war, vertauschte er die Königsberger Stellung mit einer ähnlichen in der noch heute blühenden Buchhandlung von F. A. Herbig in Berlin.

Schon in diesen Wanderjahren beschäftigte ihn sein Lieblingsprojekt, die Ausarbeitung synchronistischer, biographischer und bibliographischer Tafeln zur allgemeinen Literaturgeschichte.

Insbesondere durch die Romantiker war die Literatur des Auslandes, namentlich die der romanischen Völker, den Deutschen jener Zeit näher gebracht worden, aber auch die deutsche Literatur war im Auslande, zumal in Frankreich, vornehmlich durch Goethes Werke ein Gegenstand lebhaften Interesses geworden. „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen" — für die Gedanken selbst traf dies Goethesche Wort wohl zu, aber der Austausch der Gedanken war doch noch recht schwierig und kostspielig. Ein Brief von Deutschland nach Paris kostete beispielsweise von vielen Orten aus nicht weniger als zwanzig Groschen Porto und war oft wochenlang unterwegs. Der Gedanke, wie dieser Austausch zu erleichtern, wie zumal dem deutschen Buchhandel das Ausland besser zu erschließen und umgekehrt, wie das fremde Schrifttum dem deutschen Publikum leichter und wohlfeiler zugänglich zu machen sei, bewegte den jungen Buchhandlungsgehilfen unablässig. Das Ergebnis seiner Erwägungen, in praktische Vorschläge verdichtet, faßte der Vater in einer Denkschrift zusammen, die er der damals führenden Firma des deutschen Buchhandels, dem Hause F. A. Brockhaus in Leipzig, einreichte.

Damit war ein zur rechten Zeit gesprochenes Wort auch an die rechte Stelle gedrungen. Die Leitung dieses großen Hauses lag seit 1823 in der Hand zweier Söhne seines Begründers, der Brüder Friedrich und Heinrich Brockhaus, während der dritte Sohn, der berühmte Sanskritforscher Professor Hermann Brockhaus, nur pekuniär an der Handlung beteiligt war. Alle drei waren großzügig angelegte Männer von vornehmer Gesinnung und weitem Blick.

Die Antwort auf die Anfang 1833 eingereichte Denkschrift war die Einladung an den Verfasser, in eine für ihn besonders zugeschnittene Stellung im Hause F. A. Brockhaus anzutreten. Freudig nahm der Dreiundzwanzigjährige an. Geschäftlich lag ihm zunächst besonders die Vorbereitung, später die Redaktion der „Allgemeinen deutschen Bibliographie" ob. Aber der Vater kam auch bald in herzliche persönliche Beziehungen zu seinen beiden Chefs, von denen Fritz neun, Heinrich nur fünf Jahre älter war als er selbst. Namentlich zog ihn Fritz, der seit dem 16. Juni 1828 mit Richard Wagners ältester Schwester Luise verheiratet war, in die Kreise seines glänzenden, gastfreien Hauses, in dem sich alles versammelte, was zu jener Zeit, in Leipzig wohnend oder durch Leipzig reisend, auf wissenschaftliche, literarische, künstlerische oder politische Bedeutung Anspruch machen konnte. Daß er nach einigen Jahren Friedrichs und Hermanns Schwager werden würde, hat der Vater selbst damals wohl am wenigstens geahnt. ———

Am 5. Oktober 1833 — seinem vierundzwanzigsten Geburtstage — begründete der Vater im Verein mit seinem Freunde, dem gleichfalls in der Firma F. A. Brockhaus tätigen Otto August Schulz den Buchhandlungs-Gehilfen-Verein zu Leipzig. Angesichts des Wertes der Freundschaft unter Standesgenossen, heißt es in der vom Vater gehaltenen Eröffnungsrede, gemeinschaftlicher Erholung nach vollbrachtem Tagewerk und um sich mit einander auszusprechen über alles, was in literarischer wie merkantilischer Hinsicht von Interesse ist, wolle man sich zusammenfinden. Auch die Stellenvermittelung werde zu einer Vereinssache gemacht werden. Zur Erreichung der gesteckten Ziele habe jeder nach Kräften beizutragen und zu versprechen, im praktischen Leben stets nach den Grundsätzen der Ehre und Rechtschaffenheit zu verfahren, welche nie die hohe Achtung verkennen lassen, die er seinem Berufe schuldig sei. Schon nach wenigen Wochen erweiterte der Verein auf seiner Gründer Betreiben sein Wirkungsfeld, indem er zur Hebung der theoretischen Kenntnisse der jüngeren Buchhändler honorierte Vorträge über Enzyklopädie, Geschichte und Literatur der Wissenschaften veranstaltete. Auch das Ostermeß-Festmahl, das sich allmählich zum Vereinigungspunkt aller Besucher der Buchhändlermesse ausgebildet hat, ist in der Aera Avenarius-Schulz vom Verein ins Leben gerufen worden (3).

Die nahen persönlichen Beziehungen des jungen Gehilfen zu seinen beiden Chefs führten, als mein Vater Ende 1836 mit seinem Freunde Georg Hartmann Friedlein in „Auerbachs Hof“ in Leipzig unter der Firma „Avenarius & Friedlein“ eine eigene „Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur“ begründet hatte, sehr bald wieder zu einer Vereinigung mit den Gebrüdern Brockhaus. Die neue Gesellschaft hatte das ausländische Sortiment der angesehenen Pariser Firma Martin Bossange père erworben. Schon am 31. März 1837 traten Fritz und Heinrich Brockhaus in die Sozietät ein. Die Firma wurde in „Brockhaus & Avenarius“ geändert, auch das Bossangesche Hauptgeschäft in Paris selbst angekauft und als Sitz der Gesellschaft nun Leipzig und Paris gezeichnet. Mein Vater übernahm dte Leitung der Pariser, Friedlein die der Leipziger Niederlassung.

Paris lag vor siebzig Jahren für die damaligen Deutschen noch sehr viel weiter entfernt, als für uns Heutige etwa Neu-York. Der Vater war darauf gefaßt, dauernd dort zu bleiben. Als guter Sohn machte er sich daher zunächst auf die lange Reise nach Ostpreußen, um von seinen Eltern Abschied fürs Leben zu nehmen. Nach Leipzig zurückgekehrt, fuhr er am 16. Juni 1837 auf einer soeben eröffneten Strecke der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, der ältesten Norddeutschlands, zum ersten Male mit dem „Dampfwagen“. Der Vater und sein Begleiter Heinrich Brockhaus waren tief bewegt von dem Gedanken, den Beginn einer neuen Epoche der Menschheit mitzuerleben (4). Wer in unseren Tagen die ersten Flüge Zeppelins schauen oder gar mitfahren durfte, wird die Gefühle beider Männer so ungefähr in sich nachbilden können.

— (3) — Näheres bei Paul Ackermann, Geschichte des Buchhandlungs-Gehilfen-Vereins zu Leipzig. Festschrift. Leipzig 1883. Das Büchlein ist mit einem Bildnis des Vaters geschmückt. — (4) — Das noch erhaltene „Fahrbillet“ nach Althen, einer jetzt längst eingezogenen Haltestelle bei Borsdorf,

Und nun gings nach Paris, der Zukunft entgegen. Die Reise mußte nutzbar gemacht werden, um alte Beziehungen zu Geschäftsfreunden und Schriftstellern zu pflegen, neue Verbindungen anzuknüpfen. Der Vater reiste zunächst über Frankfurt a. M., wo er Gutzkow kennen lernte, nach Heidelberg, Karlsruhe, Koblenz, Köln und Brüssel. Erst nach einem Monat, Ende Juli 1837, wurde Paris erreicht und das neue Geschäft in dem nahe der damals königlichen Bibliothek gelegenen Hause Rue Richelieu No. 60 (später 69) eingerichtet.

Als Eduard in Paris einzog, schien ihm dort ein gar freundlicher Stern zu winken. Vor zwei Jahren war er im Brockhausischen Kreise einer jungen Französin begegnet, die, schön, mit dunklem Auge und offenen Zügen, eine begabte Dilettantin in der Malerei, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er glaubte seine Liebe erwidert und sein Herz jubelte, als er in Leipzig vernahm, die Vielumworbene habe sich nach ihrer Heimkehr mehreren stattlichen Freiern versagt. In Paris brachten geschäftliche Beziehungen den Vater viel in ihr Elternhaus. Als er jedoch um ihre Hand warb, versicherte ihn Pauline wohl ihrer wärmsten Zuneigung, heiraten werde sie aber niemals: weder ihn noch irgendwen sonst. Sie hatte, sagte ihre verheiratete Schwester, die „idée fixe", im ersten Wochenbette sterben zu müssen. So war der Vater tiefbekümmerten Gemüts, als er im Frühjahr 1838 zu geschäftlichen Unterredungen wieder nach Leipzig kam.

Und gerade einem jungen Mädchen gegenüber floß sein Mund von dem über, wessen sein Herz voll war. Er hatte schon früher in Luise Brockhaus Hause ihre Halbschwester Cäcilie Geyer kennen gelernt. Eine dritte Schwester, Ottilie Wagner, war seit zwei Jahren mit dem Dritten der Gebrüder Brockhaus, dem Professor Hermann Brockhaus, verheiratet. Jetzt trat Eduard Cäcilien näher. Wie kam das? Der Vater hatte sich damals im Leipziger Kreise mit großem Freimute eines allgemein angegriffenen und verkannten Mannes angenommen. Wir wissen, daß Luise Brockhaus ihm dies besonders hoch anrechnete; wer Cäciliens Begeisterungsfähigkeit kennt, wird um so leichter vermuten, daß dieselbe Angelegenheit auch ihre Teilnahme Eduard gewann. Sei dem, wie ihm wolle: der Vater vertraute Cäcilien seinen Liebeskummer an. Was sie dabei empfunden haben mag, wissen wir nicht. Aber zweierlei wissen wir: daß Cäcilie wacker die Brautwerberin für Eduard bei Paulinen machte, ohne daß dieser es ahnte und ohne daß es ihr gelang, Paulinen umzustimmen, und daß sich nach Eduards Rückkehr nach Paris ein herzlicher Briefwechsel zwischen ihm und Cäcilien entspann. Für uns Söhne ist es rührend, ja ergreifend, die Zeugnisse davon, wie unsere Eltern sich gefunden, auf den nun lange vergilbten Blättern vor uns zu sehen und nachzuerleben, wie nach und nach der erhabene Gott der Freundschaft beiseite geschoben wird von dem kleinen Amor, von dem doch beide zunächst gar nichts wissen wollen und der sich trotzdem nicht abhalten läßt, den Briefschreibern immer interessierter

enthält auf der Rückseite eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln für den „Passagier". Besonders wird diesem eingeschärft, sich während der Fahrt — im offenen Wagen! — nicht von seinem Sitze zu erheben. Das Rheindampfschiff, das der Vater auf seiner Reise nach Paris benutzte, hat auf ihn lange nicht den mächtigen Eindruck gemacht, wie der Dampfwagen. Die gewaltige Entwickelung des überseeischen Verkehrs ahnte damals noch kein Binnenländer.

über die Schulter zu blicken. Wie dem im flutenden Getriebe der fremden Weltstadt Vereinsamten der Stern aus der Heimat aufgeht und den Weg erhellt; wie die abgeschickten Briefe mit zurückgehaltenen wechseln; wie die Zahl der zurückgehaltenen immer mehr anschwillt, wie in ihnen aus dem Sie das Du wird; wie die Sorgen um die Zukunft aufsteigen, wie man gegen sie ankämpft, wie sie beinahe siegen und schließlich doch besiegt werden; wie das ganzdeutsche Heim an der Seine statt des halbfranzösischen zum Zukunftsbilde wird — das alles spiegelt sich auf Zetteln und Briefbogen wie in einer geistesfeinen Novelle. Dann fehlen für ein halbes Jahr die „Urkunden". Als Richard Wagner am 23. August 1839 den ersten Brief an Eduard schrieb (5), war unser Vater schon seit einiger Zeit Cäciliens Verlobter. Richard Wagner sollte sogar, wie Ende des Jahres erwogen wurde, die Schwester an der französischen Grenze in Empfang nehmen und ihr die Hochzeit in Paris ausrichten. Schließlich gelang es aber dem Vater doch noch, sich zur Brautfahrt nach Deutschland frei zu machen.

Am 5. März 1840 fand die Vermählung in Leipzig statt. Fritz Brockhaus richtete das Fest aus. Lortzing hatte zu Ehren des Brautpaares ein Festlied komponiert, dessen Text mir vorliegt; ob die Musik erhalten ist, weiß ich nicht. Unmittelbar nach der Feier reiste das Brautpaar mit der Schnellpost nach Paris ab.

Mit meiner Mutter kam ein starker Einschuß Künstlerblutes in unsere Familie. Sie war ihres Vaters, des frühvollendeten Dichters, Kgl. Sächs. Hofmalers und Hofschauspielers Ludwig Geyer echte Tochter (6) und ihrem großen Bruder Richard Wagner nicht bloß äußerlich ähnlich (7). Eine feine, zierliche Gestalt mit lebhaften Augen und ausdrucksvollem Profil. Die langen Seitenlocken aus der Mode der dreißiger und vierziger Jahre des Jahrhunderts trug die Mutter bis an ihr Lebensende; schüchterne Versuche, zu modernerer Haartracht überzugehen, scheiterten stets an dem einmütigen Widerspruch der Söhne.

In vielen, ja den meisten Dingen war die Mutter gerade das Gegenteil vom Vater — doch mag das, wie es nach Goethes Wort für dauernde Freundschaft kein Nachteil ist, so auch für die Ehe unserer Eltern keiner gewesen sein. Kennzeichnete den Vater vollendete Objektivität, so war die Mutter der verkörperte Subjektivismus, der Typus des naiven Phantasie- und Temperamentsmenschen. Gelegentliche Entladungen der entgegengesetzten Pole führten wohl einmal einen Regenguß herbei. Aber nicht nur an des Vaters Ernst brachen sich schließlich die Stürme; die Wolken zerflossen auch vor der warmen Sonne der Gutherzigkeit und des Humors der Mutter, der trübes Wetter bald langweilig wurde — der Sonne eines Humors, der der Mutter bis in ihr spätes Alter hinein das Leben verklärte, deren Strahlen auch jeden erwärmten, der mit der kleinen Frau in Berührung kam — vorausgesetzt, daß sie ihn leiden mochte. Metaphysik war nicht der Mutter Sache. Was man nur mit dem Verstande erfassen konnte, Wissenschaft und Politik, davor hatte sie zwar großen Respekt — insoweit hatte Fritz Brockhausens Haus und

— (5) — Familienbriefe Richard Wagners. Herausgeg. von Glasenapp. Berlin. 1907. S. 22. — (6) — Geboren am 26. Februar 1815 zu Dresden. — (7) — Diese äußere Aehnlichkeit ging im Alter so weit, daß manche Wagnerbüste, wenn man Locken hinzufügt, ganz wohl als Cäciliens Bildnis passieren könnte.

der Vater selbst auf sie eingewirkt. Aber weil sie bei diesen Dingen nicht ordentlich mitfühlen konnte, interessierten sie auch die Mutter nicht weiter. Nur was ihr konkret nahe trat, zumal wenn es nicht auf ausgetretenen Philisterwegen daherschritt und womöglich etwas künstlerisches hatte, umfaßte sie mit beiden Armen — also: Menschen, insbesondere bis ins Alter hinein junge, hübsche, lustige Menschenkinder oder solche, die ihr Mitleid erregten. War ihre Teilnahme an Einem oder Einer aus irgend welchem Grunde besonders stark, so baute sie sich ein Idealbild in ihrem Herzen auf und schmückte dies, wie ein frommer Katholik sein Heiligenbild, mit allerlei Herrlichkeiten. Stellte sich dann — was oft geschah — heraus, daß dies Ideal und das irdische Wesen von Fleisch und Blut zweierlei waren, so empfand sie das wohl als einen Verrat am Heiligen, der sie eine Zeit lang tiefunglücklich und fast menschenfeindlich machen konnte. Sah sie aber ein anderes Menschengesicht, so hatte sie's eben auch wieder lieb. Sie kannte eigentlich nur Sympathie oder Antipathie. Harmlos-burschikoses Wesen konnte diese Mutter von vier Jungen ganz wohl vertragen und sich darüber höchlich amüsieren. Alles Gemeine aber war ihr schon ästhetisch zuwider. Unsympathisch war der doch so gern Lachenden auch die Satire, weil sie andere verletzte: der Kladderadatsch z. B., den, damals wirklich ein hervorragendes Witzblatt, der Vater während der Konfliktszeit gern las, war der Mutter stets ein Gegenstand des Abscheus. Wahre Poesie ergriff sie aufs tiefste: mit vor Erregung bebender Stimme und tränenden Auges las sie mit ihrem Aeltesten Max den Faust und andere Dramen Goethes in verteilten Rollen. Max war ihr Liebling: wenn ich den Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn durchsehe, gemahnt es mich — si licet parva componere magnis — schier an Frau Aja, die mit ihrem Wolfgang ja auch „wie ein Liebespaar" gewesen ist. In den Briefen offenbarte sich der Mutter Phantasie und ihr naiv-konkreter Sinn aufs glänzendste: sie schrieb, wie sie sprach, und was sie schilderte, trat zum Greifen anschaulich aus den Zeilen. Bei alle dem war sie zwar keine besonders sparsame, aber doch keine schlechte Hausfrau. Sie verstand das Heim mit wenig Mitteln „warm" zu machen, war eine fröhliche Wirtin und offenbarte auch in der Küche eine Art Künstlertalent (8).

Mit schwärmerischer Liebe hing die Mutter an ihrem kaum zwei Jahre älteren Bruder Richard Wagner. Sie war der nächste Kamerad seiner Kindheit gewesen. „Wenn Du Dich so einmal wieder an mich wendest", schreibt Richard an Cäcilie (9), „so fällt mir doch immer unwillkürlich unsere Jugendzeit ein, wo wir zwei doch am meisten zu einander gehörten: keine Erinnerung aus jener Zeit kommt mir, ohne daß Du mit darin verflochten wärest." Von diesen Kinder-

— (8) — Vielleicht ein Erbe ihres Urgroßvaters, des Küchenmeisters Fredy. Auch ihren Söhnen ist „gastrosophisches" Verständnis eigen geblieben. — Ein ganz verzerrtes Bild meiner Mutter zeichnet Anna Schilling, die als junges Mädchen viel in meinem elterlichen Hause verkehrte, in ihrer Schrift „Aus Wagners Jugendzeit" (2. Auflage Berlin 1902) und in zahlreichen Feuilletons, in denen sie Mitteilungen meiner Mutter verwertet haben will. Der larmoyante Ton, in dem die Verfasserin sie hier sprechen läßt, war meiner Mutter so fremd wie die meisten ihr zugeschriebenen Gedanken. — Vergl. auch Albert Heintz: Cäcilie Avenarius. Ein Gedenkblatt. (Im Bayreuther Taschenkalender für 1894.) — Nach dem Tode meiner Mutter ist ihr Bildnis in vielen deutschen illustrierten Zeitschriften erschienen. — (9) — Zürich 30. 12. 1852. Familienbriefe S. 193.

erinnerungen erzählte meine Mutter mit besonderem Behagen ihren Söhnen. Als Richard gestorben war, hat mein Bruder Ferdinand diese anspruchslosen und doch beide Kinder kennzeichnenden Geschichtchen — soweit dies möglich, nach Vergleichung mit sicheren Tatsachen — niedergeschrieben (10). Aus dieser Niederschrift will ich hier wenigstens einiges wiedergeben:

„Richard ist bereits würdiger Kreuzschüler und treibt amo und timeo, daneben aber sehr viel Allotria. An seinen Mitschülern findet er, so sehr er Anfangs für ihre Freundschaft schwärmt, mit der Zeit immer weniger Geschmack — der sanguinische Knabe war den Durchschnittsjungen unverständlich —, desto mehr aber an der kleinen „Cile", dem „niedlichen, dunkelhaarigen Mädchen", das ihn abgöttisch verehrt und alle seine Narrheiten für Ausgeburten der Weisheit hält. Mit ihr ist er immer zusammen, wenn er — ob auch nur nach seiner Ansicht — ‚Zeit hat', mit ihr brütet er seine Pläne aus, mit ihr läuft er umher, letzteres freilich nicht, ohne in seinem Mannesstolz das Gefühl einiger Herablassung verleugnen zu können. ‚Cile, lauf weg, da kommen Jungens', ruft er ihr mitunter zu, ‚sehen die mich mit dir, so nennen sie mich Mädelpips!' Und Cile war so gut gezogen, daß sie dann wie der Wind verschwand." — „Daheim hausten die Kinder im gleichen engen Stübchen. Am Tage wartete das eine vorn am Fenster, bis das andere aus der Schule kam. Nachts hatten sie beide von einander zu leiden, denn beide schliefen als stets aufgeregte Kinder sehr unruhig. Vor dem Alleinsein im Dunkeln hatten sie überhaupt einen heiligen Respekt: Richard sah in allen Winkeln Gespenster und meine Mutter schrie die Stimmen dazu. Einmal hatten sich die Zwei verspätet und mußten noch im Dunkeln von Blasewitz zur Stadt pilgern. Hu, da gings an den Kirchhöfen vorbei! Guter Rat war teuer, aber, als ein Wagen vorbeifuhr, doch zu haben. Sie riefen ihn an: Geld hätten sie nicht, aber sie seien ja auch nicht schwer. Der Mann hatte ein Einsehen und nun war Richard stolz: ‚siehst du, Cile, siehst du, da ist nun der Kirchhof mit den Geistern, aber — ätsch! — nun können sie uns nicht kriegen."

„Von ihres Bruders plötzlichem Aufschreien während des Schlafes, von seinem Sprechen, Lachen, Weinen während der Nacht wußte die Schwester genug zu erzählen, sie selber aber machte es nicht besser. Einmal lief sie atemlos zur Mutter: in ihrem Bette läg' eine ‚große Maskje'. Das freute nun wieder den Bruder nicht wenig. Er kroch, wenn er sie schrecken wollte, unters Bett und rief als künftiger Tondichter mit selten fehlendem Erfolg in hohlen, grausigen Tönen: ‚Cile, Cile, in deinem Bette liegt eine große Maskje!' Sie ist später in der Familie zum geflügelten Worte geworden, diese ‚große Maskje'. In zwei Briefen (11) droht der längst erwachsene Meister mit ihr scherzhaft der Schwester. Wie später, so ging aber auch damals aus solchen Neckereien keine Feindschaft hervor: einmal, da sie drohte, überraschte Richard seine Schwester mit einer — Haube, die er für ihre Puppe genäht hatte, und so war's wieder gut."

„Auch über ihre kleinen Leiden scheint den Kindern schon früh der angeborene

— (10) — Richard Wagner als Kind. Nach den Erinnerungen seiner Schwester Cäcilie und anderer Jugendgenossen. Münch. Allg. Zeitung 1883 Nr. 73/74. — (11) — Zürich 9. 3. 1853 und Paris 31. 7. 1860. (Familienbriefe S. 199 und 234.)

Dieses meinem kleinen Pathchen Richard Avenarius
zum Pathengeschenk, in Ermangelung anderer Subsidien. Eine
Scene aus dem Leben seiner Mutter und seines Onkels und
Vaters Richard Wagner. — Paris, am 19 Nov. 1874

Richel und Cile

Die Mamma erwartet und bei Lotschwitz

Meinem kleinen Freunde Max Avenarius zum Geburtstagsgeschenk, Leonhard
Fürst Lebus, seiner Mutter und seines Onkels Richard von

Paris 21 Nov. 1844.

Humor hinweggeholfen zu haben. Eines Tages z. B. war meine Mutter sehr mißvergnügt, weil ihr ‚neues' Kleid, aus Gott weiß welchem alten irgend einer Schwester bereitet, ihr doch gar zu sehr zu glänzen schien. ‚Höre du', sagte bewundernd der Bruder, ‚das laß gut sein: darauf können wir schlittern, ohne runter zu gehen."

Der hellste Sonnenschein schien den Geschwistern, wenn die Mutter mit ihnen aufs Land nach Loschwitz zog. Mutter und Geschwister hatten viel in der Stadt zu tun; da machten die Kinder meist nichts, als dumme Streiche. Cile hatte, wie im allgemeinen für alles Extravagante, so im besonderen eine große Vorliebe fürs Barfußlaufen. Einmal aber, als sie und ihr Bruder aufs abendliche Schiff mit der Mutter harrten, ward's frostig und sie bekam kalte Füße. ‚Na warte', sagte Richel, ‚da ziehst du eben einen von meinen Stiefeln an und die beiden andern Füße setzen wir übereinander.' So zeigt die Geschwister ein altes Bildchen (12)."

Eine Geschichte von größerer Tragik ist die vom großen Kürbis. Die Aelteren waren wieder in der Stadt, die beiden Jüngsten draußen. Da geschah's, daß Richard einen großen Kürbis aufgetrieben hatte, in den er nun Augen, Nase und Maul ausschnitt. Es war gar schauerlich anzusehen. ‚Nun komm, Cile, damit machen wir die Leute fürchten.' Cile war dabei; dieweil sie aber bemerkt hatte, daß die Wirtsleute Frau Geyers großblumige Porzellantassen für ihre eigenen Gesellschaften benutzten, so empörte sich das Bewußtsein der künftigen Hausfrau in ihr und sie wollte, wenn sie beide ausgingen, das unbewachte Wohnzimmer wenigstens wohl verwahrt wissen. ‚Da ziehen wir eben die Klinke und den Schlüssel ab'. Und nun gings hinaus, zunächst ins Dorf, die Leute fürchten zu machen und dann, als dies nicht recht glücken wollte, hinauf in die Berge. Schlüssel und Klinke legten sie in den Kürbis — hei, wie das klapperte! Und nun rollten sie ihn den Ziegengrund hinunter. Das war eine Lust, dem Kürbis nachzurollen, mit ihm wieder hinaufzuklettern und so fort. Erst als es dunkel war, gingen sie nach Hause. ‚Was fällt euch denn ein, ihr Rangen, alles abzuziehen? Die Schlüssel her!' Ach Gott, die Schlüssel — die hatte der Kürbis aus dem Maule verloren. Das war noch ein Glück, daß die Mutter heute nicht herauskommen konnte: die Bauersleute mußten sich wenigstens mit Schimpfen begnügen. ‚Nun schlaft ihr Rangen nur hier draußen auf der Ofenbank', sagten sie, als sie damit fertig waren. Und als der Tränen genug geflossen — Richard vermochte nach Mama Geyers Ausdruck Tränen ‚wie die Bierflaschen' zu heulen — zogen sich Richel und Cile traurig aus — bis aufs Hemde, wie sie es aus den glücklichen Zeiten, da sie noch ein Bett umfing, gewohnt waren, legten sich auf die Ofenbank, schluchzten noch ein wenig, klagten, froren und schliefen ein. Nacht war's, als der Magister Humann, Richards Hauslehrer, aus der Stadt erschien: er sollte, da die Mutter verhindert war, nach den Kindern sehen. Ernst und schweigend stand er da, um als unparteiischer Richter Anklage und Verteidigung der aus dem Schlaf Gestörten zu vernehmen. Allmählich aber dämmerte es auf in seinem Haupte,

— (12) — Von E. B. Kietz, — „Ein früheftes beredtes Symbol", setzt Glasenapp ernsthaft hinzu, „von der steten Hilfsbereitschaft Wagners, was er besaß, mit dem Bedürftigen zu teilen." ——

daß nun auch er auf der Ofenbank werde schlafen müssen: siehe, da erwachte sein Zorn. Und es begann der Donnerschwall seiner Worte auf den zukünftigen Meister herabzubrausen, der heulend hinterm Ofen kauerte. Aber er kam schlecht an. ‚Herr Humann — und was unterstehen Sie sich — und das geht Sie überhaupt gar nichts an — und das habe überhaupt ich getan — und überhaupt — und ...“ Cile sprach's, die stolz wie Minerva, mit eingestemmten Armen, im kurzen Hemdchen, zwischen ihren Bruder und den Magister trat. Auch diese Szene hat Kietz der Nachwelt aufbewahrt. Die Versöhnung aber, die in keinem guten Drama fehlen darf, stiftete die Bemerkung eines Unbeteiligten, daß man ja am Ende von draußen mit einer Leiter ins offene Fenster hineinsteigen könne. Da nahmen Richel und Cile ihre Kleider auf den Arm, husch, waren sie oben, und gesetzt, wie sich's geziemt, kam der Magister hinterher.“

„Die Loschwitzer Strandpartie mit meinen Stiefeln, Humann u. s. w. spielt auch bei mir dann und wann noch ihr Stückchen: hätten wir damals nicht den Schlüssel in den Kürbis gelegt, wäre alles besser abgegangen, meinst Du nicht auch?‘ schreibt Wagner meiner Mutter dreißig Jahre später in einem wehmütigen Briefe aus seiner Flüchtlingszeit (13).“

Das ganze Denken des Bruders war vom „Freischütz“ voll. Natürlich stellten ihn die Geschwister auf dem Puppentheater dar. Ging aber Weber, damals Kapellmeister in Dresden, aus der Probe kommend, an Mama Geyers Wohnung am Jüdenhof vorbei, dann rief Richard seine Schwester ans Fenster: ‚Du, der da ist der größte Mann, der lebt, du, wie groß der ist, das kannst du gar nicht begreifen!‘ Und wenn der Cile auch das krummbeinige Männchen mit der großglasigen Brille auf der großen Nase, mit dem langen grauen Rocke und dem wackeligen Gang Anfangs gar nicht „groß“ erscheinen wollte: auch sie betrachtete ihn bald gleich ihrem Bruder nur mit „heiliger Scheu“. Als wir, Cäciliens Kinder, später noch nicht lesen konnten — im „Freischütz“ wußten wir durch die Mutter schon ganz wohl Bescheid.

In Paris wurde meinen Eltern am 21. November 1840 mein Bruder Max, am 19. November 1843 mein Bruder Richard, ein Patenkind Wagners, geboren. Das Paris von damals — vor den durchgreifenden Umgestaltungen durch den Seinepräfekten Napoleons III. — war im allgemeinen zwar noch eine „unsäglich schmutzige, enge und übelriechende Stadt“, aber es war doch die Metropole Europas, in der das Leben pulste, wie sonst zu jener Zeit nirgends. Meinen Eltern imponierte das Pariser Treiben denn auch gewaltig, besonders meiner Mutter, die bis in ihr Alter hinein nicht aufgehört hat, das Lob der Weltstadt zu singen. Zudem war Paris, von den Glorienstrahlen des Freiheitskampfes der Julitage verklärt, „das Mekka aller gläubigen Liberalen“, insbesondere des „jungen Deutschlands“. Zu keinem Zeitalter hat die Seinestadt auf deutsche Schriftsteller, Dichter, Maler, Architekten, Musiker — wer von den Namhaften war damals nicht liberal? — eine so mächtige Anziehungskraft ausgeübt, wie in jenen Tagen des Bürgerkönigs. In Paris sammelten sich die deutschen Flüchtlinge, die durch die Folgen der burschenschaftlichen Bewegung, des Frankfurter Attentats, des Hambacher Festes,

— (13) — Zürich 30. 12. 1852. (Familienbriefe S. 193.)

durch die Zensurverbote des Bundestages aus dem Vaterlande vertrieben waren. Anderseits war, wie wir uns erinnern, kaum jemals das Interesse der Franzosen für deutsche Literatur lebendiger, als in jener Zeit nach Goethes Tode.

So kam es, daß das Geschäft der neuen Firma Brockhaus & Avenarius, das es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, beiden Völkern gegenseitig ihre Literaturerzeugnisse zu übermitteln, und der mit dem Geschäft verbundene literarische Salon die Sammelstelle sowohl der in Paris lebenden oder Paris besuchenden Deutschen wie eines weiten Kreises französischer Gelehrten und Schriftsteller wurde. Hier trafen sich, um nur einige Namen zu nennen, Heinrich Heine (14), Arnold Ruge, Heinrich Laube und andere Vertreter des „jungen Deutschlands", Hoffmann von Fallersleben, ferner Ludwig von Rochau (der spätere Führer der süddeutschen Nationalliberalen), der Demokrat Jacob Venedey, der Philologe Samuel Lehrs, sodann ein grundgelehrter Bücherkenner, der sich „Anders" nannte uud dessen wahren Namen bisher niemand erfahren hat, Constantin Tischendorf, der glückliche Entdecker des Codex Sinaiticus, der spätere General der ungarischen Revolutionsarmee Bem u. a. m. Mit ihnen allen kam der Vater in mehr oder weniger nahen persönlichen Verkehr. In den Räumen der Firma wurde der Pariser Verein für den Kölner Dombau begründet, die Angelegenheiten des Deutschen Hilfsvereins erörtert. Aber auch Thiers, Guizot, Victor Hugo, G. Sand, Alfred de Musset, Lamartine, Jules Janin, der in Deutschland erzogene Louis Napoleon gehörten zu den Kunden des Geschäfts und suchten gelegentlich des Vaters Rat. Eigenartig berührt ein mir vorliegendes Schreiben von Laz. Hippolyt Carnot, dem in Magdeburg erzogenen Sohne des verbannten republikanischen Helden und Vater des 1894 ermordeten Präsidenten der dritten Republik Sadi Carnot. Er bietet dem Vater den Verlag seiner Uebersetzung von Theodor Körners Leyer und Schwert an und fügt eine Probe bei. Die flammenden deutschen Verse muten uns im Gewande der flexionsarmen französischen Sprache seltsam an. Der Uebersetzer aber wünschte durch ihre Verbreitung in Frankreich dem Lande, das ihn erzogen hatte, seinen herzlichen Dank abzustatten. Auch Polen — damals die verzogenen Lieblinge des Liberalismus — verkehrten in großer Zahl bei der Firma, die infolge dessen eine Reihe polnischer Werke zu verlegen sich entschloß (15).

— (14) — Von Heine erschienen 1838 im Verlage der Firma „Shakespeares Mädchen und Frauen", Prachtausgabe mit 45 schönen englischen Stahlstichen. — (15) — Von den weit über hundert Verlagsartikeln des Hauses Brockhaus & Avenarius seien hier hervorgehoben: Die Zeitschriften Catalogue général de la littérature française 1837. 1838. und Echo de la littérature française (von 1841 ab). — Th. Benfey, die persischen Keilinschriften 1847. — Louis Blanc, histoire de la révolution française, sowie eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes, 1847. — Th. Carlyle, die französische Revolution, übersetzt von Feddersen, 1845. — Comte de Corberon, Contes populaires de l' Allemagne 1844. — Alex. Dumas, La dame de Monserau, und Mémoires d'un médecin 1845. 1846. — Die Frauen der Bibel (eine Stahlstichfolge) 1847. — Mad. Guizot, Aglaé et Léontine, auch in deutscher Uebersetzung, 1847. — Französ. Uebersetzungen zahlreicher deutscher Werke von Lessing, Kant, Jacob u. s. w. — Die Jahresberichte der Deutschen morgenländischen Gesellschaft (von 1845 ab). — Lamartine, histoire des Girondins, auch in deutscher Uebersetzung, 1847. — Xav. de Maistre, oeuvres complètes. 1847. — A. L. Mazzini, de l' Italie dans ses rapports avec la liberté. 1847. — Adam

Nach Paris war am 16. September 1839 auch Richard Wagner gekommen. War, wie Laube sich ausdrückt, „mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit kleiner Börse und einem furchtbar großen, furchtbar viel fressenden neufundländischen Hunde durch Meer und Sturm von der Düna stracks bis an die Seine gefahren, um in Paris berühmt zu werden. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm konkurrierte, wo alles erkauft, wenigstens bezahlt werden mußte, auch das Verdienstvollste, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen wollte!“ Der Spötter Heinrich Heine hatte andächtig die Hände gefaltet ob solch verwegener Zuversicht eines deutschen Künstlers (16).

In die Geschichte der „in Nacht und Elend“ verbrachten Pariser Leidens- und Läuterungsjahre des Meisters (1839—1842) sind die Gestalten meiner Eltern eng verflochten. Mit dem Maler Ernst Benedikt Kietz, der nach Wagners Wort nichts anderes konnte, als andren aus der Not helfen, sich selber aber nicht, mit Lehrs und Anders bildeten sie den „heiligen Rat der Fünfe“, an den die jubelnden Briefe Wagners nach der Erstaufführung seines Rienzi gerichtet sind: „Triumph! Triumph! Ihr guten, treuen, lieben Seelen! Der Tag ist angebrochen! Er soll auf Euch alle leuchten!“ (17).

In dieser Pariser Zeit selbst war freilich von den kommenden Triumphen noch nichts zu spüren.

Meine Mutter war überglücklich, den geliebten Bruder im fremden Lande anzutreffen. An einer Bohème stieß sie sich auch in späteren Lebensjahren nicht. Sie schloß Wagners Frau, die „wunderhübsche, seelengute, aber etwas hausbackene“ Minna bald innig ins Herz, zumal Minna die Ueberlegenheit der Schwägerin willig und mit gutem Humor anerkannte. Die Mutter hat Richards Gattin die Freundschaft bis ans Grab gehalten. In der Wesendonck-Episode nahm sie frauenhaft und tapfer die Partei der gekränkten Frau, selbst auf die Gefahr hin, mit dem angebeteten Bruder darüber zu zerfallen. Aber die Mutter hat auch Minna, die in den letzten Jahren ihres Lebens (sie starb am 25. Januar 1866 in Dresden) viel in unserem Hause weilte, in dieser Konfliktszeit von manchem übereilten Schritt zu bewahren gewußt.

Die Beziehungen meines Vaters zu dem so ganz anders gearteten Schwager gestalteten sich bald zu einer wirklich warmen und innigen Freundschaft. Er half Wagner gern, soweit es der eigene, keineswegs strotzende Geldbeutel zuließ — an den stellte zudem gerade damals ein Verwandter des Vaters weit schwerere und weit weniger begründete Anforderungen. Ein gemeinsamer, höchst bescheidener

Mickiewicz, Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände. 1842 ff. — Général Montholon, histoire de la captivité de St. Hélène. 1846, auch in deutscher Sprache. — G. Sand, Indiana. 1845. — Thiers, histoire de la révolution française. 1846. — Die Werke des Genfers Rudolf Töpffer und seine Federzeichnungen, zu denen Julius Kell in den „Fahrten und Abenteuern des Herrn Steckelbein“ lustige Versgeschichten für Kinder schrieb. — Die von Julius Kell herausgegebene „Illustrierte Zeitung für die Jugend“, die seit 1846 erschien und viele Zeichnungen Ludwig Richters brachte. — „Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit“ mit Illustrationen von Ludwig Richter. — (16) — Max Koch, Richard Wagner. Berlin 1907 I. S. 271. — (17) — Aus Dresden, den 21. 10. 1842 und 6. 11. 1842. (Familienbriefe S. 75. 76). Koch hat diese Briefe noch nicht gekannt. Seine Deutung S. 285 ist daher irrig. ——

Sommeraufenthalt des Wagnerschen Paares und meiner Eltern in Meudon — mein Bruder „Maxel“ führte dabei als gemeinsamer Abgott das Zepter — blieb auch dem Vater dauernd in lieber Erinnerung. Meine Mutter erheiterte es noch im Alter, daß Wagner einmal bei der Rückkehr aus der Stadt den Weg nach Meudon hat zu Fuß machen müssen, weil man ihn wegen des Duftes des eingekauften Käses aus dem Omnibus ausgesetzt hatte. Richard arbeitete damals am „Fliegenden Holländer“. Mit dem Matrosenchor und dem Spinnerliede fing er an: alles ging ihm im Fluge von statten. Meine Eltern waren bei der ersten Probe zugegen; es war in einem Zimmerchen, dessen einzige Ausstattung ein geliehenes Piano und ein paar Tische und Stühle bildeten. Wagner jauchzte laut auf vor Freude; dann wandte er sich um: „Hört, klingt das nicht nach etwas?“ Da klopfte es. Monsieur Jadin, der Hauswirt, ein altes Original, schickte herauf: er lasse dringend bitten, solches Musizieren zu unterlassen. Das war die erste Kritik der Musik des „Fliegenden Holländers“ (18).

Außer Wagner, Kietz (19), Anders und Lehrs gehörten insbesondere noch Ludwig von Rochau, Tischendorf, ein später in Wien lebender Journalist Roehrdantz und der mit meinem Vater durch feste Freundschaft lebenslang eng verbundene Privatgelehrte Albert Kühn, nachmals Direktor einer Handelsschule in Leipzig, zum engeren Kreise meiner Eltern. Der Verkehrston war sehr burschikos. Man überfiel abends, mit einer im Laden gekauften gebratenen Gans oder sonstigen Victualien und einigen Flaschen Wein versehen, in corpore den Einen oder Anderen in seiner Junggesellenbude oder Ehewohnung. Meiner Mutter ist das immer das später nicht wieder erreichte Ideal geselligen Verkehrs geblieben.

Am 7. April 1842 verließ Richard Wagner Paris, diese „Stadt voll Unredlichkeit, Glanz und Schmutz“, „diese große Mördergrube, wo wir mit unseren naiven und einfältigen Bestrebungen in aller Stille und Unbeachtetheit zu Tode gehetzt werden.“ „Euch beiden“, schreibt er der Schwester aus Dresden (20), „kann ich nichts Besseres und Eindringlicheres zurufen als: Siedelt Euch bald bei uns an. Heimat! Heimat muß man haben. . . Nun, das wißt Ihr ja wohl alles und wollt es auch — daß Ihr es können möget, darum sei der Himmel gebeten.“

— (18) — C. F. Glasenapp, Leben Richard Wagners 4. Aufl. I. S. 417 nach Aufzeichnungen meines Bruders Ferdinand. Näheres über den Verkehr beider Familien geben dies treffliche Werk und die „Familienbriefe Wagners“. Grundstock dieser noch sehr der Vervollständigung bedürfenden Sammlung bilden Wagners Briefe an meine Eltern. — Die Echtheit einer im Wagnerkalender für 1908 S. 61 wiedergegebenen Skizze, welche meine Mutter und Wagner auf demselben Blatte darstellt, erscheint mehr als fraglich. — (19) — Kietz erschien 1870, aus Paris als Deutscher ausgewiesen, wieder in Dresden, wo sein Bruder, der bekannte, gleichfalls mit Wagner eng befreundete Bildhauer Prof. Dr. Gustav Kietz († 24. 6. 1908) lebte. E. B. Kietz war ein Schüler Delaroches. Seine bekanntesten Werke sind die Porträts des kranken Heinrich Heine und der Schröder-Devrient. Außer verschiedenen humoristischen Skizzen aus der Pariser Zeit meiner Eltern und aus dem Kinderleben Wagners und meiner Mutter, von denen ich zwei, zuerst in Auerbachs Kinderkalender I reproduzierte, wiedergebe, besitzen wir von seiner Hand eine Zeichnung meines Vaters, drei Pastellbilder meiner Mutter — eins ist in den Familienbriefen Wagners, ein zweites zum ersten Male hier wiedergegeben — sowie zwei Kinderporträts meines Bruders Max. — (20) — Am 13. Juli 1843. (In den „Familienbriefen“ nicht enthalten.) —

In des Vaters Brust, weniger in der der Mutter, fand solcher Zuruf Widerhall. Zudem wurden die Spesen des Pariser Geschäfts auf die Dauer zu hoch und man durfte hoffen, die einmal in Frankreich angeknüpften Beziehungen auch von Leipzig aus erfolgreich weiter pflegen zu können. Am 1. Juli 1844 wurde die Pariser Niederlassung an Dr. A. Franck aus Breslau verkauft.

Ende November 1844 kehrte man nach Leipzig heim. Kietz hat den Traum des Ehemanns von den Freuden solcher Uebersiedelung mit Weib und zwei kleinen Kindern, mit Sack und Pack auf der Diligence, mit humorvollem Griffel dargestellt, auch das Bild der trauernd zurückbleibenden Freunde zu einem Monumentalbrunnen stilisiert.

Der Vater übernahm jetzt die Leitung der Leipziger Handlung Brockhaus & Avenarius. Friedlein war schon Ende 1841 aus der Gesellschaft ausgetreten. Auch meine Mutter fand sich in Leipzig, wo sie ja ihre Mutter und ihre Schwestern Luise und Ottilie Brockhaus antraf, bald wieder zurecht.

Am 16. Juli 1847 wurde meinen Eltern ein dritter Sohn, Eduard, in Leipzig geboren, der jedoch am 3. September des folgenden Jahres wieder starb.

Die Frage weiterer Ausdehnung des deutschen Buchhandels im Auslande blieb auf der Tagesordnung. Es verstand sich von selbst, daß mein Vater in die Kommission berufen wurde, welche die Begründung einer Deutschen Vereinsbuchhandlung zum Sortimentsvertriebe in Neu-York betreiben sollte. Aber nach vielen Vorarbeiten scheiterte alle Mühe daran, daß die zum Aktienkapital erforderlichen dreißigtausend Taler nicht zusammen zu bringen waren!

Da kam das Jahr 1848. Ein Mann von so warmem Herzen und so weitem Blicke, wie der Vater, mußte natürlich von der nationalen Bewegung im Innersten mit ergriffen werden.

Als er 1836 sein erstes selbständiges Geschäft begründete, hatte er seine preußische Staatsangehörigkeit dem Gesetze gemäß mit der sächsischen vertauschen müssen. Am 12. Oktober 1836 hatte er den Bürgereid geleistet.

Der Märzsturm von 1848 fand die Sachsen politisch reifer, als vielfach die preußische Bevölkerung. Hatte doch Sachsen bereits seit 1831 eine konstitutionelle Verfassung, über deren Wahrung das Land eifersüchtig gewacht hatte. Als die deutsche Frage mit dem Zusammenbruch des elenden Bundestages sich aufrollte, trat, wie überall, zunächst die demokratisch-republikanische Partei auch in Sachsen lärmend in den Vordergrund. Ihr trat bereits Anfang April der „Deutsche Verein“ entgegen, in dem sich liberale Männer aller Bevölkerungsschichten vereinigten. Das Vereinsprogramm faßte ein provisorischer Ausschuß, dem auch der Vater angehörte, dahin zusammen: „Die Grundfesten unseres Vaterlandes sind erschüttert; Freiheit ist angebahnt, aber nicht gesichert: wahre Freiheit, die sich nur unter dem Schutze von Gesetzen wohl fühlen kann, welche der Zeit d. h. dem gegenwärtigen Bedürfnis der Völker angemessen sind, zu deren ärgsten Feinden Anarchie wie Despotie und überhaupt alles gehört, was eher oder später zu dieser führt. . . Wir sind Feind jeder Reaktion, jeder Rückkehr zu veralteten und überwundenen Formen, wir erblicken aber nach der gegenwärtigen Lage Deutschlands, welches wir einig, frei und stark wollen, für dessen einzelne Staaten

nicht in der Republik, sondern in der konstitutionellen Monarchie, ruhend auf breitester demokratischer Grundlage, die geeignete und heilsame Staatsform." Als die künftige Staatsform des ganzen Deutschlands wird „der Bundesstaat mit volkstümlichem Parlament, die Gesamtheit des deutschen Vaterlandes umfassend", gefordert.

Die mehr konservativen Elemente fanden sich im „Konstitutionellen Vereine" zusammen.

Es ist hier nicht der Ort, der Bewegung im einzelnen zu folgen. Genug, daß des Vaters Unterschrift auch fernerhin unter keiner Kundgebung der Leipziger Gemäßigt-Liberalen fehlt, daß er, wie eine große Anzahl Entwürfe von seiner Hand dartun, fleißig in politischen Dingen mitarbeitete und daß er persönlich auch bei politischen Gegnern in hoher Achtung stand. Dieses Ansehen ermöglichte es ihm oft, ausgleichend und zusammenfassend zu wirken. So fiel ihm die Leitung des von allen Parteien gemeinsam veranstalteten „Volksbankets" zu, das man am 6. August 1848 zur Verbrüderung mit den Truppen feierte. So blieb er mit Robert Blum, dessen hinreißende volkstümliche Beredsamkeit der Vater drastisch zu schildern verstand, trotz aller politischen Differenzen dauernd auf gutem Fuß. Als Blum die Ueberschätzung, die er auch im Lager der Reaktion genoß, so tragisch auf der Brigittenau bei Wien hatte büßen müssen, trat der Vater sofort in den Ausschuß ein, der für die Hinterbliebenen des durch frechen Verfassungsbruch Gefallenen zu sorgen unternahm. Der Witwe war unsere Mutter eine der ersten Trösterinnen.

Höchst ergötzlich waren die Erzählungen des Vaters von seinen Erlebnissen in der Leipziger Kommunalgarde, in die er, nachdem er ihr vor der Pariser Zeit bereits angehört, 1846 wieder eingetreten war. Diese, eine durch die sächsische „Julirevolution" von 1830 errungene Konzession an das liberale Prinzip der Volksbewaffnung, war ein kümmerliches Abbild der französischen Nationalgarde, bestimmt, die Ordnung durch die Bürger selbst aufrecht zu erhalten. Obwohl sie dieser Aufgabe mit mehr Vorsicht als Tatkraft nachzukommen pflegte, war die Garde, besonders aber ihre die gebildeten Elemente umfassende zehnte Kompagnie den Sturmgesellen der Revolution ein Dorn im Auge. Auch der Vater gehörte — eine stete Quelle der Angst für die Mutter — zu dieser sog. Professorenkompagnie. Mit ihm sein Schwager, der prächtige Hermann Brockhaus, äußerlich der Typus eines deutschen Professors mit mächtiger Hornbrille, der sich durch überaus freie Auslegung des Kommandos auszeichnete und ständig rechts und links zu verwechseln pflegte. Mit ihm der kleine Theodor Mommsen mit wallender Gelehrtenmähne, der sich durch seine Neigung, das Gewehr mit dem Bajonett allzeit wagerecht auf der Schulter zu tragen, wenig Sympathien bei den Hintermännern erwarb. Den damaligen Professor v. d. Pfordten erreichte die Ernennung zum Minister gerade, als er mit dem Vater und einem Trommler auf einem Patrouillengang die unruhige Menge zu schrecken suchte.

Der Vater lehnte eine ihm angebotene Kandidatur zum sächsischen Landtage — übrigens schweren Herzens — zu Gunsten eines sehnsüchtig nach dem senatorischen Sessel verlangenden Freundes ab. Auf zwei politischen Abord-

nungen holte er sich Enttäuschungen. Im Sommer 1850 ward er nach Schleswig-Holstein mitentsandt, um der dortigen Provisorischen Regierung die Sympathien des sächsischen Volkes bei dem schweren Kampfe gegen die Dänen auszusprechen. Der Vater lernte hierbei den Regenten Beseler kennen und traf Venedey wieder. Allein die praktische Bevölkerung der meerumschlungenen Lande gab den Abgeordneten deutlich zu verstehen, daß ihr nur an werktätiger Hilfe etwas gelegen sei. Sodann wurde im Oktober desselben Jahres der Vater mit zwei anderen Vertretern des Leipziger Buchhandels nach Pillnitz abgeordnet, um beim König von Sachsen gegen einen freiheitsfeindlichen Preßgesetzentwurf Einspruch zu erheben. Unter dem Jubel der reaktionären Presse wurde diese „Zudringlichkeit des in seinem Treiben genug gekannten Herrn Avenarius“ (21) abgewiesen, indem der König den Empfang der Deputation ablehnte. Der damalige sächsische Reaktionsminister, spätere österreichische Reichskanzler von Beust und die Kaiserin Eugenie sind übrigens m. W. die einzigen Menschen gewesen, die mein Vater bis ans Ende seiner Tage von Grund der Seele aus gehaßt hat.

In der Folgezeit ist der Vater politisch nicht mehr hervorgetreten, obgleich er später reges Mitglied des Nationalvereins war. In der Konfliktszeit hielt ihn schon der Umstand, daß er nicht Preuße war, zurück. Später war Heinrich von Treitschke sein Mann. Wie der Vater auf mich im vaterländischen Sinne eingewirkt hat, davon wird später dankbar zu berichten sein.

Gegen Ende 1849 war Fritz Brockhaus zu dem Entschluß gekommen, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Mit ihm trat Neujahr 1850 der Vater aus der Firma Brockhaus & Avenarius aus. Der einzige verbleibende Inhaber Heinrich Brockhaus verschmolz das Geschäft mit dem Hause F. A. Brockhaus, in dessen Abteilung für Sortiment und Antiquariat es noch heute als eine der größten Import- und Exportbuchhandlungen der Welt fortbesteht.

Der Vater aber begründete mit dem erst sechsundzwanzigjährigen Hermann Mendelssohn, einem Sprossen der bekannten Berliner Familie, 1850 die Verlagsbuchhandlung Avenarius & Mendelssohn in Leipzig. Die reichen Mittel des neuen Gesellschafters erlaubten den Ankauf einer Anzahl vorzüglicher, ursprünglich bei J. J. Weber, dann bei C. B. Lorck verlegter Werke und des bisher von Georg Wigand herausgegebenen Meßkatalogs. Vor allem aber ward auf des Vaters Betreiben auch das von dem bedeutenden Germanisten und Literarhistoriker Prof. Dr. Friedrich Zarncke in Leipzig 1850 begründete Literarische Centralblatt für Deutschland von Georg Wigand erworben. Der so übernommene Stamm wurde durch neue Werke eifrig vermehrt (22).

Inzwischen war ich als vierter Sohn am 5. Februar 1851 geboren worden.

— (21) — Frankfurter Oberpostamtszeitung vom 22. 10. 1850. — (22) — Von den über sechzig Verlagsartikeln der Firma Avenarius & Mendelssohn seien hervorgehoben die Ausgaben des Codex sinaiticus und die damit zusammenhängenden Arbeiten Constantin v. Tischendorfs, Prof. Karl Biedermanns Deutsche Annalen, L. v. Rochaus alsbald beim Erscheinen 1852 von Beust konfiszierte Schrift „Vier Wochen französischer Geschichte“, eine Anzahl neuerer französischer Werke in Uebersetzungen, so Laurent, Geschichte Napoleons, mit den Holzschnitten von Horaz Vernet, und Bellange, die Soldaten der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Beide Werke haben Adolf Menzel zu den Illustrationen in Küglers Geschichte Friedrichs

Eduard Avenarius

Den Vater freute, daß er 1853 zum unbesoldeten Stadtrat der Stadt Leipzig gewählt wurde: mit dem Ernst, mit dem er jede Sache betrieb, beteiligte er sich an der Abwickelung der Ratsgeschäfte. Ihm verblieb freilich, auch als er infolge seiner Uebersiedelung nach Berlin aus dem Rate längst wieder ausgeschieden war, zu seinem Aerger lebenslang der Stadtratstitel, um ihn im Kreise der Bekannten von seinen Brüdern zu unterscheiden.

Mendelsohn ist dem Vater allzeit in Hochachtung ergeben geblieben und auch der Vater hatte manches für den Sozius übrig. Trotzdem: Mendelsohn war kein Brockhaus; die ungleiche Gesellschaft drückte den Vater auf die Dauer. Mit dem 31. Dezember 1854 wurde sie durch gütliches Uebereinkommen wieder aufgelöst. Mein Vater übernahm bei der Auseinandersetzung das Literarische Centralblatt und den Meßkatalog, Mendelsohn fortan „Hermann Mendelsohn“ firmierend, die übrigen Verlagswerke.

Seit dem 1. Januar 1855 besteht, noch heute in Ansehen, die Leipziger Verlagsfirma „Eduard Avenarius“. Als Verlagsartikel ist bei Lebzeiten des Vaters zum Centralblatt 1868 allein die Doktorschrift meines Bruders „Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus“ hinzugekommen. Unter der Nebenfirma „Expedition des Meßkatalogs“ erschien auch weiterhin halbjährlich ein „Verzeichnis der jeweils im Jahre herausgegebenen Bücher, Zeitschriften und Landkarten, welche im Gebiete des deutschen Buchhandels erschienen sind oder in der nächsten Zeit erscheinen werden, mit Angabe der Verleger, Bogenzahl und Preise.“ 1860 ward die Herausgabe des Meßkatalogs eingestellt, weil die Bedürfnisse jetzt andere Mittel der Information verlangten. Auch mit dem Plane, durch ein gewissermaßen zentrales Sortiment des deutschen Buchhandels die gangbarsten Bücher gebunden zu liefern, hat sich mein Vater lange Zeit getragen. Der Gedanke ist bekanntlich später durch F. Volckmar in Leipzig ausgeführt worden.

Die reichste Liebe und Fürsorge des Vaters wandte sich dem Centralblatt zu. Zu seinem Ankaufe hatte er das kleine Kapital verwendet, das ihm durch den Tod seiner Mutter zugefallen war. Es hat Segen auf diesem Erbe geruht.

Die ernst wissenschaftliche Kritik für Fachmänner hatte sich schon zu dieser Zeit in Fachblätter zurückgezogen. Nun war 1850 das „Literarische Centralblatt“ begründet worden, um einen Gesamtüberblick über die wissenschaftliche Literatur zu ermöglichen. Es sollte den Gebildeten über das Gebiet seines eigenen Fachs hinaus das geistige Leben auch auf den Nachbargebieten überschauen und ihn dabei gewiß sein lassen, daß alles, was er sah, ihm von Fachleuten vor Augen geführt ward. Präzis und knapp gehaltene Besprechungen unterrichteten den Leser über alle irgend beachtenswerten Erscheinungen schnell und übersichtlich. Nur speziellen Kennern wurde, um mit der Kritik der Literaten und des Feuilletons gründlich aufzuräumen, eine Beurteilung anvertraut. Auf eins der wirksamsten Mittel der Reklame hatte das Blatt grundsätzlich verzichtet, auf die Nennung der Referenten. Dies Prinzip ist

des Großen und in Langes Heerschau der Soldaten Friedrichs des Großen angeregt, welche gleichfalls zum Verlage von Avenarius & Mendelsohn gehörten. Auch der durch Ernst Moritz Arndt eingeführten „Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation“, 2 Bände, 1851. 1852. sei hier gedacht.

oft — nicht immer aus lauterem Beweggrunde — angegriffen worden, als stände es im Gegensatze zu berechtigten, ja sogar moralischen Forderungen. Aber es war zur Wahrung des rein objektiven Charakters des Blattes durchaus notwendig. „Wenn Sie von mir ein rein sachliches Urteil haben wollen", so hatte z. B. kein Geringerer als Trendelenburg an Fr. Zarncke geschrieben, „so muß ich bitten, meinen Namen nicht zu nennen. Trete ich mit diesem hervor, so werde ich durch eine Reihe persönlicher Beziehungen beirrt. Auch möchte ich, wo ich einmal tadeln muß, nicht gerne mein Urteil zu verschärfen scheinen durch Unterschrift meines Namens." Diese Auffassung blieb maßgebend. Wie man die Kritik nur in solidester, rein sachlicher Weise gehandhabt sehen wollte, so sollte sie auch nur in solcher Weise vom Publikum aufgenommen werden. Dem bequemen Hinhorchen auf wirkliche oder sogenannte Autoritäten sollte kein Vorschub geleistet, dem Leser vielmehr zugemutet werden, auch einem kritischen Blatte gegenüber selbst Kritik zu üben. Andere Erwägungen traten hinzu. Man befürchtete, daß die Namensnennung leicht dazu führen werde, den kurzen, orientierenden Charakter der Anzeigen zu schädigen, sie zu wissenschaftlichen Exkursen anschwellen zu lassen. Auch wollte man den jugendlichen Heißspornen der Kritik keine Lust erwecken, sich in dem Blatte auf die Bühne zu drängen, das ja persönlicher Eitelkeit keine Befriedigung versprach. Und die Mitarbeiter sollten stets daran erinnert bleiben, daß sie nicht von ihrem individuellen Standpunkte aus die Kritik üben, daß sie sich vielmehr als Vertrauensorgane eines einheitlich gestalteten, von einem bestimmten Zweck getragenen Unternehmens betrachten möchten, in dessen Dienste sie das Wort führten. Nicht eine Sammlung von Rezensionen sollte das Blatt sein, jede einzelne trotzig vertreten von ihrem Verfasser, jede unabhängig von der anderen: als Ganzes wollte das Centralblatt wirken, und das sollte auch äußerlich hervortreten. Damit war der Schwerpunkt des Blattes in die Redaktion gelegt, ihr die volle Initiative wie die letzte Verantwortlichkeit zugewiesen (23).

Friedrich Zarncke hat an dieser Gewissenslast schwer getragen, aber er ist auch bis zu seinem Tode (15. Oktober 1891) nimmer müde geworden im Dienste seiner hohen Aufgabe, die er glänzend gelöst hat. Daß der Vater ihm dies ermöglichte, mit Rat und Tat dem Herausgeber zur Seite, stets bereit, dem Blatte jedes Opfer zu bringen, hat niemand herzlicher gerühmt, als Zarncke selbst: „Wer zu beurteilen vermag, wie wichtig das Verhalten des Verlegers, der oft durch allerlei Beziehungen gebunden wird, für den Herausgeber eines kritischen Blattes ist, der wird es mir nachempfinden, wie verpflichtet ich einem Manne sein muß, der mehr als ein Menschenalter hindurch auch nicht ein einziges Mal einen hemmenden oder bestimmenden Einfluß auf meine Wirksamkeit zu üben versucht hat."

Unter den Mitarbeitern des Centralblattes fehlt kaum einer der großen Namen, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Zierden der deutschen Wissenschaft waren. Ich nenne Jacob und Wilhelm Grimm, Trendelenburg, Hermann Brockhaus, H. L. Fleischer, Moritz Haupt, Otto Jahn, Th. Mommsen, W. E. Albrecht, Wilhelm Roscher, Karl Bartsch-Heidelberg, die Theologen

— (23) — So Zarncke selbst (Literarisches Centralblatt 1874 Nr. 52 und 1891 Nr. 44.) —

Baumgarten-Straßburg, Baur, Delitzsch und v. Hase, v. Bezold, Brugsch, den Astronomen Bruhns, die Juristen Binding, Brinz, Brunner, Dernburg, v. Gerber, Gneist, Hinschius, Laband, Löning, Windscheid, v. Stintzing, Stobbe und Wach, die Philosophen Drobisch und Fechner, Gustav Droysen, Gustav Freytag, Eduard von Hartmann, Karmarsch-Hannover, Heinrich Kiepert, Kinkel-Zürich, J. W. A. Kirchhoff, Lazarus, Lepsius, Lotze, den Physiologen Ludwig, Müllenhoff, Fr. Nietzsche, Pertz, Pfleiderer, v. Raumer, Ribbeck, Ritschl, Graf Schack, Schmoller, Sickel-München, Sohm, Steinthal, Simrock, Thiersch, Tobler, H. v. Treitschke, Waitz, Weizsäcker, Windisch, den Mediziner Wunderlich, den Astrophysiker Zöllner und wie sie alle heißen (24).

Die Erträgnisse des Centralblattes waren freilich in jenen ersten Zeiten gering, sodaß das Blatt ein Sorgenkind des Vaters lange Jahre hindurch blieb. Erst um 1870, als Leipzig die Führung unter den deutschen Universitäten übernommen hatte, hoben sie sich zu namhaften Beträgen. Wollte der Vater „seine Söhne nicht mit fünfzehn Jahren hinter den Ladentisch stellen", so mußte er auf eine Vermehrung seiner Einnahmen bedacht sein. Da brachte er seinen Kindern ein Opfer, dessen Schwere damals wohl keiner seiner Angehörigen, auch die Mutter nicht, voll ermaß, das alle seine Nachkommen aber dem Toten noch zu danken haben. Des Vaters jüngere Brüder Ludwig und Ferdinand, vom Großvater zur Landwirtschaft und den landwirtschaftlichen Nebengewerben angeleitet, begründeten unter der Firma „Gebrüder Avenarius" in Berlin ein kaufmännisches Unternehmen. Seinen Gegenstand bildete damals im wesentlichen der Handel mit Spiritus, die technische Einrichtung und Leitung des Betriebes von landwirtschaftlichen Brennereien sowie die Lieferung der dazu erforderlichen Maschinen. Es verstand sich ihnen von selbst, daß sie für ihr Vorhaben des Vaters Rat einholten. Sie waren ebenso überrascht wie erfreut, als er ihnen anbot, sich mit seinen Ersparnissen als Kommanditist an ihrer Firma zu beteiligen. Der Verlagsbuchhandel war und ist für den Unbemittelten ein sehr gewagtes Unternehmen: hier aber schien eine hohe Verzinsung des eingelegten Betrages gewährleistet. Beide Teile wurden bei den Verhandlungen warm. Die Brüder wiesen darauf hin, daß es für die neue Firma von unschätzbarem Werte sein würde, wenn ein so hoch angesehener und weltkundiger Mann, wie der Vater, sich bei den mit den Großgrundbesitzern abzuschließenden Geschäften persönlich beteiligen könne. Der Vater überzeugte sich, daß er, wenn er keine neuen Verlagsgeschäfte einging, die laufenden Geschäfte des Centralblattes mit Hilfe eines buchhändlerischen Kommissionärs auch von Berlin aus werde besorgen können. So entschloß er sich, so schwer es ihm fiel, Ostern 1855 zur Uebersiedelung an die Spree. Er hoffte so die Mittel für eine gute Ausbildung seiner Söhne zu gewinnen. Er gewann sie auch, aber wie teuer erkaufte er sie: das Gebiet, auf dem die neue Firma arbeitete, „lag" dem Vater so wenig wie möglich. Namentlich waren die Spekulationen an der Produktenbörse, die die Firma während der ersten Jahre ihres Bestehens und zwar mit besonderem Glücke betrieb, ihm geradezu ein Greuel. Sehr bald schon setzte er ihre Einstellung durch.

— (24) — Ein freilich nicht vollständiges Verzeichnis der Mitarbeiter für die Zeit von 1850—1874 im Centralblatt 1874. S. 1726 ff.

Der Vater hat sich in seiner Berliner Tätigkeit immer wie ein zur Zwangsarbeit Verschickter gefühlt. Der Kampf der nackten Geldinteressen, den der Kaufmann ausfechten muß, war ihm in tiefster Seele zuwider. Wie ein Notschrei klingt es, wenn er nach neun Jahren seinem Sohn Richard schreibt: „Dein Brief zeigt mir, daß Du eine Ahnung von den Kämpfen hast, welche ich habe bestehen müssen und in denen der moralische Ekel nicht die nebensächlichste Rolle spielt — mögen Dir ähnliche Erfahrungen erspart bleiben und Du nie genötigt sein, mit Menschen in näheren Verkehr zu treten, deren Denkungsweise eine ordinäre ist, die Dein eigenes Denken und Empfinden verletzt.“ Es ist bezeichnend, daß, auch nachdem der Vater 1864 offiziell aus einem Kommanditisten ein Sozius der Handelsgesellschaft geworden war, er die Bezeichnung als „Kaufmann“ stets ablehnte. Er blieb „Verlagsbuchhändler“ und bezeichnete sich als „wohnhaft zu Leipzig z. Z. in Berlin sich aufhaltend“. Alle Angebote für einen Verkauf des Zentralblattes wies er zurück, soviel Verdruß er mit den Kommissionären hatte, ehe die Kommission am 1. Juni 1869 in die vornehme Hand des Buchhändlers Richard Reisland, Inhabers der Firma Fues' Verlag R. Reisland, überging (25). Auch verfehlte der Vater nicht, solange er in Berlin lebte, wenigstens auf der Buchhändlermesse sich wieder im Kreise der Fachgenossen in Leipzig zu zeigen und als ein gern bewilligtes Vorrecht nahm er in Anspruch, wenn ein ihm befreundeter Rector Magnificus sein Amt antrat, beim Rektoratsschmause Namens des deutschen Buchhandels den üblichen Trinkspruch auf die Universität auszubringen. Der Vater war übrigens ein gedankenreicher Redner und sprach, so einsilbig er im Familienkreise zu sein pflegte, in Gesellschaft gern, warm und formvollendet.

Am 20. Dezember 1856 wurde mein jüngster Bruder Ferdinand in Berlin geboren. Ueber das innere Leben in unserem Hause während der Berliner Zeit werde ich beim Rückblick auf meine eigene Jugend zu sprechen haben. Hier nur folgendes über äußere Ereignisse:

Die Firma Gebrüder Avenarius beschloß 1862 ihren Geschäftsbetrieb auf Rußland auszudehnen und in Moskau in der Nähe der „Roten Pforte“, später auch in Petersburg eine Filiale — formell unter der Firma „Ludwig Avenarius“ — zu errichten. Um die Verhandlungen mit den russischen Magnaten, deren große Brennereibetriebe der Firma anvertraut wurden, zu führen, begab sich mein Vater einige Jahre hindurch regelmäßig zu mehrmonatigem Aufenthalt nach Moskau. Die gewaltige Stadt verfehlte nicht eines tiefen Eindruckes auf ihn, auch die berühmte Messe in Nischni-Nowgorod konnte er besuchen.

Das russische Geschäft nahm einen großen Aufschwung, litt aber allmählich darunter, daß keiner der Teilnehmer sich entschließen konnte, dauernd in Rußland Aufenthalt zu nehmen. Mein Vater und sein Bruder Ferdinand zogen sich Ende der sechziger Jahre von der tätigen Beteiligung daran zurück. Ludwig verkaufte

— (25) — Richard Reisland behielt die Kommission, bis das Blatt mit der Firma Eduard Avenarius nach der Eltern Tode, da keiner der Söhne sich mit dem Centralblatt eingehend beschäftigen konnte, am 1. April 1896 an Dr. phil. Adolf Goldbeck-Löwe aus Kiel verkauft wurde. Seit Friedrich Zarnckes Tod leitet ein Sohn Prof. Dr. Eduard Zarncke in Leipzig die Zeitschrift.

Cecilie Avenarius

es schließlich Anfang 1871 an den bekannten „Eisenbahnkönig“ Dr. H. B. Strousberg in Berlin, der die Geschäftsbeziehungen der Firma zu seiner eigenen Einführung in Rußland benutzen wollte.

Mit diesem merkwürdigen Manne war mein Vater 1860, als beide in der Lennéstraße wohnten, bekannt geworden. Strousberg lebte damals als Korrespondent englischer Zeitungen in höchst bedrängten Verhältnissen. Dann schwang er sich, indem er, zunächst mit englischem Kapital, den Bau vieler preußischer Eisenbahnen insbesondere der Berlin-Görlitzer und Märkisch-Posener sowie ungarischer und rumänischer Linien als Generalunternehmer ausführte, in kurzer Zeit zum vielfachen Millionär auf, der sprüchwörtlich „alles kaufte“: kostbare Bilder und reiche Bücherschätze, große industrielle Werke und weite Herrschaften in Deutschland und Böhmen, die Zitadelle von Antwerpen wie Zeitungsunternehmen. 1869 stand Strousberg im Zenith seines Glanzes. Dann gestaltete sich nach dem Kriege seine Lage immer schwieriger, bis er 1875 plötzlich zusammenbrach. Man hat ihn oft mit der Bezeichnung „Schwindler“ abtun wollen: in Wirklichkeit war er eine Persönlichkeit von übermäßigem Optimismus und — wie Wallenstein — von felsenfestem Vertrauen auf seinen Stern, voll geschäftlicher Phantasie und starkem sozialen Einschlag, aber doch, wie seine Schwester einmal es aussprach, kein „Geschäftsmann“. Ein Planer, kein Durchführer. Ein Mann von riesiger Körper- und noch größerer Arbeitskraft. Ein Autodidakt, aber von umfassendem Wissen. Ich erinnere mich, daß ich einmal mit meinem Bruder Richard hinzukam, als Strousberg gerade mit dem bekannten Baron von Cohn aus Dessau ein großes Handelsprojekt erörterte. Als er meinen Bruder erblickte, unterbrach er das Gespräch, holte aus seiner Bibliothek Spinozas Briefe hervor und suchte nun zum Erstaunen Cohns Richard eingehend darzulegen, daß mein Bruder in seinem soeben veröffentlichten Buche über Spinozas Entwicklung eine Aeußerung des Philosophen nicht richtig aufgefaßt habe.

Strousberg hat als gewiegter Journalist neben der als „große Zeitung“ gedachten „Post“ auch das „Kleine Journal“ begründet, letzteres, um die Einzelnummern nach englischer, in Berlin damals noch ganz unbekannter Sitte im Straßenhandel zu vertreiben. Er trug sich Ende der 1860er Jahre mit dem Gedanken, in großzügiger Art eine Verlagsbuchhandlung zu begründen, die der „Popularisierung der Wissenschaft“ dienen sollte. Es war Wasser auf die Mühle meines Vaters, als Strousberg, der dem Vater als einem der Seltenen, die nichts von ihm profitieren wollten, eine geradezu ehrerbietige Anhänglichkeit bewies, ihn bat, die Pläne für dies Unternehmen auszuarbeiten. Ueber ein Jahr hat sich der Vater dieser Aufgabe mit Feuereifer unterzogen; es sollte zunächst ein „Volkslexikon“ herausgebracht werden. Dann vereitelte Strousbergs zunehmende Bedrängnis die Ausführung.

Mit dem 1. Oktober 1871 zog sich mein Vater auch aus der Berliner Firma Gebrüder Avenarius zurück und verlegte seinen Wohnsitz, dem dringenden Wunsche der Mutter nachgebend, nach ihrer Vaterstadt Dresden. Mitten in die Uebersiedelung traf die Trauerbotschaft von dem Tode meines ältesten Bruders Max. Unter dem lähmenden Drucke dieses Leides verflossen die beiden ersten Dresdner Jahre der Eltern in ihrer vor der damaligen Stadt neben dem Waldschlößchen ferngelegenen Wohnung recht einsam. Erst als die Wohnung in die

Altstadt verlegt wurde, gestaltete sich das Leben wieder freundlicher: neue Bekanntschaften, zumal mit jüngeren Gelehrten, die Richard dem Vater zuführte, wurden angeknüpft; der Vater beteiligte sich mit regem Interesse an den Verhandlungen des „Literarischen" und des „Reichsvereins", vor allem aber nahm er unter lebhaftem Briefwechsel mit Gelehrten und Bibliothekaren seine bibliographischen Arbeiten wieder auf. So entstand der im August 1876 als Handschrift gedruckte Aufruf

„An die Bibliographen Deutschlands. Einladung zur Beteiligung an der Bearbeitung eines allgemeinen bibliographischen Lexikons der deutschen Literatur, enthaltend eine Auswahl ihrer bedeutenderen Schriften mit besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Literatur von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die Gegenwart. Von Eduard Avenarius in Leipzig." (8°. 20 S.)

Selbst dem Laien wird es bei Durchsicht des Schriftchens klar, welche Unsumme von tiefpflügender Arbeit hat aufgewendet werden müssen zur Formulierung der knappen, klaren und festen „Grundsätze", die der Vater für das geplante nationale Riesenwerk vorgezeichnet hat, welche Mühe und welchen Schatz von Kenntnissen die Herstellung der — leider nicht mit abgedruckten — Probeseiten beweist. Mein Vater selbst bemaß die für die Ausführung seines Planes erforderliche Zeit auf zwölf Jahre. Er war sich klar bewußt, daß es ihm nicht beschieden sein werde, die Verwirklichung seiner Gedanken zu erleben, selbst wenn sich dazu die geeigneten Kräfte gefunden, die nötigen großen Kapitalien geboten haben würden. Wie Moses sah er sein gelobtes Land nur von weitem, er konnte kommenden Geschlechtern nur den Weg weisen.

So sanken die Schleier des Alters auf des Vaters Haupt. Allmählich zeigten sich die Vorboten schwerer Krankheit. Der Brief, in dem er mir Ende Mai 1883 die Freude über die Geburt seines ersten Enkelkindes aussprach, wird vielleicht der letzte gewesen sein, den er zu schreiben vermocht hat. Bald darauf fiel er in geistige Umnachtung (26), aus der ihn am 20. Februar 1885 der barmherzige Tod zum ewigen Licht erlöste (27).

Mein Bruder Ferdinand, der in dieser langen Leidenszeit den Eltern nahe blieb, hielt auch die Wacht am Totenbette des Vaters (28):

Ein Röcheln, Seufzen, noch ein Hauch —
Noch einer — nun erstarb der auch.
Und eine Stille zog ein ins Gemach,
Im Ohr nur spukt' mir das Röcheln nach.
Sein Auge gebrochen, sein Antlitz leer —
Wer war das dort im Bette — wer?

— (26) — Mitten in dieser, etwa ein Jahr vor seinem Tode, hat er noch mit mühsam zusammengesuchten Buchstaben auf einen Zettel geschrieben: „Ich scheide dankbar aus dem Leben. Vergeßt mich nicht." — (27) — Er starb im Hause Seidnitzer Platz Nr. 1, die Mutter Stephanienplatz Nr. 3. — (28) — Ferd. Avenarius, Stimmen und Bilder. S. 97. Das folgende Gedicht ebenda S. 99. — Das beigefügte Bildnis meines Vaters, das mein Sohn Johannes nach alten Photographien unter Benutzung der persönlichen Erinnerung von Ferdinand und mir gezeichnet hat, erscheint uns wohlgelungen. Das Altersbildnis meiner Mutter gibt eine Momentaufnahme wieder.

Mein Vater, fünf Jahre lang hatt's dich geplagt
Und hatte das Hirn dir im Haupte zernagt
Und hatte die Seele dir krank gejagt,
Bis sie schwach und verwirrt
Umhergeirrt. —
Dies Duldergesicht da, ich deckt' es zu,
Das warst nicht du!

Wie warst du doch? — Was ging übers Land,
Seit ich dich, Vater, nicht mehr gekannt?
Statt deiner sah ein Greis mich an,
Ein müder, stumpfer, zerfallner Mann.

Wie warst du doch? Aufwallte mein Blut
Vor Schmerz nicht nur, noch mehr vor Wut,
Und ich zerdrückte die kühlen Hände:
Ist das das Ende?

Da, wie ich das Tuch dir riß vom Gesicht,
Da taumelte ich, da faßt' ichs nicht. . . .

Was du gelitten all die Zeit,
Weit weg von deinem Haupt war's, — weit.
Doch ob du klug und fein und klar
Und vornehm gewesen und treu und wahr —
So über alles edelschön
Hatt' ich dich doch noch nie gesehn!
Ja, all das Große, das ernst und gut
Dein Leben lang in dir geruht —
Zerrissen hatt' es allen Flor,
Aus seinen Tiefen stiegs empor,
Daß nun von deinem Angesicht
Herleuchtete ein Seelenlicht,
Daß wie von einem erhabenen Thron
Du gütig dich neigtest deinem Sohn.

Dann zog wohl Stund auf Stunde hin,
Daß ich so bei dir gewesen bin.
Hab dir erzählt, hab dich befragt
Und freundlich hast du mir Antwort gesagt,
Bis zwischen Sohn und Vater war
Das letzte gut, das letzte klar.

Dann hab ich dir ruhig geküßt die Hand
Und wieder mich ins Leben gewandt.

Auf dem Trinitatisfriedhofe zu Dresden ruht Eduard Avenarius. „Wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", mahnt uns trostreich das Psalmistenwort auf seinem Stein.

Ferdinand, damals noch unverheiratet, lebte mit der Mutter weiterhin im gemeinsamen Haushalte. Versammelten sich ihre „Jungen" bei ihr, brachte ich auch wohl hin und wieder die älteren Enkel mit, so sprudelte noch immer ihr Humor, zumal wenn die ‚ganze Gesellschaft', lustig auf den Küchenstühlen herumhockend, ihr bei der Zubereitung eines besonderen Festgerichts zusah oder wenn sie, nach dem Abendessen ihre silbernen Locken aufwickelnd, in behagliches Plaudern von alter Zeit geriet. Mit der neuen wußte sie nichts rechtes mehr anzufangen. Die Lebensinteressen wenigstens der älteren Söhne lagen ihr auf zu abstrakten Gebieten. Am Abend des 14. Mai 1893 starb sie in Ferdinands Armen:

War ein Regnen heut den Frühlingstag,
Stund um Stund —
Und nun Sonnengold und Amselschlag! . . .
Amsel du, ja, sing vom Waldesgrund
In das Abendflammenfest im Rund.

Singe, Amsel, deinen Kindersang —
Schon als Kind
Mit der Mutter dort am Hang
Lauscht' ich dir, wir zwei
Bis zum Singen voll das Herz vom Mai.

Und dein Lied
So sangest du,
Als im Abendgolde meine Jugend schied,
Als ich leise einer alten Frau
Schloß die Wimper zu . .

Könnt ich doch mein Aug' den Toten leihn! . . .
Füg dich drein! —
Unter Gräber dringt kein Sonnenschein:
Füg dich drein,
Kannst du's, wenn du siehst ins Gold hinein,
Trinks allein! —

An einem lachenden Maimorgen in aller Frühe haben wir den Leib der Mutter still unter Amselsang und Finkenschlag zum Staube des Vaters gebettet.

Zweiter Teil

Meines Vaters Söhne

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verschiedne Wege gehn.

Goethe.

Maximilian Avenarius 1840—1871

Der Begeisterung meiner Mutter für Webers Freischütz verdankte mein ältester, am 21. November 1840 zu Paris geborener Bruder seinen sonst in der Familie nicht vorkommenden Rufnamen, wie später die unzähligen blonden, mitunter auch schwarzen Senta und Elsa ihre Namen der mütterlichen Schwärmerei für meines Oheims Opern. Ein schönes Pastellbild von Ernst Benedikt Kietz zeigt den hübschen, etwa zweijährigen Jungen im Hemdchen mit Rosen spielend. Als er mit den Eltern von Paris nach Leipzig übersiedelte, sprach der Knabe ebenso fließend französisch wie deutsch. Der Hohn seiner Leipziger Mitschüler bewirkte, daß er bald nicht mehr zu bewegen war, ein französisches Wort in den Mund zu nehmen, und so die zweite Sprache ganz vergaß.

Max war ein lebhafter Junge und „gewöhnte sich", wie es in einem Leipziger Scholarchenzeugnis von 1855 heißt, „nicht ohne äußeren und inneren Kampf zum Besseren, ward aber zuletzt wohl gesittet und ernst." In Berlin paßte Max sich gleichwohl der Schulzucht der Königsstädtischen Realschule wiederum schlecht ein. Der Vater gab ihn daher schon aus der Obersekunda heraus einem angesehenen Handelshause in die Lehre, weil er kaufmännische Anlagen in seinem Sprößlinge zu entdecken glaubte. Warum er seinen Aeltesten dann nicht wenigstens dem Buchhandel zuführte, ist mir immer rätselhaft geblieben: der Vater mag bei den Anforderungen, die er selbst an einen rechten Buchhändler stellte, die wissenschaftliche Ausbildung des Sohnes nicht für hinreichend gehalten haben. Später hat Max allerdings mit dem vom Vater ererbten eisernen Fleiße, ja mit einem wahren Wissenshunger an seiner Fortbildung gearbeitet.

Etwa 1863 trat Max, nachdem er sich die nötige technische Schulung angeeignet und vom sächsischen Militärdienste befreit worden war, in das russische Geschäft der Gebrüder Avenarius ein. In mühseliger Arbeit verbrachte er seine Jugend in elenden, weit hinter Moskau an der Wolga und am Ural gelegenen Gutsbrennereien. In den eisigen Winternächten, während von der verschneiten Steppe draußen das Geheul der Wölfe herüberzog, vertiefte er sich in die Werke seiner Lieblingsdichter Dante — die Vorliebe für ihn teilte er mit dem Vater —, Shakespeare, Cervantes und Goethe. Aus dieser Einsamkeit heraus schrieb er voll heißer Sehnsucht nach Glück phraselos innige, plastisch anschauliche Briefe an die Mutter. Max hoffte in solcher, damals allerdings sehr gut bezahlten Stellung sich die Möglichkeit zu schaffen, die in dem Abrisse über mein eigenes Leben erwähnte Alwine als Weib heimzuführen. Nach der dort angedeuteten Katastrophe blieb er in Rußland. Als im Frühjahr 1871 das russische Geschäft aufgelöst wurde, kam er nach Deutschland, um sich in Berlin als Gesellschafter eines Freundes eine selbständige Stellung zu begründen. Im Sommer ging er noch einmal nach Moskau zurück, um seine Sachen zu ordnen. Auf der Heimreise befiel ihn in St. Petersburg der Typhus. Nachdem er fast genesen war, brachte ihm ein Rückfall am 3. Oktober 1871 den Tod. Er ruht in fremder Erde auf dem Friedhof der deutschen St. Petri-Kirch-Gemeinde

Lieber Schwager!

Du hast mir da eine traurige Anzeige zugesandt! Von euren Kindern kannte ich Max am meisten, so fern er mir, nachdem ich seiner Geburt so nahe war, aus dem Leben gerückt worden ist. Mich hat sein früher Tod sehr ergriffen und an das Schattenhafte des Menschenlebens gemahnt: denn gerade Max war mir ein freundlicher Schatten, den ich immer erst noch einmal wieder zu ergreifen verhoffte.

Herzlich bekümmert es mich auch, Euch in so ernstlicher Trauer zu wissen. Möge Euch unser innigstes Beileid ein kleines Theil wenigstens Eures Kummers zu tragen vermögen!

Freundlich grüßt Euch Euer

Luzern, 9 Oct. 1871

Richard Wagner

in Wolkowa. Eine Nachbildung des von Richard Wagner an meinen Vater gerichteten, bisher nicht gedruckten Beileidschreibens füge ich bei.

Max war ein hochgewachsener, schöner, ritterlicher Gesell; ein Romantiker, der überall die blaue Blume suchte. In allen Leibesübungen wohl erfahren, ein guter Reiter und sicherer Schütze, vereinigte er mit wahrhaft imposanter Haltung ein fast mädchenhaft schüchternes Wesen, das ihn gerade wegen des Gegensatzes wohl kleidete. Am liebsten wäre er, der viel von unseres Großvaters Geyer Talent ererbt hatte, Maler geworden, doch erschien dem Vater die künstlerische Begabung des Sohnes — vielleicht mit Recht — nicht stark genug.

Sein Aeußeres geben einige erhaltene Photographien besser wieder, als ein in meinem Besitz befindliches, aus der Mitte der 1860er Jahre stammendes Oelbild des dänischen Malers Salmon.

Richard Avenarius 1843—1896

Am 19. November 1843 ward zu Paris mein zweiter Bruder geboren Er erhielt den Hauptnamen nach seinem Paten Richard Wagner. Nach beiden Großvätern wurde er Ludwig, nach Heinrich Brockhaus Heinrich zubenannt (1). Richard Wagner begrüßte den Neffen gar freundlich und zugleich sich selber kennzeichnend (2): „Sei willkommen, du lieber Junge, der du meinen Namen tragen sollst! Möge dich der Himmel mit all den Gaben segnen, durch welche wir auf dieser Erde allein glücklich werden können: ein gutes Herz, ein klarer, schwungvoller Geist! Du sollst mir zu jeder Stunde meines Lebens willkommen sein; klopfe an, wann du willst und wann du meiner bedarfst! Je dringender du Hülfe nötig hast, desto umfassender soll meine Sorge für dich sein: — das gelobe ich dir als dein treuer Pate und Namensbruder. Amen! — Liebster Eduard, als Dein Junge geboren ward, war es ein Jahr her, daß ich zum ersten Male die Dresdener Kapelle in meinem Rienzi dirigierte und an demselben Abende führte ich nach einer halbjährigen Pause diese Oper neu einstudiert wieder auf und hatte damit einen fast noch größeren Erfolg, als das erste Mal: man trug mich fast auf den Händen. Bei solcher Gelegenheit denke ich immer viel an Euch — und ich gedachte auch diesmal angstvoll Ceciliens: — sie lag also während dem in den Wehen! Es war der Abend des 19. November. Laßt's für den Jungen eine gute Vorbedeutung sein!“

— (1) — Von den Abrissen über Richards Leben seien hier der von M. Heinze verfaßte in der Allg. Deutschen Biographie Band 46 S. 147 ff., sowie die mit Bildnissen versehenen eingehenderen Schilderungen seiner Schüler Friedrich Carstanjen (Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie 1897 XX Heft 4. — im Auszuge wiedergegeben im Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog I. 1897 S. 5.) und Maximilian Klein (Naturwissensch. Wochenschrift 1894 Nr. 1 und 1896 Nr. 36) hervorgehoben. Bildnisse meines Bruders enthalten auch die Schriften von Aurelio Pelazza: La critica dell' esperienza pura di Ricardo Avenarius, Turin 1908, und Ricardo Avenarius e l'empiriocriticismo, ebenda 1909. Ich habe neben vielen Briefen auch Richards Tagebücher benutzen können. — (2) — Ungedruckter Brief Wagners d. d. Dresden 15. 12. 1843 an Eduard Avenarius.

Richard war ein kränklicher Knabe. Als er erst fünf Monate alt war, befiel ihn eine so schwere Entzündung des rechten Auges, daß der Pariser Arzt im Zweifel war, ob es nicht besser sei, das Auge ganz zu opfern, um den kleinen Patienten bei Kräften zu erhalten. Das Auge blieb krank und auch Graefes Kunst hat später in Berlin trotz einer eingreifenden Operation nicht völlige Wiederherstellung bringen können. Auch die Einbildung, an der Schwindsucht zu leiden und einem frühen Tode verfallen zu sein, hat schwer auf Richards Jugend gelastet.

Mein Bruder besuchte in Leipzig die Nikolaischule, in Berlin zuerst die Königstädtische, sodann die Dorotheenstädtische Realschule. Anfang 1859 reifte in ihm der Plan zu studieren. Religiöse Probleme waren es vor allem, die ihn bewegten; aus seinen Tagebüchern, wie aus den in jener Zeit niedergeschriebenen Versen spricht neben einem tiefen und gläubigen Sichversenken in den Gottesgedanken quälender Zweifel an der Kirchenlehre. Richard verschob seine Einsegnung freiwillig, um, nach Erleuchtung schmachtend, ein halbes Jahr länger den Vorbereitungsunterricht des milden Predigers Vater zu genießen. Der Vater gewährte gern seine Bitte, sich durch Privatstunden zum Uebergange auf das Gymnasium vorzubereiten. Ostern 1860 trat Richard in die Sekunda des Kgl. Wilhelmsgymnasiums ein. Aber es zeigte sich bald, daß das damals noch weit reichlicher als heut bemessene Pensum in den alten Sprachen doch nicht in wenigen Monaten zu bewältigen gewesen war. „Ach, ich bin ein so schlechter Schüler", schreibt Richard in sein Tagebuch, „und ich hatte gehofft, ein guter zu werden. Schon entkeimt in mir, zwar leise noch, noch kaum merkbar, der Plan, wieder die Schule zu verlassen. Ich habe so viel guten Willen, aber ich fürchte, er wird zur Gleichgültigkeit gegen alles die Schule Betreffende werden; immer bei jeder Antwort, die ich gebe, bei jedem Wort, das ich schreibe, einen Tadel, ein mißbilligendes Kopfschütteln, eine Bemerkung meiner Schwäche und Unreife erwarten zu müssen!" Aus dieser Zeit stammt wohl schon der schier ingrimmige, für Richard, zu dessen Lehrfächern später ja auch Pädagogik gehörte, geradezu kennzeichnende Haß gegen jene Durchschnittsschulmeister, die, weil sie ihr philologisches oder mathematisches Staatsexamen abgelegt haben, wir uns unbesehen nun auch als Pädagogen gefallen lassen müssen. Seltsam, daß er, der später die formelnreiche „Kritik der reinen Erfahrung" schreiben sollte, als Schüler auch in den mathematischen Fächern völlig versagte. Als eine Erlösung aus seiner Schulnot begrüßte es daher Richard, als schon im Juli 1860 sich ihm die Gelegenheit bot, als Lehrling in die hochangesehene Buchhandlung von A. Asher & Co. in Berlin einzutreten. In diesem Berufe hoffte er die wenigen Lebensjahre. die dem vermeintlich unheilbar Kranken noch beschieden seien, in Ruhe und in anregender Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft verbringen zu können. Richards Biographen irren: nicht der Vater hat ihn wider seinen Willen in die Buchhändlerlaufbahn gedrängt. Daß der Sohn gerade diese wählte, war ihm zwar nicht unlieb, aber er machte zur Bedingung, daß Richard sich auch als Lehrling noch in allgemein-wissenschaftlichen Fächern durch Privatunterricht fortbilden müsse.

Richard war zu einem Geschäftsmann weit mehr veranlagt, als alle seine Brüder: auch noch in späteren Jahren, hat er sich, hierin dem Großvater Ludwig

Avenarius ähnlich, gern mit allerhand kleinen oder auch wohl größeren Finanzspekulationen befaßt. Gleichwohl fand er im Buchhandel keine Befriedigung. Bei seinen Privatstudien, insbesondere beim eifrigen Lesen älterer Werke, die ihm in dem großen Asherschen Antiquariat zugänglich wurden, gewann er, jetzt frei vom Zwange der Schule sich regend, erst recht Geschmack an der Wissenschaft. Seine Neigungen wandten sich der schönen Literatur und dem Studium der Sprachen zu. Er erging sich in poetischen Versuchen und gewahrte, daß ihm der Inhalt der Bücher wichtiger war, als die Bibliographie. Eine ärztliche Untersuchung durch eine medizinische Autorität stellte die Grundlosigkeit seiner Schwindsuchtsfurcht fest. Jeden Anderen hätte diese befreiende Botschaft mit hoher Freude erfüllt, auf Richard wirkte sie geradezu niederschmetternd: war er gesund, so hatte er ja auch auf dem Gymnasium aushalten können und müssen, um sich den Weg zum Studium zu bahnen! Mit heißer Sehnsucht verlangte Richard jetzt wiederum nach der Universität. Doch der Vater, jener unglücklichen Gymnasialzeit gedenkend, schüttelte zunächst den Kopf bei solchen Wünschen. Aber Richard ließ nicht nach; bald hatte er gewonnenes Spiel.

In einem von ihm geschriebenen fünfaktigen Drama „Costanza del Monte Salute“ (3) erkannte der Vater „Keime wahren poetischen Talents“ und ein „sehr ernstes Streben“. Einem solchen, dem er — wenn auch nur unter Opfern — gerecht zu werden vermochte, trat der Vater niemals entgegen. Im Vertrauen auf Richards Ernst gab er seine Einwilligung, daß dieser nach beendeter Lehrzeit im Juli 1863 den Buchhandel wieder verließ. Er glaubte jetzt an den Sohn. In einem Briefe vom 23. Juni 1863 aus Moskau ermahnt er ihn, den einmal gefaßten Vorsatz nun auch mit aller Tatkraft durchzuführen und sich nicht durch Reden Anderer mehr beirren zu lassen. „Mit mir bist Du einig und mit Dir bin ich einig. . . Du wirst stets, davon bin ich überzeugt, auch nur nach dem Besten und Edelsten streben wollen und nur dann Dich zufrieden fühlen, wenn Du erreichst, was erreichen zu können Du Dich für befähigt hältst. Ich werde als Freund Dir zur Seite stehen, teilnehmend Deinen Schritten folgend und, wenn ich gleich nicht das Wissen und die Bildung besitze, welche Dich in Deinen Arbeiten fördern können, so werde ich doch treulich Dich zu unterstützen suchen, damit Dir die Sorge um die Zukunft nicht allzusehr nahe trete, wenn Du auf dem Gebiete geistiger Tätigkeit etwas Tüchtiges zu leisten hoffen darfst.“ Der Vater beantwortet Richards Hinweis auf sein eigenes wissenschaftliches Streben mit der Hoffnung, daß der Sohn vielleicht dereinst manchen Gedanken werde verwirklichen können, wo der Vater es bei der idealen Phantasie habe belassen müssen. Vielleicht wende sich, schließt er, bei Richards Arbeit des Vaters Blick noch einmal auf jene Zeit zurück, wo er sich glücklich gefühlt in der Liebe für das Ideale, vieles hoffend, wie er jetzt freilich auch immer noch hoffe, freilich nun hoffe in dem Glauben an die schönere Zukunft seiner Kinder. Nur vor dem „Privatgelehrten- und Literatentum“ sich allezeit zu hüten, beschwor der Vater den Sohn. „Es ist“, schreibt er

— (3) — Der Titel entsprang der freundlichen Erinnerung an eine Reise, die Richard mit Max zu den Verwandten in Ostpreußen unternommen hatte. Hier hatte unsere Cousine Constanze Heinrich in Heilsberg einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

in einem späteren Briefe, „die gefährlichste Klippe, an welcher so manches tüchtigen Menschen Leben scheitert, freudeleer und sorgenvoll wird, wenn sie des lieben Broterwerbs wegen zu Dienern des Publikums oder der Buchhändler werden müssen. Laß Dich in dieser Hinsicht von einem alten Buchhändler warnen, der gar trübe Beobachtungen der Art gemacht hat. Dasselbe gilt von den meisten Journalisten und Belletristen; die Leichtigkeit der Produktion in der Jugend bringt ihnen oft ein bitteres Alter."

Leicht war für Richard der Zugang zur Universität freilich nicht zu erlangen. Aber in anderthalb Jahren erreichte er mit eisernem Fleiße sein Ziel. Bis Ostern 1864 unter der Leitung eines Kandidaten Wiesner in Berlin, sodann als Privatschüler des vormaligen Gymnasialprofessors J. E. Raschig in Leipzig (4) eignete er sich den gesamten Lehrstoff des humanistischen Gymnasiums an. Am 14. Januar 1865 bestand er als Extraneus an der Leipziger Nikolaischule die Reifeprüfung.

Schon von Ostern 1864 ab hatte Richard, als „stud. cam." zugelassen, Vorlesungen an der Leipziger Universität gehört: bei Drobisch Einleitung in die Philosophie und Logik, Psychologie, sowie Einleitung in die Ethik und Religionsphilosophie, bei Fechner allgemeine Aesthetik, bei Möbius altnordische Grammatik und Literaturgeschichte sowie nordische Mythologie, endlich bei Zarncke Erklärung althochdeutscher und mittelhochdeutscher Sprachdenkmale. Nach abgelegter Reifeprüfung wurde er auf seinen Antrag nunmehr als „Studiosus literarum germanicarum" — übrigens mit der Herkunftsbezeichnung „Parisiensis" — rite in die Matrikel eingetragen.

Von Ostern 1865 ab verlebte Richard ein glückliches Sommersemester als Student in Zürich. Er hörte bei Vischer Aesthetik, nahm an den von Vischer abgehaltenen Redeübungen teil und trieb bei Ottmüller Isländisch, bei Wislicenus Gothisch, bei Rochet Provençalisch.

Auf der Hinreise nach Zürich fand er in München herzliche Aufnahme bei Richard Wagner. „Der Abend bei Onkel Richard", schreibt mein Bruder am 12. April 1865 an unsere Mutter, „war in vielen Beziehungen interessant. Ich traf dort Herrn und Frau von Bülow, das Sängerehepaar Schnorr aus Dresden, Herrn Mitterwurzer und Frl. Deinet, eine Sängerin vom Münchener Hoftheater. Sie übten den Schluß des ersten Aktes aus Tristan und Isolde. Der Onkel dirigierte. Wagner dirigieren zu sehen, ist in der Tat interessant. Er ist dann ganz Bewegung d. h. ganz Gefühl, das in Bewegung übergegangen ist; er schlägt den Takt oft mit beiden Händen und in heftigeren Momenten tritt er ihn noch mit dem Fuß. Dabei spielt er alles mimisch mit und fällt auch oft mit der Stimme ein. Es ist wahr, er muß ein Orchester, das es ehrlich meint, begeisternd und begeistert fortreißen können; er muß der gefühllosen Technik verhaßt sein, denn

— (4) — Beider gedenkt Richard in einer zehn Jahre später niedergeschriebenen Notiz in herzlicher Dankbarkeit: „Es war ein herrliches Glück, daß der gute Wiesner kein trockener Philologe, sondern ein denkender und feinfühlender Kopf war, der auch mein stürmendes Innenleben berücksichtigte. Raschig war eine scharfe und feste, durch und durch klare Natur, ein Mann nicht ohne Größe . . er hat auf mich einen großen Einfluß ausgeübt — ich hing ihm mit der Liebe und Verehrung an, die ich mir bei den sokratischen Schülern denke."

er will jedes Wort, jede Silbe zur Geltung gebracht wissen. Er legt auf die Verständlichkeit der Aussprache großen Wert, und ein guter Sänger, der nicht zugleich guter Schauspieler ist, kann ihm nicht genügen. Der Vortrag seiner Texte muß Mosaikarbeit sein: jeder Satz ein kleines Kunstwerk, richtig an sich gebildet und zum anderen passend." Beim Mittagessen am folgenden Tage saß Richard neben dem Oheim: „ich brachte", erzählt er, „das Gespräch auf Schopenhauer und sodann auf Chamfort. Wagner freute sich, daß ein Germanist Enthusiast Chamforts sei, und nahm dann an dem, was ich ihm flüchtig über meine Carriere sagte, sichtlich warmen Anteil, sodaß ihm die Tränen in die Augen traten. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich über die Vorzüge der pessimistischen Anschauung in einer so geistvollen Weise aus, daß ich ordentlich über meine Neigung zur Misanthropie etwas beruhigt bin. Gewiß, einen Musiker von so vielseitiger Bildung findet man schwerlich wieder. Bei alle dem charakterisiert ihn eine Eigenschaft, die ich vollkommen nachfühlen zu können glaube: Unruhe."

Eine ihm nach Zürich mitgegebene Empfehlungskarte an das Ehepaar Wesendonck scheint Richard nicht benutzt zu haben, wenigstens enthält sein Tagebuch nichts über einen Besuch in Triebschen.

Wagner hatte den Neffen zu der bevorstehenden Erstaufführung seines „Tristan" nach München eingeladen: „15. Mai Erste Aufführung; Bayerischer Hof — Quartier für Dich; Reisegeld — meine Sache. Also — komm!" Richard weilte vom 14.—29. Mai 1865 in München und fand so Gelegenheit, während einer scheinbar glänzenden, in Wahrheit schmerzvollsten Periode in Wagners Leben im persönlichen Verkehr mit dem großen Oheim zu stehen. So hell die Sonne der Gunst des königlichen Freundes damals Wagner lächelte, der Meister litt schwer unter der planmäßig durchgeführten Entfremdung der weiten Volkskreise durch die alten Neider und hämischen Feinde, unter der wilden Preßhetze, die nun auch noch die ultramontane Partei als solche gegen den „Barrikadenmann", den „Freigeist" und „Protestanten" in Szene gesetzt hatte. Man organisierte geradezu finanzielle Verlegenheiten gegen Wagner. Man sprengte lügenhafte Gerüchte über plötzliche Ungnade des Königs aus und begrüßte Wagners angeblichen Sturz mit patriotischen Jubelhymnen. „Die Verleumdung spielte ihr letztes verzweifeltes Spiel", schreibt Wagner selbst. Hans von Bülow hatte zudem durch eine burschikose Aeußerung über das Kunstverständnis der Münchner die Wut der Philister bis auf den Siedepunkt erhitzt. Am 11. Mai hatte in Gegenwart des Königs und etwa sechshundert Eingeladener die Generalprobe stattgefunden: „das Unmögliche war erfüllt." Da erkrankte am 15. Mai die Darstellerin der Isolde, die Aufführung mußte fast von einem Tage zum andern, schließlich bis zum 10. Juni verschoben werden. Glasenapp hat ausführlich diese schweren Tage geschildert — zum Teil nach Mitteilungen von Personen, die damals zur Umgebung des Meisters gehörten (5). Wie sich Dinge und Menschen dieser aufgeregten Zeit im Hirne des einundzwanzigjährigen — übrigens wenig musikalisch veranlagten — Neffen gespiegelt haben, zeigt ein langer an die Mutter gerichteter Brief Richards vom 8. Juni 1865. Er „hatte die Ehre, zwischen einem Teile der zusammengeströmten und nun in

— (5) — Glasenapp a. a. O. III, 1., 3. Aufl. S. 37 ff.

Ungewißheit harrenden Fremden und Wagner den Vermittler zu spielen": „wenn ich Nachmittags beim Onkel gewesen war, überbrachte ich Abends meinen Bekannten die neuesten Nachrichten und, da ich als zuverlässige Quelle galt, verfehlten meine Berichte nie, eine große Wirkung — je nachdem: erhebend oder niederschlagend — hervorzurufen."

In scharfen Umrissen zeichnet Richard Wagners Umgebung: Hans und Cosima von Bülow, Gasparini, Moßonyi, Dräseke, Alexander Ritter und seine Frau, unsere Cousine Franziska geb. Wagner, denen beiden Richard hier zum ersten Male näher trat, und vor allem August Röckel, Wagners alten Freund und Kollegen, der, wegen des Dresdner Maiaufstandes zum Tode verurteilt, nach dreizehnjähriger Zuchthaushaft freigelassen worden war. „An Keinem ist mehr gesündigt worden, als an ihm, und doch ist Keiner so mild, so unverbittert, so human, wie er. ‚Alles ist gut', hörte ich ihn sagen. Er hat in seiner langen Einsamkeit die Bibel durchdrungen und sie ihn, sodaß er, durchaus ohne kirchengläubig zu sein, ein Vorbild wahrer Religiosität geworden ist."

Den gewaltigsten Eindruck machte, wie begreiflich, Wagners eigene Haltung in diesen Tagen auf den Neffen: „Er sieht bleich und angegriffen aus, es mag für ihn ein Opfer sein, unter all den Menschen zu sitzen, trotzdem blickt er freundlich auf seine Umgebung und hat für jeden ein harmloses Scherzwort. Seine Begrüßung ist von Ceremonie und Sich-Gehen-Lassen gleich weit entfernt; seine heitere Unterhaltung bietet weder zu viel noch zu wenig. Er selbst — doch was soll ich Dir über ihn schreiben? Er hat seine Schwächen — alle Welt kennt sie und spricht vielleicht mit Vorliebe von ihnen, nur Wenige begreifen, noch Wenigere verzeihen sie. Und sodann — seine eminenten glänzenden Seiten, die sich gegenseitig teilweise zu widersprechen scheinen und sich doch wieder großartig durchdringen! Ich habe natürlich über Wagner kein Urteil (6) — aber die Tiefe seines Einflusses, die Weite seines Wirkens schien sich mir in der Aufregung der gebildeten Welt zu spiegeln, die Freund und Feind von fern und nah zu ihm entsandte, als er ihr zurief: ‚kommt! Das Problem ist gelöst! Das Musikdrama Tristan und Isolde wird aufgeführt!' — „Von besonderem Werte ist mir die Erinnerung an ein Mittagessen beim Onkel am Tage vor meiner Abreise, an dem der bekannte ‚tollkühne' Klavierspieler Tausig mit seiner Frau, Gasparini, Bülow, Dräseke, Röckel und ich teilnahmen. Die Unterhaltung wurde fast nur französisch geführt und war sehr lebhaft. Was mir diesen Tag interessant machte, war, daß Wagner, heiter angeregt, die alten verblichenen Partituren seiner ‚Feen' und des ‚Liebesverbots' hervorholte und einiges daraus zum besten gab. Dabei merkte ich ihm an, daß die so erneute Erinnerung an diese vergessenen und verschmähten Kinder ihm trotz seiner lachenden Kritik noch väterlich wohlwollende Gefühle entlockte."

— (6) — An den Pianisten Oskar Eichberg in Berlin schreibt Richard in denselben Wochen auf die erstaunte Frage des Freundes, ob Richard „Wagnerianer" geworden sei: „Glaubst Du denn, daß sich ein Mann wie Wagner herbeilassen würde, einem jungen Studenten, den der Zufall mit ihm verband, die Prinzipien seiner Kunst auseinanderzusetzen und ‚sein Laienurteil mit der gewaltigen Wucht seiner Redekraft zu überrumpeln'? . . Soviel weiß ich: Wagner ist ein großes Genie, ein immenser Geist und sollten seine Theorien Irrtümer sein, so konnte eben nur ein so seltener Mann, wie Wagner, solche Irrtümer begehen."

Die Münchener Tage brachten Richard auch reiche Ernte für sein „sonderbares Buch“, sein geliebtes Album. Da finden wir hinter einer Eintragung Röckels unter den Noten der sog. „traurigen Weise“ die bitter-ironische Einzeichnung: „Tristan-München. Dein glücklicher Oheim R. Wagner.“ Da schreibt am 23. Mai 1865 Bülow unter ein musikalisches Motto mit dem Texte „invitis nubibus“ sich ein „zur freundlichen Erinnerung an die zur Zeit beliebteste Persönlichkeit in München.“ Alexander Ritter gibt eine Stelle des Scherzo aus seinem Streichquartett: „In Musik gesetzter Galgenhumor! Zur Erinnerung an trostlose und trostvolle Tage in München.“ Auf die gleiche Tonart ist eine Reihe weiterer Einzeichnungen gestimmt.

Einige Seiten weiter lesen wir im Album: „Satis tibi sint pauci, satis sit unus — satis etiam nullus! Möge Sie dieser Satz des Heraklit (nach Seneca) zuweilen erinnern an einen alten vereinsamten Lebenspilger (Semper). Zürich, den 14. August 1865.“ Richard bemerkt dazu im Tagebuche: „Gestern war ich längere Zeit mit Professor Gottfried Semper zusammen, der mir auf seinem Bureau verschiedene seiner Pläne zeigte und mir zu den Photographien seiner Entwürfe für die hiesige Aula selbst den erklärenden Text vorlas. Heute habe ich Abschied von diesem merkwürdigen Manne genommen. Selten möchte man einen Mann treffen, der künstlerische und wissenschaftliche Bildung in so hohem Maße vereinigt. Aber er ist verschlossen nnd verbittert — seine Werke müssen allein für ihn zeugen und reden. Einmal, als das Gespräch auf das preußische Abgeordnetenhaus kam, wurde er leidenschaftlich, aber bitter. Der gestrige Tag zeigte mir den Mann von derjenigen Seite, wo er nicht Politiker, sondern Künstler, nicht Kritiker, sondern belehrender Freund war. Als er sich heute ins Album eingeschrieben hatte, wollte er seinen Namen nicht dazu fügen, dann nur in eine lateinische Sentenz eingeflochten, dann tat er es so, wie es jetzt steht. Die wenigen Worte schienen auf ihn den Eindruck zu machen, als gewährten sie einen zu tiefen Blick in sein Inneres. Als er mir das Buch zurückgab, sagte er mir mit bewegter Stimme: ‚Vielleicht geht es Ihnen auch einmal so.‘ In Richards späteren Züricher Jahren mag ihm beim Anblick des Albumblattes dies Wort wie eine bittere Weissagung erschienen sein.

Für Richards weitere Entwickelung sind die Münchener Tage von allergrößtem Einfluß gewesen. Zwar hat er pflichttreu, um nicht allzuviel am Semester zu verlieren, trotz Wagners Zuspruch es sich versagt, die immer weiter hinaus geschobenen Erstaufführung des Tristan abzuwarten. Aber, was er in München erlebt, hat ihn zunächst verwirrt, dann über seinen eigentlichen Lebensberuf aufgeklärt. Die erste Folge war eine von Richard selbst zunächst noch kräftig bekämpfte Abwendung vom philologischen Studium. „Der ideale Zauber“, hatte er bald nach der Rückkehr unserer Mutter aus Zürich geschrieben, „welcher über dem Münchener Leben geschwebt hatte, der Umgang mit so vielen hervorragenden Menschen, die für die Kunst begeistert waren, der Genuß der Museen, in denen ich so oft andächtig gewandelt war — alles dies fehlte: isländische Deklinationen, provençalische Konjugationen, gothische Interpretationen traten an die Stelle jener mich so tief bewegenden, schönen und edelen Genüsse; schal, widerlich,

verzerrt, verfehlt erschien im schnellen Wechsel mir das Leben. Dieses herbe, bittere Gefühl mußte nun überwunden werden — und das war keine Kleinigkeit: ich kam mir wie der vom Himmel in die Unterwelt gestürzte Tantalus vor und fühlte meine innere Ruhe, an der ich so mühselig baue, tief erschüttert. Doch — hege keine Besorgnis: auch das wird vorübergehen und Euer Sohn wird ein Philologe bleiben und auch ferner das Universitäts-Katheder als das zu erreichende Paradies betrachten. Es ist vielleicht gut, daß ich die erste Aufführung der Oper des Onkels nicht erlebt habe — wer weiß, ob ich den mächtigen Eindruck ertragen hätte, den das Werk, sein Erfolg, der Kreis der enthusiasmierten Verehrer gemacht haben würde?"

Richard bestürmt jetzt den Vater um die Erlaubnis, seine Studien auf einer italienischen Universität, in Neapel oder Florenz, fortsetzen zu dürfen. Er begründet den Wunsch mit seiner schwachen Gesundheit; auch das Arbeitsprogramm, das er dem Vater mitteilt, betrifft noch im wesentlichen philologisches Gebiet. Aber aus seinem Briefe vom 3. Juli 1865 klingt, wenn auch noch gedämpft, doch schon ein anderer Ton ins Ohr des Vaters. „Ich versichere Dich, daß ich nicht immer in Italien bleiben will — ich habe hier in der Schweiz zu wohl erkannt, daß ich Deutscher bin, sondern ich will in Deutschland meine Studien fortsetzen und beenden und schließlich promovieren und mich habilitieren. Das Ideal meines Strebens aber ist, wenn ich es offen bekennen darf, mir eine möglichst vielseitige Bildung zu erwerben, in Einem Fach Tüchtiges zu leisten und so in tätiger Freude und freudiger Tätigkeit das Leben zu genießen d. h. zu verstehen! Denn wahrer Lebensgenuß und wahre Lebenserkenntnis sind Eins. Wenn die jetzt nur geahnte Weltharmonie klar und offenbar in mir geworden ist — wenn das Sittengesetz, über welches ich jetzt nachdenke, seine Wurzel in jener Weltharmonie wirklich und nachweislich hat, — dann, Vater! ist meines Lebens Aufgabe gelöst, dann hat mich ein erhabenes Geschick mit segnender Hand in allen, dem gewöhnlichen Blicke freilich unbegreiflichen und daher anstößigen Lebenswindungen doch geraden Wegs Einem göttlich-schönen Ziel zugeleitet und mein Leben, wenn auch nur ein Tropfen im Ozean, wird nicht vergebens in demselben sich aufgelöst haben. Vergieb mir! Du hast mich durch Dein Beispiel und durch die Erziehung, die Du mir gabst, und im Vereine mit anderen herrlichen Männern Alles verachten gelehrt, was die Menschheit ihrer Menschheit unwürdig macht, Du hast zum großen Teil selbst meinen Geist aus den breitgetretenen Landstraßen gewöhnlicher Lebensanschauung hinausgelenkt und hast ihn in die Bahnen des Ewigen und Göttlichen d. h. wahrhaft Menschlichen gewiesen — nun denn, laß ihn diesen Weg wandeln! Ich fühle etwas in mir, welches mir sagt: er ist der rechte!" Die Antwort meines damals in Rußland sich aufhaltenden Vaters liegt mir leider nicht vor: aus der Entgegnung Richards geht aber hervor, daß er in Treue dem Sohne zugesprochen und ihn gebeten hat, dem Vater sein volles Herz in offener Aussprache aufzuschließen; dem Plane, zunächst in Italien weiter zu studieren, wolle er nicht entgegenstehen. Inzwischen war es aber offenbar Richard selbst zweifelhaft geworden, ob ihn, selbst wenn er in Italien weiter Philologie studiere, dies Studium noch

werde voll befriedigen können. Sein am 14. Juli dem Vater gesandter Dank klingt lau: „Die Freude über Deine Erlaubnis — laß es mich offen bekennen! — war keine ungeteilte!“ Ihn drücke, fährt er fort, eine Art Geständnis, das er bisher noch Niemandem gemacht habe, nicht einmal sich selbst, zu dem auch Stimmung und Stunde günstig sein müsse. Da meldet der aus Moskau zurückgekehrte Vater sein Kommen, um Richard zunächst auf eine italienische Reise mitzunehmen.

Auf dieser gemeinsamen Fahrt gelang es dem Vater in seiner ruhigen Milde, des Sohnes Herz und Mund zu öffnen, mit treuem Rat und kluger Menschenkenntnis ihn zur Klarheit über sich selbst, sein Können und seine Lebensaufgabe zu bringen. Als beide sich in Florenz trennten und Richard allein nach Süden weiterzog, war der Plan des italienischen Studiums begraben. Begraben auch die durch Richards letzte Briefe leise hindurchklingenden Zweifel, ob er seiner innersten Anlage nach nicht zu wissenschaftlicher, sondern zu künstlerischer Betätigung berufen sei. Sein Lebensweg lag jetzt offen vor ihm. Im März 1866 schreibt Richard — und mir ist, als hörte ich des Vaters Stimme hindurchklingen — an den ihm nahe befreundeten Dozenten Wislicenus in Zürich: „Auf der italienischen Reise beschäftigte mich namentlich Eines, worauf ich so oft durch mich selbst und Andere, zuletzt aber noch durch Sie selbst hingewiesen worden war: die Erwählung eines bestimmten Gebietes der Wissenschaft, auf das wir unsere Kraft konzentrieren wollen, erfordert stets eine mehr oder minder große Entsagung. Es ist wahr, leider wahr! So rein auch die Freude an den verschiedenen Wissenschaften und den Künsten sein mag — für Eines muß man sich entscheiden. So prüfte ich mich denn, für welche Thätigkeit oder auch für welches Studium ich relativ am meisten passe — und ich gestehe Ihnen, ich verließ das Gebiet der germanistischen Philologie, die mir ja reiches Interesse . . . geboten hatte und entschloß mich, mich von nun an dem Studium der Philosophie ausschließlich zu widmen.“

So konnte Richard denn auch weit ruhiger, als er beim Antritt der Reise gefürchtet, am 28. September 1865 von der damals noch päpstlichen ewigen Stadt Abschied nehmen: „Ich freue mich auf die Heimat, die Meinen und die Arbeit. Vale Roma, wenn die Sonne einer neuen Zeit über dir aufgegangen sein wird, dann vielleicht werde ich beklagen, dir nicht ewig angehören zu können: möge es so werden! Vale Roma!“

Richard trat, als er sich für das Wintersemester 1865 in Berlin immatrikulieren ließ, somit bewußt in eine neue Epoche seines Strebens. Er registriert vergnügt seinen Fleiß: drei historisch-philosophische Kollegien, drei psychologische, zwei ästhetische, ein logisches und eins über italienische Literatur hat er in diesem Winter bewältigt. Von seinen Lehrern seien Trendelenburg, Steinthal, Althaus, Gruppe, Berner und Dühring genannt. Aber schon der Frühling 1866 brachte eine Unterbrechung dieser Studien: es bot sich Gelegenheit, einen alten Gelehrten, der nicht allein reisen mochte, kostenlos auf einer langen Reise durch das ganze Frankreich bis zu den Pyrenäen hin zu begleiten. Dem Sohne war dies Intermezzo willkommener als dem Vater. Nicht ohne dessen Anregung faßte Richard nach der Rückkehr den Entschluß, sich im Herbst 1866 wieder nach Leipzig

zu ernstem Studium zurückzuziehen. Wieder traten Drobisch und Fechner als Richards Lehrer in den Vordergrund. Dem Physiologen Carl Ludwig, der ihn später zur Schätzung der Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für das seelische Leben nach Carstanjens Bericht doch ganz besonders angeleitet hat, ist Richard als Student jedenfalls noch nicht näher getreten.

Mit seinen Lehrern, außer den Genannten auch Curtius, Overbeck, Herrmann, Voigt, Ahrens, den Philologen Fritzsche und Klotz, Roscher und Wuttke, trat Richard, durch glückliche gesellschaftliche Talente unterstützt, in näheren Verkehr. Aber auch mit einer großen Zahl anderer Dozenten, den Freunden und Verwandten des elterlichen Hauses, Karl Biedermann, den Familien Kühn (S. 103) und Brockhaus, vor allem aber mit Friedrich Zarncke. Sie alle, sagt der treue Klein, schätzten des jungen Mannes frische Auffassungsgabe und fröhliche Heiterkeit.

Diese Eigenschaften, sein Forschungseifer und sein liebenswürdiger Humor waren es auch, die eine Anzahl gleichstrebender Genossen an ihn fesselte, mit denen zusammen er Ende 1866 den „Akademisch-philosophischen Verein" begründete. Dieser Verein, in dem er, sobald es nur irgend anging, auch in späteren Jahren noch gern die Stiftungsfestrede hielt, für dessen Kneipabende er die lustigsten Bierzeitungen schrieb, ist Richard bis zuletzt besonders ans Herz gewachsen geblieben.

Hier eine Probe solch fröhlicher Poesie:

Das Ding an sich.

Eine tragiphilosophische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß er nicht kannt' an sich das Ding, an sich das Ding —
Das Ding an sich dahinten.
Ja, ja, ho, ho! ja, ja, ho, ho! Das Ding an sich dahinten.

Er hatte just beim Kant entdeckt,
Daß hinter der Erscheinung steckt
Das Ding an sich dahinten usw.

Er rief: verdammt Noumenon!
Ich komme noch dahinter schon!
Ja, Ding an sich, dahinten usw.

Doch ach! wohin er kam, da fand
Er der Erscheinung Scheidewand —
Das Ding an sich dahinter usw.

Es ward die ganze Außenwelt
Als Vorstellung ihm vorgestellt —
Das Ding an sich blieb hinten usw.

Er wendet sich zum eignen Ich
Und sucht das Ding an sich in sich,
Das Ding an sich dahinten usw.

Doch fand auch auf der Seele Grund
Er vor nur der Erscheinung Schund,
Das Ding an sich blieb hinten usw.

Wie er sich wendet, wie sich dreht,
Stets hinter der Erscheinung steht
Das Ding an sich ganz hinten usw.

Er dreht sich rechts, er dreht sich links,
Er wurde nicht gewahr des Dings,
Des Dings an sich dahinten usw.

Er dreht sich früh, er dreht sich spät,
Er wurde schließlich selbst verdreht,
Das Ding an sich blieb hinten usw.

An der Erscheinung Scheidewand
Hat er den Kopf sich eingerannt —
O Ding an sich dahinter! usw.

Ein Weiser läßt das weislich sein,
Zeigt lieber sich von vorn herein
Dem Ding an sich von hinten! usw.

Am 7. August 1868 erwarb Richard nach einem vor Drobisch, Curtius und Voigt abgelegten Rigorosum den philosophischen Doktorhut. Seine dem Vater gewidmete Dissertation handelt

Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältnis der zweiten zur dritten Phase. Nebst einem Anhang: Ueber Reihenfolge und Abfassungszeit der älteren Schriften Spinozas. Leipzig. Eduard Avenarius. 1868.

Jetzt begannen Wanderjahre. Bald treffen wir Richard in Leipzig, wo er eingehenden naturwissenschaftlichen Studien obliegt und daneben sich mit Eifer an den Anfängen der sog. studentischen Reformbewegung beteiligt. Bald in Berlin, wo er an den literarischen Plänen Strousbergs (S. 115) rege mitarbeitet. Bald in Dresden, wo er sich durch seinen Freund Henke (7) in mathematische Probleme einweihen läßt. Bald in Würzburg, wo er mit dem Zoologen Prof. Karl Semper, aber auch mit Felix Dahn und unsrem Vetter, dem genialen Musiker Alexander Ritter, in nahen Verkehr tritt. Meist rastlose Arbeit und doch kein den eigenen hochgestellten Ansprüchen genügendes

— (7) — Dr. R. Henke, jetzt Rektor der Annenschule in Dresden, blieb bis zu Richards Tode mit ihm in engster Freundschaft verbunden. „Wenn ich alter Kerl mich frage", schreibt Richard noch am 11. Oktober 1894 an ihn, „was das eigentlich für ein Wunderband sei, das zweie von unserer Art so gut zusammengehalten hat, so finde ich ganz nüchtern: daß es ein gemeinsames Ideal ist. Ein Ideal, das wir nie formuliert haben und dem wir auch nicht immer mit sklavischer Pedanterie dienten. . Aber dies unformulierte Ideal ist doch unser innerstes Wesen gewesen und darum war es uns treu, darum werden wir uns treu bleiben. Nicht wahr, mein lieber, alter Henke?" — Der Freund war ein scharfer Kritiker. In seiner Doktorschrift „Ueber die Methode der kleinsten Quadrate" (1868) hatte er den Gedanken angeregt, daß alle Vorgänge der Natur sich

Ergebnis. Sogar wieder von dem treuen Henke kräftig bekämpfte Bedenken, ob seine Begabung trotz des Entschlusses auf jener italienischen Reise vielleicht doch mehr nach der poetischen Seite neige. Dann wieder scheinbar gänzliche Abkehr von dem Studium in behaglicher Teilnahme an dem Treiben des glänzenden Strousbergschen Hauses und als Mentor eines reichen Jünglings auf ausgedehnten Reisen in Deutschland, Italien, Nordafrika, Spanien und Frankreich. Alsbald wieder desto bohrenderes Versenken in philosophische Fragen. Mit schwerer Besorgnis sah der Vater das gefürchtete „Privatgelehrtentum" heraufziehen. Einem aus dem Durchschnitt wäre bei den Kenntnissen Richards die Habilitation ein Kinderspiel gewesen. Aber allem Drängen der Freunde setzte er die Ablehnung entgegen: „Ich habe den Leuten noch nichts zu bieten." Vielleicht noch schwerer, als in seinen Meisterjahren, litt Richard in dieser Epoche an den von Klein als Philosophenkrankheit bezeichneten Zweifeln an dem Erreichten. Schließlich — Ende 1875 — brachte ihn Zarncke mit fast burschikoser Gewalt dazu, bei der philosophischen Fakultät in Leipzig um die Venia legendi nachzusuchen: „Sie sind so voll, daß sie platzen — nun machen Sie endlich vorwärts!" (8).

Richard bestand am 29. Oktober 1875 das Colloquium vor Drobisch, Heinze und Wundt. Am 10. Januar 1876 hielt er seine Habilitationsvorlesung „über die Substanz Spinozas". Die Habilitationsschrift behandelt

> Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahung. Leipzig. Fues' Verlag (R. Reisland). 1876. (Zweite Aufl. Berlin J. Guttentag 1903.)

Hatte Richard sich in seiner Spinozaschrift bestrebt, „die Entwickelung einer speziellen Weltanschauung als einen gesetzmäßigen Prozeß unter rein psychologischen Gesichtspunkten zu betrachten", so war er in diesen Prolegomenen bestrebt, „Wurzel, Aufgabe, Methode und Gestaltung der gesamten Philosophie als durch ein allgemeines Prinzip bestimmt zu denken" (9). „Es ist von großer Bedeutung" schreibt mir Herr Professor Joseph Petzoldt, „daß dieses Prinzip des kleinsten Kraftmaßes ein biologisches ist. So werden selbst die abstraktesten Formen des menschlichen Denkens als Aeußerungen eines lebenden Organismus erfaßt, hiermit der alle Metaphysik ablehnende, also positivistische, Standpunkt begründet und der der Kritik der reinen Erfahrung, also der relativistische, vorbereitet: der Mensch ein Stück Natur, das sich nicht über diese Natur erheben, keinen Archimedischen Punkt außerhalb ihrer gewinnen, sondern zuletzt nur sein Verhältnis zu ihren übrigen Teilen, zur „Umgebung", feststellen und sich dieser Umgebung anpassen kann, um sich ihr gegenüber als lebendiger Teil zu behaupten. Diese biologische Seite der Avenariusschen Philosophie wurzelt, ebenso wie die entsprechende des Machschen Standpunktes — Mach erkannte sofort an den Prolegomenen die Verwandtschaft

nach einem Minimumprinzipe vollziehen. Richard griff diesen als mit seiner eigenen philosophischen Denkrichtung übereinstimmend lebhaft auf und gestaltete ihn weiter. Wo Richarden die mathematisch-naturwissenschaftlichen Kenntnisse abgingen, um die Probleme, die sich ihm zudrängten, exakt zu erfassen, half Henke. Keine Schrift Richards ging in die Welt, ohne daß der Freund die Aushängebogen durchgesehen und mit rücksichtslosem Urteil begutachtet hatte. — (8) — Carstanjen, Vierteljahrsschrift f. w. Phil. XX. S. 5. — (9) — Kritik der reinen Erfahrung I. Vorwort S. V.

des Avenariusschen Denkens mit seinem eigenen —, in der großen modernen, von Darwin eingeleiteten biologischen Bewegung."

Noch im selben Jahre begründete Richard im Verein mit C. Göring, M. Heinze und W. Wundt im Reislandschen Verlage zu Leipzig die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie", deren erstes Heft am 19. Oktober 1876 erschien. Sie vertrat den Standpunkt, daß alle Wissenschaft und somit auch alle Philosophie nur auf Grund der Erfahrung möglich sei.

Nur zwei Semester hindurch lehrte der junge Privatdozent in Leipzig. Schon im Frühjahr 1877 wurde Richard als Nachfolger W. Windelbands, dem wieder W. Wundt und Albert Lange vorausgegangen waren, als ordentlicher Professor der induktiven Philosophie an die Universität zu Zürich berufen. Am 25. April 1877 hielt er hier seine Antrittsrede „über die Stellung der Psychologie zur Philosophie" (10).

Damit begannen Richards Meisterjahre. Ehe wir aber die Schilderung seiner Lehr- und Wanderjahre schließen, müssen wir einer Betätigung gedenken, die in den ersteren vielleicht sogar im Vordergrunde von Richards Interessen stand, während der letzteren wenigstens neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten ihren Platz behauptete — seiner poetischen Bestrebungen. Seiner Costanza dankte er die Einwilligung des Vaters in den Berufswechsel oder doch wenigstens den ersten Anstoß dazu. Leicht flossen dem Sprachgewandten die Reime, dabei war er ein guter Vorleser und Deklamator. Die Freunde und Freundinnen lobten freudig seine Verse, besonders wenn solche ihnen selbst gewidmet waren. Die jungen Berliner Musiker Oskar Eichberg und der frühverstorbene Eugen Leuchtenberg vertonten viele seiner Lieder, auch Alexander Ritter hat einen Chor „An die Gleichgesinnten" komponiert. Einige dieser Vertonungen sind veröffentlicht worden, wobei sich der Dichter hinter dem Decknamen „Richard Halmer" versteckt hat. So ergab es sich leicht, daß Richard die Tiefe seines poetischen Könnens überschätzte. Das Eigene, Ursprüngliche ist in seinen Gedichten nicht allzu stark; den Figuren seiner Dramen merkt man gar zu oft die Komposition nach einem verstandesmäßig entworfenen Schema an. Das Beste, was ihm sein Talent gab, ist vielleicht in dem — nicht gedruckten — Zyklus „Aus den Liedern eines guten Gesellen" (abgeschlossen 1873) enthalten. Das Preisen des lieben Wanderns und der fröhlichen Freiheit des fahrenden Sängers darin will mir echter erscheinen, als — in Richards Munde — des guten Gesellen humoristische Zechlieder, auf die Scheffel gar zu sehr abgefärbt hat. Auch zwei mir in Erinnerung gebliebene Novellen aus den sechziger Jahren „Der Geizhals" und „Es ist bestimmt in Gottes Rat" (die Fabel umrankt dies Lied) sind m. W. nicht veröffentlicht worden. Wohl aber hat Richards Witwe pietätvoll zwei seiner Lustspiele als Handschrift drucken lassen: „Probleme", ein „Gesellschaftsbild" in drei Akten (1869 entstanden und Franziska Ritter zugeeignet) und „Ein armer Teufel" (fünf Akte, 1873 geschrieben). Jedenfalls eins dieser Stücke, wenn nicht beide, sind etwa 1874 unter einem Decknamen im Rostocker Stadttheater mit einem Achtungserfolge aufgeführt worden.

— (10) — Abgedruckt in der Vierteljahrschrift f. w. Phil. I Heft 4. — Die Notiz bei Carstanjen, Nachruf, S. 7 Note 1 ist hiernach zu berichtigen.

Am 27. September 1877 verlobte, am 17. März 1878 vermählte sich Richard zu Altona mit Maria Semper, der Schwester des Würzburger Freundes, der Nichte Gottfried Sempers. Sie ward ihm eine aufopfernde Lebensgefährtin im vollsten Sinne des Wortes, die dankbar zu rühmen, der Gatte nimmer müde wurde. Auch an des Mannes wissenschaftlicher Arbeit nahm Maria regsten Anteil: als eifrige Hörerin seiner Vorlesungen, als behagliche Wärme verbreitender Mittelpunkt an den „Systematischen Abenden“ und in der „Philosophischen Gesellschaft“, zu denen sich der Schülerkreis in Richards Heim versammelte.

„Ich und mein Haus wollen in Liebe der Pflicht dienen!“ hatte Richard bald nach der Heimkehr von der Trauung in sein Tagebuch geschrieben. „Wir arbeiten und arbeiten“, setzt er am Sylvesterabend 1878 hinzu, „und erfüllen unsere Pflicht bis zur Selbstaufopferung: und dennoch ist alles, was wir Bestes und Liebstes im Leben haben und gewinnen, eitel Glück und Geschenk! Meine teuren Eltern, die ich jedes Jahr, das ich älter werde, heißer und dankbarer liebe; mein herrliches Weib, dessen beseligende Liebe ich so wenig verdient; mein Amt, das mich erhält und mir erlaubte, Maria an meine Seite zu rufen; die echte Achtung werter Freunde — ach, ich fühle so tief, wie viel ich zu danken habe! . . Was ich Anfang dieses Jahres schrieb, dessen Wahrheit habe ich erfahren: nur in rechter Ehe wird der Mensch komplet.“

In dieser glücklichen Zeit ist auch der Vers entstanden, den Richard in den ersten Züricher Jahren bei Einzeichnung in Stammbücher gern vor seinen Namen setzte:

„Wahnlos und wunschlos!“ Das war einst mein Spruch,
Der weise dünkt' und sicher mir genug,
Drin auszuruhn von ruhelosem Sehnen —
Ach! welch ein Wahn schon, wunschlos sich zu wähnen!

Mit seiner jungen Frau auf ein Landhaus in Wipkingen sich zurückziehend, arbeitete Richard — er hat „manch liebes Mal dabei gebebt und gestöhnt“ — fast gleichzeitig die Hefte zu den Vorlesungen aus, die in das seiner Professur zugewiesene Bereich fielen: über Spinoza, die Geschichte der griechischen Philosophie, Psychologie, allgemeine Pädagogik, formale Logik und die Terminalfunktion.

Ueber Richards akademische Tätigkeit, seine eigenartige Philosophenarbeit, zu sprechen, fühle ich mich nicht berufen. So herzlich ich auch seit meinen Studentenjahren mit dem Bruder gestanden, so viele Briefe ich auch mit ihm gewechselt, soviel Freundliches ich von ihm empfangen habe — die Wege, die uns das Leben geführt, sind doch zu weit auseinander gelaufen. Zudem werden die Tagebücher Richards immer lückenhafter und einsilbiger. Ich lasse daher gern seinen Schülern Friedrich Carstanjen, Maximilian Klein und Joseph Petzoldt das Wort, um das Leben des „Philosophen von Zürich“ in dem letzten Abschnitte seines Lebens zu schildern.

Alle“, sagt Carstanjen, „die Avenarius in diesen zwanzig Jahren gehört haben, sind einig darin, daß er es in hohem Maße verstand, den Hörer zu fesseln. Nicht durch blendenden Glanz der Sprache, durch freien und rhetorisch aufgeputzten Vortrag, nicht durch eine populäre, leicht faßliche Darstellungsform. Was an seinem Vortrag anzog, das war die Exaktheit seiner Darstellung, die Lückenlosigkeit der

Gedankenfolge, die mit befreiender Sicherheit zu dem Resultate hinführte. Wie man sich im Gebirge dem Führer vertrauend anschließt, so folgte man dem sicheren Leiter durch das Gebiet der Erkenntnis und hatte, auch wenn man nicht über diesen Begriff verfügte, das Gefühl eines systematischen Genies. . Ruhig und ernst pflegte er auf dem Katheder zu stehen und seine Gedanken vorzutragen, in kurzen Zwischenräumen den Blick zum Manuskript senkend, Wiederholungen jeder Art vermeidend und dadurch die angestrengteste Aufmerksamkeit fordernd. Nur selten flocht er eine Bemerkung, einen Einfall in seine Ausführungen ein und das geschah dann zumeist mit feinem Lächeln." Wer sich von seinen freilich erst allmählich zahlreicher werdenden Hörern und Hörerinnen einmal in diese Strenge des Vortrages hineingewöhnt hatte, der hing mit unermüdlichem Eifer an seinen Lippen: Richard bildete sich einen Kreis von begeisterten Jüngern. Auch mein jüngerer Bruder Ferdinand gehörte fast drei Jahre lang dazu. Richard plante sogar die gemeinsame Ausarbeitung einer Aesthetik mit ihm, bis Ferdinand durch seine besondere Begabung auf andere Wege gewiesen wurde.

Zu Richards Einfluß auf die Jüngeren trug freilich nicht zum wenigsten seine Persönlichkeit bei, die Art, wie er sich im eigenen Hause zeigte: zu diesem stand seinen Schülern und Schülerinnen (11) schon aus Anlaß der dort abgehaltenen Privatissima der Zugang stets offen. „Es hatte", sagt Klein, „seinen eigenen Reiz, in der Avenariusschen Familie die Kontraste der Naturen beider Gatten zu beobachten: Frau Avenarius eine Niederdeutsche, fest und energisch, mehr ruhig als rasch, ausdauernd, dazu gutmütig und heiter. Ihr Gatte aber vor allem in geistiger Hinsicht die Beweglichkeit selbst, im Leben zum Vermitteln geneigt, sehr lebhaft und rasch im Denken und Handeln, dazu heiter, freundlich und, wenn er nur leidlich gesund war, von einem unerschöpflichen Humor. ‚Meine Frau', meinte er scherzend, ‚hat mich meiner dummen Einfälle und Witze wegen geheiratet.' Gesellig und gefällig war er. Er war nicht nur selber frohlaunig, er hatte auch Gefallen an der frohen Laune Anderer. Er war ganz und gar keine steife Persönlichkeit. . Es ging immer munter und lebhaft bei ihm zu, manchmal sogar sehr lebhaft, wenn's sich z. B. um Grundsatz-Fragen handelte und die Verfechter verschiedener Standpunkte lebhaft an einander gerieten. Lebhaft, sage ich: in der Tat, das konnte man Avenarius gegenüber sein, sogar hitzig. Denn er konnte andere Meinungen, sogar sehr lebhaften Widerspruch hören und vertragen, eine Eigenschaft, die in Philosophenkreisen nicht gerade eine regelmäßige Erscheinung sein soll. Nie ist mir bei Avenarius eine Unduldsamkeit aufgefallen, nie ein rundweg absprechendes Urteil gegenüber Gegnern. Er suchte vielmehr sich die gegnerischen Ansichten in ihrem Kerne klar zu machen, aus ihm heraus das Verständnis für sie zu erreichen und der Ansicht die guten Seiten abzugewinnen. Wie seine Philosophie die Unduldsamkeit ausschließt und die gegnerischen Ansichten als Entwicklungs-

— (11) — Eine Schülerin Richards, Dr. Ella Mensch, sagt in einem Zeitungsaufsatze: „Seltsam, aber keineswegs unsympathisch mußte uns berühren, daß ein Professor, der sich nie entschließen konnte, in seiner Anrede neben ‚meine Herren' auch ‚meine Damen' zu sagen — mochten diese auch ebenso zahlreich vertreten sein —, Professor Richard Avenarius, als Mensch den Studentinnen das liebenswürdigste und gastlichste Entgegenkommen bewies."

stufen betrachten lehrt, die aus dem Erhaltungskampfe mit Notwendigkeit hervorgehen, so hielt er es getreu auch im wirklichen Leben."

Gleichwohl: ein „Weltweiser" im alten Sinne des Wortes — die Wahrhaftigkeit gebietet den Zusatz — ist der „Philosoph von Zürich" nicht gewesen, trotz seines Humors und seiner Freude am Humor keine im tiefsten glückliche Natur. Manche seiner menschlichen Eigenschaften standen zu anderen in seltsamem Widerspruch. Oft neigte er zur Selbstquälerei und versagte sich die Erfüllung von Wünschen, nach der er doch sehnlichst verlangte und die er sich leicht hätte verschaffen können. Und mit solcher Selbstquälerei machte er bisweilen auch Anderen, die er liebte und die ihn liebten, das Leben nicht leicht.

Die literarischen und künstlerischen Strömungen wurden in Richards Hause eifrig verfolgt — war es doch auch Zürichs große Zeit, in der Gottfr. Keller, C. F. Meyer und Arnold Böcklin auf der Höhe ihres Ruhms neben einander wirkten, während von den „Alten" immerhin noch Scherr und Kinkel redeten und reden machten. Richards Arzt und auch seinen philosophischen Arbeiten mit regstem Verständnis folgender Freund Dr. Seitz bereicherte neben Amtsgenossen aus Zürich und aus der Ferne oft den Kreis, in dem auch moderne Tagesfragen eifrig hin- und hergewendet und Neuerscheinungen aller Art eingehend besprochen wurden. Carl und Gerhart Hauptmann, Ilse Frapan, Karl Weitbrecht u. A. lasen ihre dichterischen Arbeiten vor. Die alljährlichen Kunstausstellungen in München zu besuchen, ward nicht versäumt und manches Bild von dort heimgebracht.

So vergingen die ersten Züricher Jahre. Die angestrengten Arbeiten für die Vorlesungen kamen allmählich zur Ruhe. Was Richard schon seit Jahren in Grundzügen und Umrissen vorgeschwebt, ward fast zur alleinigen Aufgabe: die Ausarbeitung „seines Buches", wie er es schlechthin nannte, seines Lebenswerkes, der allgemeinen Theorie alles menschlichen Denkens und Handelns, der Kritik der reinen Erfahrung.

Die zehn Jahre", sagt Carstanjen, „die bis zur Veröffentlichung des ersten Bandes der ‚Kritik' folgten, waren ausgefüllt mit einer geistigen Arbeit, wie sie intensiver und andauernder zu denken kaum möglich ist." Die „Kritik" war Richard zur Krisis des eigenen Lebens geworden. „Je mehr er sich vertiefte, je mehr er las, dachte und schrieb, desto mehr stürmten die Probleme auf ihn ein mit ihrer ganzen ungeheuren überwältigenden Vielfältigkeit und Vielseitigkeit." — „Nach immer neuen Seiten erschlossen sich formale Zusammenhänge des behandelten Erkennens, immer mehr neue materiale Einzelwerte strömten zur Einführung herzu", heißt es im Vorwort zur Kritik der reinen Erfahrung. Die schier erdrückende Masse des zu bewältigenden Stoffes war es, die sich auf Richard legte, „ihm keine Ruhe mehr lassend zu keiner Stunde des Tages und fast der Nacht, die er mit Riesenanstrengung zu durchschauen, zu bewältigen, zu zergliedern und zu lösen suchte — die Problemhydra mit immer wieder wachsenden Köpfen, die ihn zu umstricken und zu vernichten drohte und der er dennoch trotz seines zarten Körpers mit seinem Denkergeiste Herr wurde."

Freilich, sobald die Ferien kamen, zog er aus ins Gebirge der Schweiz und Tirols, nach Italien. Aber seine Gedanken gingen mit ihm. Seine Gattin führte ihn nach Venedig, um ihm auf ärztliches Anraten Zerstreuung zu verschaffen. Aber für ihn gab es keine Zerstreuung. Nachts saß er auf, Notizen machend; von Venedig sah er nichts; am Lido ging er auf und ab und schrieb in seine schwarzen Heftchen, bis die Fieberschauer kamen und ihn schüttelten und aufs Krankenbett warfen. Mit dem Typhus kehrte er heim. Auf dem Rigi und im Oetztal suchte er, nach langer Zeit genesend, seine Kräfte wieder zu heben. Aber kaum trat das ein, als auch die Arbeit wieder begann. Schon längst hatte er die Wohnung gewechselt und war näher an die Universität, in die Vorstadt Hottingen, gezogen. Den Gehängen des Zürichberges nahe, pflegte er hier auf einsamen Spaziergängen, an den Aussichtsstellen zu arbeiten und seine Gedanken zu skizzieren, so der späteren Ausführung und endgültigen Anordnung vorarbeitend" (12). —

Aber trotz aller Ueberarbeitung, aller durch sie gebrachten Leibesnöte blieb Richard, seiner Mission sich bewußt, aufrecht und fest. An seinem vierzigsten Geburtstage schreibt er, seine Jugend verabschiedend, in sein Tagebuch: „Es ist doch eine gewaltige Torheit, um den abgelebten Lebensteil zu trauern. Als ob die Jahre an sich einen Wert hätten! Ganz abgesehen von dem Egoismus und der Eitelkeit. Muß denn auch die Hälfte der Leistung, der Tat dahin sein? Die Hälfte des Weges zu jenem Ziel, dem stets mein „Vorwärts!" galt? Und darauf kommt es an. Jahre, bleibt mir nur treu, bis ich mein Werk in Schrift und Lehre so leidlich zu Ende geführt! Noch gilt es zu schaffen und so lange ich noch schaffen kann — wozu dann der Trauer? Und noch sind die Schaffensjahre nicht vorüber. Und so laßt uns nicht verweilen, denn die Arbeit ruft und die Zeit drängt. Also — vorwärts!" —

Als das Werk sich seinem Abschlusse nahte", fährt Carstanjen fort, „begann Avenarius seine Theorie, noch ehe sie gedruckt war, in Vorlesungen darzulegen. Wenige waren es, die ihm Interesse dafür entgegenbrachten und die notwendige geistige Kraft dazu besaßen. Denn gar gewaltige Anforderungen stellte seine Lehre. Verlangte sie doch nicht weniger, als ein völliges Aufgeben jeder bisherigen philosophischen Denkungsweise, ganz abgesehen von der Erlernung (ich möchte fast sagen) einer ganz neuen Sprache. Denn sich beziehungsfreie Ausdrücke zu schaffen, lag Avenarius so sehr am Herzen. Er wollte lieber gar nicht verstanden, als mißverstanden werden."

Endlich im Mai 1888 erschien der erste Band der „Kritik der reinen Erfahrung" (13). Zwei Jahre später folgte ihm der zweite, doppelt so starke.

Am Ostersonntage 1888 hatte Richard im Vorwort geschrieben: „Der Entschluß, die folgenden Untersuchungen nunmehr dem Druck zu übergeben, ist mir wahrlich nichts weniger als leicht geworden. Galt es doch, nicht nur einen intensiven

— (12) — Carstanjen, Nachruf S. 8. 9. — (13) — Band I Leipzig, Fues Verlag (R. Reisland) 1888. Band II Leipzig, O. R. Reisland 1890. — Zweite, nach hinterlassenen Aufzeichnungen verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Petzoldt. Band I Berlin. F. Guttentag 1907, Band II Leipzig O. R. Reisland 1909. — Von einer Uebersetzung ins Russische (von Fedorow) erschien Band I 1907, Band II 1908 im Verlage von Schestawskoj & Fedorow zu Petersburg.

subjektiven Widerwillen, sondern auch gar viele und große objektive Bedenken zu überwinden! Hätten nicht jüngere Forscher, die mit den hier niedergelegten Ansichten durch meine Vorlesungen bekannt und befreundet wurden, mir immer dringender nahe gelegt, daß es sich nun nicht mehr darum handele, von einem Recht für mich Gebrauch zu machen, sondern eine Pflicht gegen sie zu erfüllen — ich gestehe, ich würde es vorgezogen haben, das Werk, von dessen mannigfachen Unvollkommenheiten niemand mehr als ich selbst überzeugt sein kann, lieber noch — wer weiß, für wie lange? — zurückzubehalten, um es vorerst durch immer neue Zusätze und Verbesserungen in kleinen Schriften zu fördern in Richtung auf das Ideal, das vor Jahrzehnten der eigene jugendliche Mut geahnt, seit vielen Jahren der reifenden Arbeit vorgeschwebt und das doch, je weiter ich fortschritt, desto weiter und weiter und dann endlich in unabsehbare Ferne zurückwich." —

Nach Abschluß seines Hauptwerkes erschienen nur noch kleinere Arbeiten Richards. Zunächst — der Gattin gewidmet —

Der menschliche Weltbegriff. Leipzig O. R. Reisland 1891. (Neue Ausg. ebenda 1905),

nicht eigentlich eine „neue" Schrift, in manchen Teilen älter als die „Kritik", vom Verfasser selbst im Gespräch wohl als „meine Metaphysik" bezeichnet (14). Endlich die

Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie in der Vierteljahrsschrift f. wiss. Phil. XVIII, 2. 4. XIX, 1. 2.

Als nächstes größeres Werk dachte er eine Ethik zu verfassen. „Von den Trollhätta-Fällen schrieb er 1894 heim: ‚Jetzt weiß ich, was ich noch leisten möchte, eine Freilicht-Ethik', ein hübsches Wort für den allgemeinen, freien, großen Charakter, den seine Ethik unzweifelhaft getragen hätte" (15).

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser familiengeschichtlichen Blätter, das von Richard begründete philosophische System des Empiriokritizismus näher zu kennzeichnen. Zur Gewinnung eines oberflächlichen Ueberblickes sei auf die gedrängten Darstellungen Carstanjens und Kleins verwiesen. Hier nur soviel mit des Ersteren Worten (16):

Wie bei jeder Wissenschaft, so ruht das Hauptgewicht der Lehre von Avenarius auf seiner Methode. Und diese Methode ist die reine Beschreibung des Vorgefundenen. Man hat Anstoß genommen an diesem ‚Beschreiben' und gemeint, wenn man die ‚Bewußtseinserlebnisse' blos ‚beschreiben' wollte, dann wäre die Philosophie überhaupt keine Wissenschaft. Als Wissenschaft müsse sie doch die Gesetzmäßigkeit aufsuchen, welche den Tatsachen zu Grunde liegt. Für Avenarius lag die Sache so: Letzten Endes ergeben sich alle Gesetze und Gesetzmäßigkeiten aus dem Bekanntsein der Gesamtheit aller Bedingungen. Demgemäß mußte es als erste Aufgabe der Wissenschaft hingestellt werden, zuvörderst einmal alle Bedingungen

— (14) — Carstanjen, Nachruf S. 30. — (15) — Carstanjen, ebenda S. 31. — Richards handschriftlichen Nachlaß hat sein Schüler Carl Hauptmann geordnet. — (16) — Nachruf S. 13 ff. Siehe — abgesehen von Petzoldts tiefpflügenden Schriften (Note 18) — auch Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie III, 2. S. 218 ff. — W. Wundt, Philos. Studien XIII. — Weitere Literaturangabe bei Carstanjen a. a. O. S. 28. 29.

kennen zu lernen und aufzustellen, da ohne diese sich die Inhalte der Gesetzmäßigkeiten nicht auffinden lassen. Geht man umgekehrt zu Werke, so wird den ‚Gesetzmäßigkeiten' eventuell die erste wissenschaftliche Grundlage fehlen; sie werden dann als mehr oder weniger willkürlich spekulative von Forscher zu Forscher, von Schule zu Schule wechseln, während nur diejenigen von Dauer sein werden, welche zugleich die erste Forderung erfüllen und die Gesamtheit der Bedingungen umschließen. So hatte sich für Avenarius das Hauptgewicht der Wissenschaft verschoben. Er geht zwar aus, wie überhaupt jeder Forscher, von der rein formalen Annahme einer durchgängigen Gesetzmäßigkeit — aber nicht nach dem metaphysischen Schema des Kausalgesetzes von Grund und Folge, sondern nach dem naturwissenschaftlichen Verhältnis von Bedingungen zum Bedingten. Wenn diese Bedingungen in ihrer Gesamtheit da sind, so ist auch das Bedingte da. Zu diesem allgemeinen Verhältnisse sucht er nun an der Hand der Beobachtung die einzelnen Inhalte. Hierdurch ist auch die Eigenart seines Beschreibens berührt. Am besten läßt sich die Frage nach dem Wesentlichen der ‚reinen Beschreibung' so beantworten, daß sie eine Darstellungsart sei, die sich freihält nicht nur von allen und jeden metaphysischen Voraussetzungen und spekulativen Beimischungen, sondern von allen dogmatischen, der Veränderung unterworfenen Beimischungen überhaupt. Während man sich in letzter Zeit von den verschiedensten Seiten dieser Forderung prinzipiell nicht mehr verschließt, so ist doch Avenarius weit radikaler als andere, weit schärfer und konsequenter gegen solche dogmatische Beimischungen vorgegangen. Es ist schon mißverständlich, wenn wir sagen, die reine Beschreibung sei erfahrungsgemäße Wiedergabe des Vorgefundenen, ganz abgesehen davon, daß wir mit der ‚unmittelbaren Erfahrung' gar nicht auskommen. Denn z. B. der Idealist, der die Welt als seine ‚Vorstellung' ‚vorfindet' und sie solcher Art wiedergibt, auch der ‚beschreibt' einfach. Aber was seine Beschreibung von der durch Avenarius angewandten trennt, ist dies, daß der Idealist von einer dogmatischen These ausgeht: Welt = meine Vorstellung."

Die Theorie von Avenarius geht völlig dogmenlos zu Werke (17). Sie nimmt weder Bewußtsein, noch Denken, noch Empfinden, sie nimmt kein Wollen, keine Vermögen, keine Seele oder psychische Substanz, kein Psychisches überhaupt als Ausgangspunkt an; sie verneint jede dualistische Auffassung, entscheidet sich aber auch nicht für eine monistische, sie vernichtet den philosophischen Idealismus kritisch, hebt aber auch nicht den Realismus auf den Schild — ja, sie betrachtet selbst das Verhältnis von Ursache und Wirkung schon als Ausfluß einer Theorie d. h. als unbrauchbar für die Voraussetzung, von welcher auszugehen sei. Die Behauptung, daß nach Abstreifung all dessen eine Philosophie und Psychologie gar nicht mehr möglich sei und nicht gedacht werden könne, liegt nahe und ist gemacht worden. Aber man braucht sich nur in die ‚Kritik der reinen Erfahrung' zu vertiefen und wird sehen, daß es dennoch möglich ist."

Ernstlich war ich bemüht, einen Standpunkt über den Parteien zu gewinnen', so oder ähnlich sagt Jeder im Vorwort eines neuen philosophischen Werkes;

— (17) — Klein sagt: „Man kann Avenarius den Darwin der Philosophie nennen. Was für Darwin Lamarck war, das war für Avenarius Fechner."

aber Avenarius allein hat es auch erreicht. Dadurch haben für seine Lehre die Bezeichnungen Idealismus und Realismus, Psychisches und Physisches, Subjekt und Objekt u. s. w., welche nur als Gegensätze Sinn haben, ihre Bedeutung verloren, genau, wie der Terminus ‚Innenwelt' seine Bedeutung verloren hat, sowie man die ‚Außenwelt' aufgab. Indem Avenarius allen Spezialtheorien und Dogmen für seine allgemeine Theorie auswich, bestand für ihn die reine Beschreibung in dem Auffinden der Gattungsbegriffe, der Zentralbegriffe zu den gegensätzlichen philosophischen Art- und Unterbegriffen, in der Aufstellung des Einheitsbezuges zwischen allen Richtungen des menschlichen Denkens und Handelns. Fragte ein Ungeduldiger Avenarius nach der Quintessenz seiner Lehre, so pflegte er wohl mit dem geistesverwandten Ausspruche Goethes zu antworten:

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie Alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

In neuerer Zeit, wo der Empiriokritizismus vor allem durch die Arbeit seines unermüdlichen Vorkämpfers Joseph Petzoldt (18) so erfreuliche Fortschritte macht, pflegt Richards Name mit denen von Schuppe und Mach zusammen genannt zu werden. Ich habe es daher mit besonderer Dankbarkeit zu begrüßen, daß mir Herr Prof. Dr. J. Petzoldt selbst für meine bescheidene Schrift die folgenden Bemerkungen über die Beziehungen dieser drei Forscher freundlichst zur Verfügung gestellt hat:

Richard Avenarius philosophische Bestrebungen, insbesondere seine grundsätzliche Auffassung des gegebenen Wirklichen sind den Anschauungen Wilhelm Schuppes und denen Ernst Machs verwandt. Es ist von Wichtigkeit, daß die drei Forscher in völliger gegenseitiger Unabhängigkeit von einander zu ihren Auffassungen gelangten. Persönlicher Verkehr hat zwischen ihnen überhaupt nicht bestanden, und soweit sie brieflich mit einander in Verbindung getreten sind, — was zwischen Mach und Avenarius aber nicht einmal der Fall war —, geschah das erst nach der Veröffentlichung ihrer Hauptschriften und diese sind auch bei keinem der drei durch die Schriften der anderen beeinflußt worden. Somit zeigt schon die Verwandtschaft ihrer Gedanken — die übrigens bei der originellen Form, die ihr jeder gegeben hat, keineswegs an der Oberfläche liegt — die historische Bedingtheit und Notwendigkeit ihres Auftretens. Sie haben eine entscheidende Wendung des philosophischen Denkens herbeigeführt, eine Wendung, wie sie größer auch sonst an keinem der entscheidenden Punkte in der Geschichte der Philosophie

— (18) — Man sehe besonders Petzoldts ausführliche Anzeige des ersten Bandes der „Kritik" im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1889, seine „Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung", Leipzig 1900, in der er namentlich das letzte Kapitel des ersten Bandes einer leichten, verständlichen, freien Darstellung des Hauptinhalts von Richards „Kritik" widmet, und seine Vorrede zum zweiten Bande der von ihm besorgten zweiten Auflage dieses Werkes selbst. In der Schrift: „Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus", Leipzig 1906, unternimmt Petzoldt die geschichtliche Einreihung der Philosophie Richards.

gemacht worden ist. Wenn sich die herrschende idealistische Philosophie immer noch gleichgiltig oder ablehnend gegenüber der neuen Richtung verhält, so beweist das nur, wie tiefgreifend der Unterschied der neuen Weise, sich mit den Dingen ins Gleichgewicht zu setzen, gegenüber den alten Denkgewohnheiten ist."

Die Beziehungen der Ansichten der drei Forscher zu einander können hier nicht näher dargelegt werden, nur ein paar Literaturangaben und ein allgemeiner Hinweis mögen gestattet sein. Für das Verhältnis von Avenarius zu Schuppe kommen in erster Linie in Betracht: Schuppe, „Die Bestätigung des naiven Realismus. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Avenarius", Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philos. XVII 1893, S. 364—388, und die Bemerkungen von Avenarius dazu (ebenda). Vgl. ferner: Willy, Das erkenntnistheoretische Ich und der natürliche Weltbegriff, ebd. XVIII 1894, S. 1—28, und Petzoldt, Einführung i. d. Philos. d. r. Erf., 1904 II, S. 319—324. Ueber sein Verhältnis zu Avenarius hat sich Mach selbst geäußert in der zweiten und den folgenden Auflagen der „Analyse der Empfindungen". Dort hat Mach auch die Darlegungen Wlassaks mitgeteilt, die er über diesen Punkt von ihm erbeten hatte (a. a. O. 2. Aufl. 1900, S. 35—42)."

Am besten, glaube ich, wird man die Frage nach dem Verhältnis der drei Denker beantworten können, wenn man beachtet, was jeder von ihnen für die vollständige Aufhebung der Substanzvorstellung getan hat. Betrachten wir nämlich die gesamte Geschichte der europäischen Philosophie unter dem Gesichtspunkte dieser Vorstellung, so kommt in die scheinbar so wirren Linien der Gedankenentwicklung große Klarheit und übersichtliche Ordnung. Jede Weltanschauung läßt sich in ihrem Kern durch die Stellung sehr deutlich charakterisieren, die sie ausdrücklich oder stillschweigend dem Substanzbegriffe einräumt. Die Schaffung dieses Begriffs, seine Ausbildung, seine Differenzierung in die Begriffe der materiellen und der immateriellen Substanz, die Wiederaufhebung dieser Differenzierung und schließlich die Erkennung und Beseitigung der letzten Reste des Substanzbegriffs, das ist die Geschichte der Philosophie, das sind, um einen der wichtigsten Avenariusschen Begriffe anzuwenden, die Etappen einer einzigen, sich über die Jahrtausende erstreckenden Vitalreihe, deren Finalabschnitt durch Schuppes Denken unmittelbar vorbereitet, durch die Lebensarbeit von Mach und Avenarius aber verwirklicht wird."

Denn ganz in der Richtung der Aufhebung der Substanzvorstellung liegt Schuppes Lehre, daß wir in der Wahrnehmung den Gegenstand unmittelbar und nicht etwa blos seine Erscheinung ergreifen, hinter der sich, ewig unerkennbar, das Ding an sich verberge; daß der wahrgenommene Gegenstand nicht etwa nur ein Erzeugnis unserer Subjektivität, sondern objektiv, für alle ihn Wahrnehmenden ein und derselbe sei; daß somit die wahrgenommene Welt aus sich selbst heraus ohne jeden Zusatz verstanden werden könne. Während hingegen sein Festhalten an dem die Dinge vorfindenden subjektiven Ich im Gegensatz zum vorgefundenen objektiven Ich auch noch ein Festhalten an der geistigen Substanz bedeutet."

Mach aber bekämpft in der Realität der Atome und Kräfte, des absoluten Raumes, der absoluten Zeit und der absoluten Bewegung, überhaupt in der mechanischen Naturansicht eben die Substanz. Den gleichen Sinn hat seine Ab-

lehnung der alten Kausalvorstellungen und ihre Ersetzung durch den Begriff der funktionellen Abhängigkeit; seine Anschauung, daß die wesentliche Aufgabe der Wissenschaft eine möglichst ökonomische Darstellung des Tatsächlichen ist, und daß es zuletzt keine andere Erklärung der Vorgänge geben kann, als ihre begriffliche Beschreibung; seine Kritik der Begriffe der Masse, Elektrizitätsmenge, Temperatur, Energie u. s. w. und seine biologische Fundierung des Psychologischen.

Und so ist auch das Werk von Richard Avenarius zu verstehen. Während aber Mach in erster Linie die mechanische Weltanschauung auf dem physikalischen Gebiete ausrottet, so Avenarius vor allem auf dem psychologischen. Keineswegs ist die Uebertragung mechanistischer Vorstellungen auf das psychologische Gebiet mit der Psychologie Herbarts gefallen. Solche ungerechtfertigten Uebertragungen, die als mechanische gar nicht erkannt werden und noch heute ganz üblich sind, sind das Webersche Gesetz in der Fechnerschen Formulierung, die Lehren von der Verschmelzung der Empfindungen und der Vorstellungen, von der Apperzeption, von den Assoziationsgesetzen, von der Lokalisation der Vorstellungen und von dem Zum-Bewußtseinkommen der Sinnesempfindungen im Gehirn, von ihrer Projektion nach außen, von der psychischen Kausalität und von den unbewußten Vorstellungen. Nichts von diesen Dingen finden wir mehr in der Kritik der reinen Erfahrung. Sie hat die psychische Kausalität, den Voluntarismus, die Apperzeption, überhaupt jedes Moment der Aktivität aus der Psychologie vollständig beseitigt, und das heißt eben: sie hat mit der Substanzvorstellung auf psychologischem Gebiete vollständig gebrochen. Und wie in der ‚Kritik der reinen Erfahrung', so ist auch im ‚menschlichen Weltbegriff' die Aufhebung der Substanzvorstellung das unausgesprochene Leitmotiv. Die Introjektion oder Einlegung der wahrgenommenen Sachen in den Wahrnehmenden macht eben dessen „Inneres" zu einem sie Habenden, sie Besitzenden, also zu einer geistigen Substanz, und so bedeutet die Ausschaltung der Introjektion, die jene Schrift vornimmt, eben die Aufhebung der immateriellen Substanz. Ausdrücklich und prinzipiell aber hatte Avenarius schon in der Habilitationsschrift die Substanzvorstellung beseitigt." —

Einen plötzlich durchschlagenden positiven Erfolg seiner „Kritik" hatte Richard selbst nicht erwartet. Er kannte sehr wohl jenes Goethesche Wort: „Jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung und ist, wie sie sich zu realisieren beginnt, kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden." Aber zum mindesten hatte er einen negativen Erfolg erhofft: eine Kritik, einen Widerspruch, einen Angriff. Das ganz Unerwartete, Unvorhergesehene trat ein: die Fachgenossen schwiegen. In den wenigen Fällen, wo Zeitschriften überhaupt von Richards Werke Notiz nahmen, beschränkten sie sich auf kurze Inhaltsangaben. Sonst blieb alles still. ‚Das war', meint Carstanjen, ‚nun freilich sehr begreiflich. Ratlos standen alle vor diesem Buche und seiner Sprache, seinen Formeln, seiner ganzen Betrachtungsweise und, ehe sie sich selbst Blößen geben wollten, schlugen sie lieber das Buch zu, legten es beiseite und schwiegen. Dessen Verfasser aber hätte verzweifelnd rufen mögen: Heran! Greift an! Stoßt zu! — besaß er doch die Mittel zur Verteidigung in hohem Maße. Aber es kam keiner. Einsam und unbeachtet blieb er stehen. Nicht ganz ohne eigenes Verschulden. Avenarius, der selbst

allgemeine Pädagogik vortrug und darin als eins der ersten Prinzipien das allmähliche Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten aufstellte, er hat mit seinem eigenen Werke diesem Satze zuwidergehandelt. Er gab das Neue, Ungewohnte, Unbekannte, ohne zu ihm hinzuleiten, ohne den Weg zu weisen, wie er selbst zu seinen Resultaten gekommen, oder, wie seine Leser von ihrem Standpunkte aus zu seinem gelangen könnten." Richard hat die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten wohl gesehen, aber unterschätzt: „Wenn ich bedenke", sagt er im Vorwort (S. XIX), „wie wenig es ist, was ich nunmehr in greifbarer Gestalt vorlege, so fühle ich wohl, wie viel mehr es hätte sein können, hätte ich mich näher an das herkömmliche Verfahren gehalten. Wie viel mehr — in der gleichen Zeit, aber nicht mit der gleichen Last! Wie viel mehr, wie viel leichter — und wie viel dankbarer! Aber was überhaupt für mich zu erreichen war, konnte ich eben doch nur auf dem Wege erreichen, welcher der meine wurde."

„So haben wir hier die Erscheinung eines Baues, der, abgetrennt vom Festland des übrigen Forschungsgebietes, einsam dasteht und der auch einsam bleiben wird, bis durch die Vermittelungsarbeiten historischer und systematischer Art die Brücke geschlagen wird, über welche dann bequem der Pilgerstrom zu seinen Pforten gelangen kann, und durch welche auch dieses einsame Werk einbezogen werden wird unter die gemeinsamen Güter der Gebildeten aller Nationen". (19)

Es ist", sagt Carstanjen, „eine Selbsttäuschung, der sich vielfach Gelehrte und Künstler hingeben, wenn sie glauben, ohne die Anerkennung ihrer Leistungen durch die Zeitgenossen auskommen zu können. Das Fehlen der Anerkennung war es im Grunde, was Avenarius das Leben verbitterte, was ihm wie ein Wurm am Herzen fraß." Ich meine, das ist zu eng gefaßt. In den langen Jahren schwerster, einsamer Arbeit, die vor dem Erscheinen der „Kritik" lagen, hatte Richard tröstlich die Hoffnung gewinkt, wenn „sein Buch" erst herausgekommen sei, dann werde für ihn zunächst ein Zeitraum des Glückes der mit Vielen gemeinsamen Arbeit kommen. Da werde auf der einen Seite zunächst der Aufmarsch der Jünger der neuen Lehre, auf der anderen der der Gegner beginnen. Dann werde das leichte und schwere Geschütz drüben und hüben zu spielen anheben und eine fröhliche Schlacht der Geister werde geschlagen werden, deren Lorbeer den Seinen sicher sei. Dann sei es eine Lust zu leben. „Rein und mutig" stand Richard zu seinem Werke. Nun war der freudige Kampfruf in leere Luft verklungen; nicht einmal ein Widerhall warf des Einsamen Stimme aus dem Schweigen ringsum zurück. Die in stiller Arbeit geschmiedeten Waffen, deren Sicherheit und Schärfe bei Hieb und Stoß nun erst im Geisterkampfe erprobt werden sollte, sie blieben unbeachtet bei Seite liegen.

— (19) — Carstanjen, Nachruf S. 12. — H. Potonié sagt: „Langsam aber sicher wird für die Naturforscher das Alles erhellende Licht, das uns Avenarius gebracht hat, aufgehen. Gleichwie ein fernes, neu auftauchendes Gestirn uns erst nach vielen Jahren sein Licht sendet und wie wir dasselbe noch genießen, wenn das Gestirn selbst schon längst wieder verloschen ist, so wird auch die Leuchte, die Avenarius entzündet hat, der Allgemeinheit erst nützen, wenn das Zeitalter des Philosophen versunken ist." Naturwiss. Wochenschrift. 1896. S. 425.

Richard zermarterte sich den Kopf vergebens nach einer Erklärung. Sie lag so nahe. Sagt doch mit gelassener Weltkenntnis Hans Sachs in den „Meistersingern“, als Walter Stolzing vor der Zunft so gründlich „versungen und vertan“:

Der hat ganz und gar verloren
Und Meister wird er in keinem Land,
Denn wer als Meister ward geboren,
Hat unter Meistern den schwersten Stand.

Nahm etwa keiner im deutschen Vaterlande den Handschuh auf, weil der Kampfruf jenseits der Reichsgrenze erhoben und nicht schmetternd genug durch Deutschland geklungen war? Sicherlich war das nicht der Grund des Schweigens, aber Richard kam in seiner Not auf den Gedanken. Eigentlich heimisch geworden war er in Zürich nie recht, so sehr ihn auch die herrliche Lage der Stadt entzückte und so dankbar er das Entgegenkommen der Schweizer Behörden anerkannte. Die niedersächsische Gattin vermochte sich leichter in die allemannische Herbheit hineinzuleben. Richard begann sich jetzt in der Schweiz tief unglücklich, im „Elende“ der Fremde, zu fühlen, schier vergehend vor brennender Sehnsucht nach der deutschen Heimat, wo er Liebesbande, wo er seine Welt zu finden hoffte. Mit Freuden hätte er eine Berufung an die kleinste reichsdeutsche Universität begrüßt: aber ein Jahr nach dem andern verging, ein Lehrstuhl nach dem andern ward besetzt, — Richards Name ward nicht genannt. Doch ja: einmal war er in Frage, aber da hieß es, man wolle doch lieber Jemand berufen, der „nicht Spezialist“ sei, einen „Philosophen für weitere Kreise“. „Habe ich wirklich nur für engere Kreise gelesen?“ schreibt Richard bitter in sein Tagebuch.

Dann kamen Vorboten, daß es mit der Gesundheit und körperlichen Kraft zu Ende gehe, die lange Ueberarbeitung sich räche. „Daß ich überhaupt noch lebe, danke ich allein meiner guten Frau“, hat er oftmals gesagt. Aber auf die Dauer war auch die liebevollste Pflege machtlos.

Richards Tagebuchaufzeichnungen werden immer spärlicher und düsterer. An seinem fünfzigsten Geburtstag schreibt er: „Es scheint mir töricht, vom fünfzigsten Jahre an noch mit jenem Worte (Vorwärts!) für mich zu schließen, mit dem ich sonst gleichmäßig, wenn auch nicht mit gleicher Bedeutung schloß. Freilich — mein Spätnachmittag hätte wohl noch mancherlei zu tun: der Empiriokritizismus bedarf ja gar sehr der Durch- und Weiterbildung; aber die Kraft erweist sich sofort, wenn sie an diese Arbeit gehen will, als gebrochen. Also auch meinem Schaffen kann ich verständigerweise mein altes Schlußwort nicht mehr zurufen. Wäre es nun verständiger, wenn ich es meinem Lebenswerk zuriefe, das doch hinaus in das große, allgemeine, mich überlebende Leben soll, um dort sein ‚Werk‘ zu tun? Sei's drum! Aber nur: ein für alle Mal! Also in diesem Sinne — ein für alle Male — noch ein letztes Mal: Vorwärts!“

Aus dem Juni 1893 stammt ein loses Blatt:

Freue dich des frischen Grünes,
Freue dich des Sonnenscheins,
Freue dich des Vogelsanges,
Dieses Stündleins ohne Schmerzen.

Richard Avenarius.

Alles, was du je erhofftest,
Alles, wofür du gerungen,
Wofür du unendlich littest:
All das hast du ja verloren. —

Freu dich denn des frischen Grünes,
Freue dich des Sonnenscheins,
Freue dich des Vogelsanges,
Dieses Stündleins ohne Schmerzen. —

Am Sylvester verabschiedet Richard das Jahr 1893, in dem ihm die Mutter und ein „guter Gesell aus alten Tagen", sein Schwager Karl Semper, gestorben war, mit dem kurzen Wort: „es hat nur genommen."

Im Februar 1894, als wieder einmal ein deutscher Lehrstuhl durch einen Anderen besetzt war, schreibt er bei einem einsamen Spaziergange auf dem Zürichberge auf ein Blatt Papier:

Als ich noch stand in jugendfrohen Tagen,
Wo „eingebildet" alle Leiden waren,
Wie fand bei jedem so geträumten Leid
Befreiend Wort sich, Vers und Lied, bereit.

Ein letztes Hoffen gab's in diesen Wochen,
Nun ist es aus, und Mut und Kraft gebrochen;
Ich schleppe, einsam, müde, mich herum,
So todestraurig und so totenstumm.

Am 31. Dezember 1894 heißt es im Rückblick auf das verflossene Jahr: „Ostern Wiesbadener Kur gegen die Ischias mit akutem Magenkatarrh am Schluß. Dann ohne Pause und ohne Nachkur ins Semester — schließlich Zusammenbruch — Urlaub — gesundheitlich verfehlte Reise nach dem Norden (Dänemark, ein wenig Schweden), bis Warnemünde wirkliche Besserung brachte nnd Zürichs Klima wieder Rückgang im Befinden. Im übrigen weitere Zurücksetzungen seitens des geliebten Vaterlandes und — das andere, was sich an die Fremde und den hiesigen ‚Wirkungskreis' knüpft, auch weiter." —

Ein Jahr später: „1895, die alte Leier, abgesehen von einer Erkrankung in Swinemünde, einer Erholung in Schreiberhau und einem erfreulichen Besuch beim Bruder Ludwig. Auch Leipzig mußte wieder betreten werden. . . Mein hiesiger Schülerkreis scheint zuzunehmen. Vielleicht komme ich noch einmal dahin, statt meines früheren „Vorwärts!" zu sagen: „Trotzdem!"

Bei jenem Besuche erkannte auch ich, daß in Richard das Heimweh nach deutscher Erde zur schweren Krankheit geworden war. Als meine Frau und ich ihn in Schreiberhau, wo er mit seiner Gattin Carl Hauptmann aufgesucht hatte, auf der Straße trafen, sagte er ganz unvermittelt tränenden Auges: „Hier ist's hundertmal schöner, wie in der ganzen Schweiz. Hier bin ich doch im Vaterlande."

Er erwog den Plan, sich wieder als Privatdozent in Deutschland niederzulassen, aber er kam zu keinem Entschlusse.

Im Februar 1896 stellte Richard plötzlich seine Vorlesungen ein. Er kam nicht wieder. Aus der anfänglichen Erkältung wurde eine — schließlich noch überwundene — Lungenentzündung. Dann setzte plötzlich ein akutes Herzleiden ein, dessen Schwere er selbst glücklicherweise nicht geahnt hat. Am frühen Morgen des 18. August 1896 starb Richard in den Armen der Gattin.

Vier Wochen vorher war ihm vertraulich mitgeteilt worden, daß die philosophische Fakultät in Freiburg i. Br. ihn einstimmig an erster Stelle zur Berufung vorgeschlagen habe.

Als ich, eine Rheinreise mit der Schweizerfahrt verbindend, einige Tage hindurch für Telegramme nicht erreichbar, von dem Geschehenen nichts ahnend, damals in Zürich eintraf, fand ich Richards Spur nicht mehr. Am Tage vorher hatte man seinen Leib im Krematorium zu Zürich im Feuer bestattet.

Seine von der später nach Heidelberg verzogenen Gattin gestiftete, von Roth in München nach Photographien gearbeitete Marmorbüste schmückt den Dekanatssaal der Züricher Universität. Sie leidet an den Mängeln aller posthumen Bildnisse.

Mein Bruder Ferdinand schreibt in seinen „Stimmen und Bildern“ (S. 160):

Mensch und Denker.

Ich sah dich heut im Traume, wie du bautest:
An deinem Hause bautest du, das Herz
Voll innigen Durfts nach Glück. Und hattest Alles
Zu sicherm Baun und schönem: starke Balken,
Gerecht behaun, und Steine lagen rings
Von fester Art und wohl gemeißelt da.
Und mühtest dich um deiner Seele Heim,
Und freundlich hob sichs auch in Bögen auf.
Doch wunderlich: in keine Wölbung senktest
Den Schlußstein du. Wir riefen dirs. Doch du
Vernahmst es nicht und reihtest — deine Züge,
Sie waren schon so müd — und reihtest weiter
Bogen an Bogen, doch den letzten Stein
Fügtest du nirgends. Angstvoll sahen wirs.
Da brachen die Gerüste, und die Bögen,
Sie stürzten und begruben dich im Fall.
Ein Weinen ging durch meinen Traum. Voll Weh's
Traten wir hin und suchten dich. Und suchten
Umsonst. Doch dort tief im Getrümmer, dort
Stand aus granitnem Quaderwerk ein Kern,
Ein Würfel, wie ein mächtig Monument!
Wir staunen's an. Da regt sich das Gestein
Aus eigner Kraft. Als ein Lebendiges
Dehnt sichs und wächst. Und Säulen treibt es aus
Und Bögen wölbt's und Hallen dehnen sich
Und Säle decken sich mit Kuppeln, die
Hinglänzen weit ins Blau.

Ludwig Avenarius 1851

Ich verstehe die Welt wohl noch, aber sie versteht mich nicht mehr und so werden wir wohl nie mehr so zusammenkommen, wie damals, als wir beide noch jünger waren. Na, mir ist's zuletzt einerlei; ja, Herr, es kitzelt Einen sogar dann und wann, wenn man bei sich überlegt, daß man im Grunde der Jüngere von Zweien geblieben ist. Laß sie alt werden, die Welt; was kümmert's mich!" So spricht der Meister Kunemund in Wilhelm Raabes nachdenklicher „Geschichte vom versunkenen Garten". Mir gehts just so. Diese Stimmung soll mich aber nicht verleiten, wenn ich nun einmal von dem vertrauten Verhältnis erzählen soll, das ich in jüngeren Jahren mit der Welt unterhalten habe, von der Wahrheit abzuschleichen oder gar unritterliche Afterrede über die alte Dame zu führen. Was kann sie dafür, daß sie immer betagter und wunderlicher wird? Und zu verheimlichen habe ich trotz aller Intimitäten von ehedem auch nichts. Also:

Geboren bin ich am 5. Februar 1851 zu Leipzig in einem Hause der Marienstraße, das zu jener Zeit die Nummer 2 führte (1). Den Hauptnamen Ludwig erhielt ich von meines Vaters zweitältestem Bruder, meinem Paten. Eduard hieß man mich nach dem Vater. Hermann ward ich nach zwei anderen Gevattern getauft: meinem Oheim Prof. Hermann Brockhaus und dem damaligen Sozius meines Vaters Hermann Mendelssohn. Eigentlich hatten meine Eltern, wie aus Richard Wagners Brief vom 7. April 1851 (2) zu ersehen, ein Mädchen erwartet. Der große Ohm meint, „ein Junge sei aber auch mitzunehmen". Jedenfalls wurde ich mitgenommen.

Meine frühesten Kindererinnerungen drehen sich um die Meßmusikanten, zu deren von dem Rat geforderten Probeblasen mein Vater, der wohl als Stadtrat Dezernent für solche Dinge sein mochte, mich mitnahm, und um unsern Hund Müffel. Der spielte, allerdings mit unvergleichlichen Tugenden ausgerüstet, eine große Rolle in der Familie. Als er später, alt und fett geworden, in Berlin gestohlen wurde, vielleicht um einem Schwindsüchtigen als volkstümliches Heilmittel zu dienen, kostete der Verlust des „Hochseligen", wie er fortan respektvoll genannt wurde, Alt und Jung Ströme von Tränen. Selbst mein ernster Vater notiert unter den Daten, die er zehn Jahre nachher zur beabsichtigten Ausarbeitung eines Lebensabrisses aufgezeichnet hat, den Tag von Müffels Verschwinden als einen dies ater. Die besondere Liebe zu den Tieren, die für uns Brüder und meine Kinder kennzeichnend geblieben ist und bekanntlich auch einen hervorstehenden Zug im Wesen Richard Wagners ausmachte, ist ein Erbteil nicht nur aus der mütterlichen Familie.

Meine gute Mutter brachte mich alle Abende selbst zu Bett, erzählte mir eine Geschichte und sang mich in den Schlaf. Ich habe sie fürchterlich damit geplagt, daß ich einzig und allein nach dem Märchen vom „Quirlemännel" verlangte.

— (1) — Die Häuser der Straße scheinen in der Folgezeit andere Nummern erhalten zu haben. Später wohnten wir in der Windmühlenstraße No. 25, gegenüber dem damaligen Eingang in das Johannistal mit dem Blick auf den jetzt längst zugeschütteten Kanonenteich, in den 1813 die fliehenden Franzosen ihre Geschütze versenkt haben. — (2) — Familienbriefe. S. 170.

Dies mußte ich jeden Abend hören: wenn die Mutter, der das auf die Dauer doch gar zu langweilig wurde, einmal zu kürzen versuchte, wies ich solche Redaktionsstriche energisch zurück: „nein, jetzt kommt erst das und jenes“. Die Neigung, etwas, das mir gefällt, immer und immer wieder zu hören oder zu lesen, habe ich mir für mein ganzes Leben bewahrt.

Als ich vier Jahre alt war, Ostern 1855, übersiedelten meine Eltern nach Berlin. Wir nahmen unsere Wohnung im Erdgeschoß des ehemals von Podewilsschen Palais, Klosterstraße Nr. 68, in dessen oberem Stockwerke sich die Geschäftsräume der Firma Gebrüder Avenarius und das behagliche Junggesellenheim meines Onkels Ferdinand Avenarius befanden. Der herrliche Bau, dessen Errichter als Minister Friedrich Wilhelms I. vor vier Menschenaltern die Ernennung unseres Vorfahren Georg Ludwig zum Residenten gegengezeichnet hat, enthielt ein prächtiges Treppenhaus, weite hermengeschmückte, dunkle Korridore und hohe Gemächer mit reichen Stuckdecken und tiefeingeschnittenen, durch kunstvolle Eisengitter verwahrten Fenstern. Er umfaßte einen großen Hof mit Stallgebäuden, in denen mein Oheim ein elegantes Gespann hielt. Die Fenster unserer Wohnzimmer gingen zumeist auf den nur durch eine damals noch ganz schmale Gasse getrennten, die Parochialkirche umgebenden Friedhof hinaus, auf dem man zu jener Zeit noch begrub. Alle Viertelstunden erklang vom Kirchturm feierlich ein Choral des holländischen Glockenspiels. Wie nicht anders zu erwarten, spukte es im Hause: namentlich pflegte, so vertraute uns des Onkels Kutscher, unser besonderer Freund, an, im Stalle zu gewissen Zeiten nachts ein weißgekleidetes, ein Licht tragendes Kind zu erscheinen. Ich erinnere mich der Klage des aufgeklärten Oheims, daß ihm der „albernen Geschichte“ wegen ein Kutscher nach dem anderen den Dienst aufkündigte. Uns Kindern, die wir uns eines gesunden Schlafes erfreuten, verursachte das alles nur ein angenehmes Gruseln — höchstens jagte uns einmal beim Spiele in den hallenden Korridoren plötzlich ein panischer Schreck auseinander. Meine lebhafte Mutter aber fühlte sich kreuzunglücklich in den düsteren Prunkräumen des alten brandenburgischen Ministers. Sie war seelenfroh, daß mein Vater, als er das Palais, das damals wohlfeil zu haben war, ankaufen wollte, einen Tag zu spät kam. Wir andern dachten an dies Versäumen später mit etwas gemischten Gefühlen, denn schon 1874 kaufte die Stadt Berlin das Grundstück für, wenn ich nicht irre, achthunderttausend Mark. Bis 1881 brachte man das Märkische Museum dort unter und jetzt geht das Licht in modernerer Form, als von einem Spukkinde getragen, darin um: die Stadt hat die Zentralleitung ihrer Gas- und Wasserwerke hineingelegt.

Auf Betreiben der Mutter zogen wir bald in eine freundlichere Wohnung, nach der Magazinstraße Nr. 16, zu der, mitten im Zentrum Berlins, damals noch ein großer parkähnlicher Garten gehörte. Hier wurde am 20. Dezember 1856 mein Bruder Ferdinand geboren.

Ich kam Ostern 1857 auf die Vorschule der Königstädtischen Realschule und, als wir zwei Jahre darauf in die Lennéstraße Nr. 5 — jetzt das Hotel der Türkischen Botschaft — übersiedelten, auf das Kgl. Wilhelmsgymnasium in der Bellevuestraße. Ich lernte leicht, wurde aber vielfach von meinen Lehrern verkannt. So erinnere ich mich, daß einst der Klassenlehrer selbst bei meinem Vater erschien,

um ihm schonend beizubringen, daß alle Hoffnung auf die Zukunft seines Sprößlings aufzugeben sei. Ich hatte, vielleicht vom Geiste meines experimentfreudigen Großvaters angetrieben, ein Fleckwasser erfunden, — sein Rezept ist verloren — und es angewandt, um Tintenflecke aus meinen Schulbüchern zu entfernen. Der entrüstete Pädagog hielt mein Schönschreibheft dem Vater vor die Augen: es war durch und durch mit grauen runzeligen Flecken getränkt, die Blätter klebten an einander. Daß der helle Zorn des Lehrers auf meinen Vater nicht übersprang, er mich vielmehr mit kurzem Verweise laufen ließ, ist mir damals ebenso erstaunlich wie erfreulich gewesen. Ich habe aber für die Folge das Erfinden aufgegeben.

Unsere neue Wohnung lag unmittelbar am Saume des Tiergartens. Schon von der Magazinstraße aus hatte ich als ganz kleiner Kerl die jungen Anlagen des Friedrichshains, für die ich glühend schwärmte, in den schulfreien Nachmittagen allein durchstreift. Das Berlin von damals bot noch nicht die Gefahren, wie heute. Jetzt vertiefte ich mich mit gleicher Begeisterung in den zu jener Zeit noch wilden Tiergarten: jeder alte Baum, jeder kleine Waldpfad im Dickicht ward mir vertraut. Noch heute überkommt mich ein wehmütiges Heimatsgefühl, wenn ich das jetzt freilich kaum wieder zu erkennende, durchlichtete, denkmalbesäete Revier betrete: „ach, wie liegt so weit, was mein einst war!“ Den längst verschwundenen Sandabhang des Kreuzbergs erkletterte ich oft, eine Kinderfahnenstange mit blechbeschlagener Spitze als Alpenstock gebrauchend.

Auch der herrlichen Ferientage in unseren „Sommerwohnungen“ muß ich gedenken. Man war bescheiden im alten Berlin: die Eisenbahnverbindungen waren spärlich, eine Badereise unternahm im Mittelstande nur der wirklich Kranke. Wer für sich und seine Familie der Erholung in einer Sommerfrische bedurfte, suchte sie, Betten, Haus- und Küchengeräte auf einem Möbelwagen mit sich führend, vor den Toren der Stadt. So haben auch wir mit Ausnahme der Zeit, in der wir am Tiergarten wohnten, fast alljährlich eine solche „Sommerwohnung“ bezogen. Zweimal, zuletzt wohl 1862, am Fuße des Kreuzbergs: wo heute ein Gewirr von „Prachtstraßen“ durch einander läuft, dehnten sich damals weite Kartoffeläcker, zwischen denen sich, von hohen Pappeln umsäumt, die Hallische Chaussee, die heutige Bellealliancestraße, hindurchzog. Hie und da lagen an dem Reitwege, der neben dem erhöhten Damme der Landstraße herlief, kleine Wirtschaften mit staubigen Vorgärten, in denen die Dragoner aus der nahen Kaserne verkehrten und nach altem Brauch auch „Familien Kaffee kochen konnten“. Die Gegend, in die man auf einem schwerfälligen Omnibus mit stets klappernden Fenstern für zwei „gute Groschen“ gelangte, entbehrte für uns Kinder romantischen Reizes nicht. Da stand am Leichenhause des Alten Jerusalemer Kirchhofes die geheimnisvolle Inschrift: „Zur Errettung vom Scheintode“ — mit angenehmem Grausen hörten wir von unserer „Sommerwirtin“, die selbst einmal scheintot gewesen sein wollte, wie man dort die Fingerspitzen der im offenen Sarge der Bestattung Harrenden durch Drähte mit einem Läutewerk verbinde, das bei der geringsten Bewegung erklingen mußte. Da war der „Dustere Keller“, ein uraltes Weißbierlokal mit verwachsenem Garten, dessen Name uns allerlei Rätsel aufgab. Dort lag zwischen der Auffahrt zum Kreuzberge und der Landstraße, von kümmerlichem, mit dichtem Chausseestaube grau

überzogenen Bocksdorn- und Akaziengestrüpp umgeben, am sandigen Bergabhange ein Wassertümpel. Er mochte Zufluß aus der nahen Brauerei haben, denn sein Gewässer roch schier unleidlich nach Bierneigen. Gleichwohl hätte es uns gar nicht Wunder genommen, wenn aus ihm einmal die schöne Melusine oder ein grünhaariger Wassermann aufgetaucht sein würde. 1863 hatten wir unsere Sommerwohnung in den Pichelsbergen aufgeschlagen: der blaue Schimmer der Havelseen mit ihren gelben Wasserrosen und braunen Schilfkolben leuchtet noch heute in meinen Träumen auf. Unsere letzte Sommerwohnung, im Kriegsjahr 1866, war ein dorischer Pavillon in einem der Familie Meyerbeers gehörigen großen Garten, der unmittelbar hinter Krolls Etablissement nach den „Zelten" zu sich hinzog.

So war es mir vergönnt, auch als Großstadtkind nicht ohne Fühlung mit der freien Natur aufzuwachsen.

Das Nomadenleben der Großstädter brachte meine Eltern bald wieder in eine neue Wohnung, Friedrichstraße Nr. 111, mich aber auf das städtische Friedrichsgymnasium. Ich trat in die Quinta ein und habe diese Anstalt bis zur Abschlußprüfung besucht. Auch nachdem meine Eltern wieder in das Tiergartenviertel — in die Matthäikirchstraße Nr. 13 — gezogen waren und ich nun einen halbstündigen Schulweg quer durch den Tiergarten machen mußte.

Am 15. März 1866 wurde ich in der Dorotheenstädtischen Kirche durch den ehrwürdigen Prediger Vater eingesegnet. Ich denke an den Unterricht dieses warmherzigen, milden Geistlichen, der, wie ich später erfuhr, auch lange Jahre als Mitglied des Bundesdirektoriums die „Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln" in reichem Segen geleitet hat, mit aufrichtiger Dankbarkeit zurück.

Das Friedrichsgymnasium stand unter der Leitung des Direktors Adolf Krech, eines Schwagers des Kultusministers der „Neuen Aera", des Grafen Schwerin. Krech war ein wahrhaft gottbegnadeter Pädagoge. Mit oft derbem Humor, immer ohne allen Schulmeisterton dressierte er seine Primaner in Freiheit. Jeden wußte er nach seiner Eigenart zu behandeln; mit uns allen konnte er machen, was er wollte — wir gingen für ihn durchs Feuer. Der Sünder, den „der Alte" beim Unterricht „schnitt", suchte sicher schon nach der ersten Stunde in einer Unterredung unter vier Augen um des Direktors Verzeihung nach: sonst wäre es ihm bei uns, seinen Mitschülern, schlecht ergangen. Was Krech, ohne die Zügel schleifen zu lassen, den Jungen erlauben konnte, davon ein Beispiel: Einige helle Köpfe der Tertia gaben eine autographierte literarische Wochenschrift „Der Pegasus" heraus, die Nummer zum Preise von einem Silbersechser. Krech ließ dies stillschweigend zu: mochten die Bengel dabei sich im deutschen Stil und im Zeichnen üben — denn der Pegasus brachte auch Illustrationen —, wenn sie nur darüber ihre Schularbeiten nicht versäumten und ihre Geistesfrüchte in einem Freiexemplar den Lehrern überreichten. Erst als in der Presse, zumal in den Witzblättern ein großes Halloh entstand, winkte „der Alte" ab. Auch ich bin bei diesem Zeitungsunternehmen beteiligt gewesen: andere, an denen ich im späteren Leben mitgewirkt habe, sind leider nicht so schmerzlos entschlafen.

Krech erteilte in Prima den Unterricht in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Seine plastische Vortragsweise riß uns alle hin. Ein jeder suchte

durch eifriges Privatstudium dem „Direx“ zu beweisen, auf welch fruchtbaren Boden der von ihm ausgestreute Samen gefallen war. Ich habe dann auch beim Examen in Geschichte das Prädikat „Vorzüglich“ erlangt und darf getrost mein Interesse am öffentlichen Wesen sehr großen Teils auf Krechs Einfluß zurückführen.

Die frische Art des Direktors übertrug sich auf die Mehrzahl seiner Lehrer: den klaren Mathematiker Runge; den liebenswürdigen Lateiner Fleischer, der stolz darauf war, daß er einst als Student meinem Oheim Richard Wagner, freilich ziemlich erfolglos, Privatstunden gegeben hatte; den gelehrten Büchsenschütz, der sich als Schriftsteller auf dem Gebiete der Kulturgeschichte des Altertums einen geachteten Namen erworben hat; den kleinen Cochius, der später ins Japanische Kultusministerium berufen wurde; den alten Märkel, der, unglaublich belesen, mit jugendlichem Feuer im Religionsunterricht uns Primaner für alle möglichen, auch seinem Lehrstoffe ganz fernliegenden Fragen zu interessieren wußte. Von allen Lehrern aber hat Ernst Laas, der als ordentlicher Professor an der neubegründeten Universität zu Straßburg frühzeitig gestorben ist, auf mich den größten Einfluß gehabt. Er gab den deutschen Unterricht in Prima und war der Verfasser eines diesen Lehrstoff behandelnden Werkes. Gegen sein Buch verhielt sich die Kritik ablehnend: Laas stelle unmögliche Anforderungen an Primaner. Aber seine praktische Arbeit zeigte, daß seine Ansprüche jedenfalls erfüllt werden konnten, wenn der Lehrer Ernst Laas hieß. Ein Todfeind alles Schwulstes wies er uns immer und immer wieder auf Lessing hin: dessen Klarheit anzustreben, war höchstes Ziel. Aber Laas wußte uns auch in das Verständnis Goethes einzuführen. Ich wundere mich heute noch, wie er es fertig brachte, dezent und dabei wahr mit uns Primanern selbst den heikelen Stoff des Goetheschen Liebeslebens zu besprechen. Wie Märkel meine oft scherzhaft bewunderte Bibelfestigkeit, danke ich Laas wenigstens die Grundlage dafür, daß ich mich ohne Selbstrühmen für leidlich Lessing- und Goethefest ausgeben darf.

Am 9. März 1869 erwarb ich unter Erlaß der mündlichen Prüfung das Abiturientenzeugnis.

Meine Kinderjahre litten unter dem Altersunterschied zwischen uns vier Brüdern. Max, der lange, gutmütige, hübsche Junge, war zwar allzeit mein wohlwollender Beschützer, aber, zehn Jahre älter als ich, doch kein Spielkamerad für mich. Richard dünkte sich in der Würde seines, das meine um sieben Jahre überragenden Alters zu erhaben für solche Rolle. Ließ er sich ja einmal herbei, sich mit mir zu befassen, so gab es meist infolge seines schulmeisterlich-weisen Absprechens oder seiner verletzenden Neckereien Streit und Tränen. Willkommen war ich Richard, da er sonst nicht leicht ein anderes Publikum fand, jedoch als geduldiger Zuhörer bei der Vorlesung seiner Epen. Ein besonders ergreifendes und langes „der treue Bruder“, zu dem Richard auch Illustrationen gezeichnet hatte, ist mir noch in Erinnerung. In ein wirklich gutes und herzliches Verhältnis zu Richard bin ich erst in meinen akademischen Jahren gekommen (3). Andere Altersgenossen, Mit-

— (3) — Weit über diese hinaus, noch in meine Mannesjahre hinein, hat ein unbedeutender Vorfall nachgewirkt, den ich erwähnen will, weil er zeigt, welch tiefen Eindruck eine erwiesene Freundlichkeit auf ein Kind machen kann. Ich mag acht Jahre alt gewesen sein, als Richard einmal mit

schüler und dergl., kamen — ich weiß nicht aus welchem Grunde — kaum zu uns ins Haus. So wuchs ich, ein ziemlich verschlossener, nach außen „muffiger" Junge, still für mich allein auf. Meiner einsamen Spaziergänge habe ich bereits gedacht. Schon früh verfiel ich auch in eine unbändige Lesewut. Erst als mein sechs Jahre jüngerer Bruder Ferdinand heranwuchs, schloß sich der in zärtlicher Liebe an mich an und verehrte mich als Autorität: „Ludwig hat's aber anders gesagt" — damit lehnte er kühl von den meinen abweichende Erklärungen und Verhaltungsregeln der Mutter ab.

Ein großes Ereignis für mein Kinderleben trat ein, als ich 1858 oder 1859 mit Max die Mutter auf einer Badereise nach Salzungen begleiten durfte. Da sah ich, was dem Großstadtkinde bisher verschlossen gewesen war und was doch so verlockend aus den Märchen gewinkt hatte: wirkliche Berge und Burgen, einen See, Waldbäche mit steingewölbten Brücken, einen richtigen „Großmuttergarten" mit Laubengängen, Stachelbeeren und Feuerlilien darin. Auch Eisenach und die Wartburg besuchten wir, die Stätte, wo Onkel Richards Tannhäuser spielt, von dem die Mutter berichtete. Seitdem ist Eisenach für mich der Ort geblieben, wohin es mich immer gezogen hat, wenn's „mir draus zu kahl ward". Daß dort vor Jahrhunderten mein eigenes Geschlecht gelebt und gelitten hat, habe ich erst vor wenigen Jahren erfahren.

Die gewaltigen Eindrücke dieser Salzunger Reise wirkten auf meine poetische Ader. Ich schrieb in ein Schulheft mein erstes Gedicht zum Preise des lieblichen Ortes. Auf der Heimreise besuchten wir die Schwester meiner Mutter Ottilie Brockhaus in Leipzig. Die Mutter las ihr mein Poem vor. Ich war halb empört halb stolz, als die Tante, schließlich fast ärgerlich, es sich verbat, daß man ihr weis machen wolle, ich, der achtjährige Junge, sei dessen Dichter. Mein Sang muß also doch wohl sehr schön gewesen sein. Zum Schaden der Mit- und Nachwelt ist seitdem meine Leier verstummt: nur hin und wieder habe ich noch flüchtige Gelegenheitsverse von mir gegeben zu Ehren der Eltern, guter Freunde, meines Schatzes, dann meiner Kinder und schließlich meiner Enkel.

Die Mutter lebte und webte im Theaterwesen und in allem was damit zusammenhing, in der Erinnerung an den Kreis im Brockhausschen Hause, an die von ihr schwärmerisch verehrte Schröder-Devrient und an andere Bühnengrößen. Ihre Nichte, die berühmte, auch als Mensch hochstehende Johanna Jachmann-Wagner, wurde wieder von uns Kindern mit einem Enthusiasmus angeschwärmt, der dem des damaligen Berliner Publikums nichts nachgab. Die Mutter erzählte uns den Inhalt der Opern ihres Bruders und Anderer und spielte uns deren Fabeln auf dem Puppentheater vor. Was Wunder, wenn auch ich den Inhalt der Märchen und Geschichten, die ich gelesen, selbst dramatisch verarbeitete und meine Werke meinem geduldigen Jünger Ferdinand auf dem Pappkasten, der uns die Welt

mir den Tiergarten durchstreifte. Es war ein glühend heißer Tag und mich quälte brennender Durst. Da hielt Richard einen der Hundekarren an, die damals in unzähliger Menge die Charlottenburger Chaussee belebten, und kaufte mir für einen Sechser Milch. Die Erinnerung an diese Labung hat mir Jahrzehnte hindurch wie eine Schuld gegen meinen Bruder auf der Seele gelastet und noch in späten Zeiten, wenn wir einmal als unsrer Mutter Söhne temperamentvoll eine Differenz ausfochten, manch rasches Wort verhindert.

bedeutete, vor das staunende Auge führte. Dabei war streng ausgemacht, daß nicht gelacht werden dürfe, wenn der Held sich vom Faden löste oder eine Kulisse umfiel.

Die Theater- und Mimenbegeisterung der Mutter war ein Nachhall aus ihrer Jugendzeit, den dreißiger Jahren des Jahrhunderts. In dieser war ja die Bühne fast der einzige Sammelpunkt des öffentlichen Interesses der Gebildeten aller Richtungen gewesen, weil bis zu Friedrich Wilhelms III. Tode der bleierne Sargdeckel der Reaktion auf allen anderen öffentlichen Dingen gelastet hat. Das von der Mutter eingeimpfte Interesse für die Bühne hat aber bei mir nicht angehalten. Sehr bald sogar schon trat ein anderes in den Vordergrund.

Als ich zwölf Jahre alt war, wurde 1863 die Jubelfeier der Leipziger Schlacht begangen. Ich betrachtete mit den Eltern den Festzug, zu dem die alten Soldaten ihre Uniformen aus der Zeit der Freiheitskriege wieder angelegt hatten, aus einem Fenster des ehemaligen Palais des Prinzen Louis Ferdinand (4). Desselben Hauses, in dem zu Anfang des Jahrhunderts mein Großvater die Winter verlebt hatte, aus dem der ritterliche Prinz gegen die Franzosen ausgezogen war, dessen Tod die Veteranen in der Völkerschlacht mitgerächt hatten. Auf dieses Jubelfest warf die unselige Konfliktszeit ihren Schatten. Konservative Kreise hatten die Feier taktlos zu einer „Loyalitätskundgebung“ im damaligen Sinn des Worts auszudeuten versucht. Die Fortschrittspartei — und wer gehörte ihr in Berlin nicht an? — antwortete mit der ebenso törichten Gegendemonstration, über das vaterländische Erinnerungsfest eine Art Boykott zu verhängen. Auf ausgegebene Parole wurde der Zug der alten Freiheitskämpfer, die doch wahrlich an Bismarcks Politik unschuldig waren, von dem Publikum kaum begrüßt. Als ich bald darauf einer auf dem Opernplatze abgehaltenen Parade zusah, ging, als König Wilhelm in nächster Nähe vorbeischritt, durch die Reihen der dichtgedrängten Zuschauer die willig befolgte Losung: „Nicht deckeln!“ Wer wie ich nach 1866 oft Zeuge der jubelnden, freilich meist recht platonisch gebliebenen Begeisterung gewesen ist, mit der die Berliner vor dem historischen Eckfenster ihrem „alten Wilhelm“ zuzujubeln nicht müde wurden, dem mußte Goethes Wort vor die Seele treten:

Verlaß dich auf die Menschen nicht,
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosiannah singt,
Schreit morgen Crucifige!

Gottlob war hier wenigstens die Reihenfolge umgekehrt.

Schon 1864 begann der Umschlag der Volksstimmung. Trotz alles Flaumachens der Presse brach die Freude der Preußen an den Waffentaten des schleswigschen Krieges in hellen Flammen durch, als die österreichischen Bundesgenossen durch die Stadt zogen, am Hundertkanonentage die bei Düppel eroberten, teilweise arg zerschossenen dänischen Geschütze durch das Brandenburger Tor eingebracht wurden. Ich war natürlich überall dabei.

Da ward 1866 Bismarcks Programm für die Neugestaltung Deutschlands

— (4) — In diesem, nach des Prinzen Tode in Privatbesitz übergegangenen Gebäude, Friedrichstraße No. 103, befand sich damals das Geschäftslokal der Firma Gebrüder Avenarius. ———

mit einem auf dem allgemeinen, direkten und gleichen Wahlrecht beruhenden Reichstage veröffentlicht. Der sonst so schweigsame Vater, damals noch als sächsischer Untertan auf Grund einer „Aufenthaltskarte“ in Berlin nur geduldet, war plötzlich wie umgewandelt. Max war in dieser Zeit in Rußland, Richard auf einer längeren Reise in Frankreich, Ferdinand ein Kind. Ich, immerhin fünfzehn Jahre alt, war somit der einzige seiner Söhne, zu dem der Vater sich aussprechen konnte. Er nahm mich mit auf die einsamen Spaziergänge, die er abends nach dem Geschäftsschluß durch die damals noch stille Oranienburger Straße zu machen pflegte, und schüttete mir sein volles Herz aus: von den getäuschten Hoffnungen nach den Freiheitskriegen, von der Schmach des Bundestages, von dem Welken des Völkerfrühlings von 1848, von den dunklen Zeiten von Olmütz — und wie nun endlich am deutschen Himmel es gen den Tag nahe. Noch heute sehe ich den sonst so gelassenen Mann vor mir, wie er in heller Begeisterung auf offener Straße die Brille abnehmen und sich mit seinem Taschentuch die Augen trocknen mußte. Ich lernte in dieser Zeit den Vater von ganz neuer Seite kennen und hing fortan mit ehrfürchtiger Liebe an dem äußerlich so Gemessenen, innerlich so Warmherzigen. Von diesen gemeinsamen Spaziergängen datiert auch meine Hingebung an nationale Politik.

Am 4. Juli 1866 stürzte unser alter Direktor Krech während des Unterrichts atemlos in die Klasse: „Großer Sieg bei Sadowa, das ganze österreichische Heer in vollem Rückzuge!“ Natürlich war es mit der Andacht zum Schulehalten aus. Wir eilten unter dem Donner des Viktoriaschießens unter die Linden, wo sich am Standbilde des Alten Fritz die Volksmassen stauten und die eingehenden näheren Nachrichten vom Kriegsschauplatze vom Balkon des königlichen Palais herab verlesen wurden. Mir will es scheinen, daß der Jubel in Berlin 1866 größer war, als 1870. Man mochte sich nicht blos der kriegerischen Großtaten, sondern zugleich der Hoffnung freuen, daß nun endlich auch die inneren Wirren überwunden sein mußten.

Ein Vierteljahr darauf sah ich, mit dem Gymnasium Spalier bildend, König Wilhelm im Siegerkranze an der Spitze seiner Truppen durch das Brandenburger Tor einziehen.

Der Konstituierende, sodann der Norddeutsche Reichstag und später das Zollparlament brachten Freunde des Vaters, v. Rochau, Dr. Eduard Brockhaus, Jacob Venedey u. a. als Parlamentarier nach Berlin und in unsere „jours fixes“.

Diese für unser Haus bezeichnenden Sonntagabende, an denen Jeder ohne Einladung willkommen war, waren eine Schöpfung meiner Mutter, mehr ein bescheidener Abglanz der Salons aus der Pariser Zeit meiner Eltern, als der früher in Berlin üblichen ästhetischen Geheimratsteeabende. Mit letzteren hatten sie allerdings die Einfachheit der materiellen Genüsse gemein: es gab nur kalten Aufschnitt, wenn's hoch kam, einen von der Mutter als Spezialität ganz köstlich bereiteten Heringssalat, dazu Thee und Bier, sehr selten für einen besonderen Gast ein Glas Wein. Aber man unterhielt sich vortrefflich beim Musizieren am Klavier mit und ohne Gesang, bei improvisierten Deklamationen — ja eine Zeit lang sogar an der graziösen

mimischen Darstellung eines weiblichen vormaligen Mitglieds des Corps de ballet, das jedoch bald durch seine Heirat mit einer bekannten Preßgröße unsern Kreisen entrückt ward. Auch Theater wurde gespielt: mein Bruder Richard verfaßte für diese Abende ein paar drastische Soloszenen wie „Die Bewerbung des Kandidaten“ und „Othello in Meseritz“, die er dann selbst agierte. Es kamen außer wenigen jungen Mädchen — es war ja keine Tochter im Hause — namentlich jüngere Gelehrte, Künstler aller Art, Poeten, Musiker, wie der Dichter Ernst Ziel; die beiden Musiker Leuchtenberg; der auch als Musikschriftsteller bekannte Pianist Oskar Eichberg; Johanna Jachmann-Wagner; die in Berlin studierenden oder durchreisenden Neffen und sonstige Verwandte des Hauses: der Schriftsteller Hans Marbach und seine gescheite Halbschwester Rosalie, die Tochter von Wagners gleichnamiger Schwester; ferner die Söhne von Ottilie Brockhaus: der spätere Professor der Theologie Clemens und sein Bruder Fritz, später Professor des Staatsrechts; die früh verstorbene, liebliche Schauspielerin Rosalie Wolfram und ihre Schwester Marie, Töchter der „guten Cläre“ in Chemnitz, Wagners vierter Schwester; Mariens Gatte, der Tiermaler und Zeichenunterrichts-Reformator Fedor Flinzer; der Komponist Alexander Ritter aus Würzburg, der die Geige spielte, und seine Frau Franziska, Albert Wagners Tochter, die sang und deklamierte. Aber auch ältere Herrschaften fehlten nicht. Da waren außer den genannten Parlamentariern z. B. Baron Vaerst, der während der Konfliktszeit Vorsitzender der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses war, nebst seiner Stieftochter Fräulein von Lützow, der Tochter des Freischarenführers; dann Dr. Lindner, der Chefredakteur des damals führenden liberalen Organs, der Vossischen Zeitung, und seine geistvolle Gattin, eine Engländerin; der älteste Bruder meiner Mutter, der Regisseur des Kgl. Opernhauses Albert Wagner; der feine Sophokles- und Shakespeareübersetzer Prof. Oswald Marbach aus Leipzig; die Vorleserin der Königin Fräulein Frommann, eine Tochter des Jenaer Hauses; unser Hausarzt, der auch als hervorragender Freimaurer bekannte Prof. Albrecht; der arme Dichter Burghardt, auf den die Oeffentlichkeit erst aufmerksam wurde, als er in Berlin buchstäblich verhungert war; die Witwe des Pianisten Dreyschock und ihr musikbegeisterter prinzlicher Schwiegersohn; der „Eisenbahnkönig“ Dr. Strousberg mit seiner schönen Frau und andere mehr.

Mehr auf altberliner Boden wurzelte das „Lesekränzchen“, das gleichfalls von meiner Mutter gestiftet, einige Winter hindurch in den Häusern der verheirateten Teilnehmer reiheum ging. Seine Mitglieder bestanden in der Mehrzahl aus älteren Herren und Damen, die Jugend hospitierte nur, während bei den heute üblichen ästhetischen Zirkeln es umgekehrt zu sein pflegt. Nur klassische Dramen wurden mit verteilten Rollen gelesen und eifrig durchgesprochen. Nicht immer verlief alles glatt. Einmal las Dr. Strousberg die Rolle des Odoardo Galotti: bei der schmerzvollen Wiederholung der letzten Worte der sterbenden Tochter: „eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert“ schlug er mit dröhnender Faust so gewaltig auf den Tisch, daß die Lampe in die Höhe sprang. Nie vergesse ich, wie die tiefe Rührung der Kränzchengenossen in unbändige Heiterkeit übersprang.

Meine lebhafte Mutter war an solchen Abenden ganz in ihrem Elemente. Aber auch der Vater ging bei dieser Gelegenheit, wenn er im Gespräch erst warm geworden war, wohl einmal aus sich heraus — sogar zum Schrecken der Mutter und zum Ergötzen seiner Söhne bisweilen in recht drastischer Form.

Meinem Vater fiel es überaus schwer, wie er es doch innerlich ersehnte, an seine älteren Söhne „heranzukommen“ — abgesehen von mir, der ich ihm durch die außergewöhnlichen Ereignisse im Jahre 1866 näher getreten war. Eine gewisse Schüchternheit, die aus seiner großen Bescheidenheit entspringen mochte, hielt ihn davor zurück, auf die Meinungen und Taten seiner halbwegs erwachsenen Söhne anders, als durch gelegentliche Aeußerungen einzuwirken. Nie erging er sich in theoretischen Erörterungen, aber er spielte uns gern aus seiner großen Bibliothek Bücher in die Hände, aus denen wir die vom Vater für ersprießlich erachteten Lehren gleichsam aus dem Munde eines Uninteressierten vernehmen konnten, z. B. hinsichtlich geschlechtlicher Fragen Hufelands Makrobiotik. So blieb die Person des Vaters meinen älteren Brüdern ziemlich unnahbar. Wenn sich unter dem Präsidium der Mutter am Mittagstisch, den wir der Schule halber früher beginnen mußten, als der Vater im Kontor abkömmlich war, eine allgemeine laute Heiterkeit entwickelt hatte, so schnappte sie doch plötzlich ab, sobald wir den Schlüssel des Vaters im Korridorschlosse hörten. Konnte in des Vaters Gegenwart einer der Jungen einen Witz nicht bei sich behalten, so blieb des Vaters Miene — außer am jour fixe — ernst, als ob er nichts gehört habe. Nur die stille Erschütterung seines damals runden Bäuchleins verriet gelegentlich, daß er innerlich halb wider Willen mitlachte. Er wünschte, daß man das übersah.

Ich bin auf alle diese Dinge des Näheren eingegangen, weil sie ein Bild meines Elternhauses geben — wenigstens wie es war, ehe ich es 1870 verließ. Aber dies Bild würde wesentlicher Züge entbehren, wollte ich nicht einer Episode gedenken, in der einige Jahre hindurch in unser Leben ein neues Element trat, und eines späteren bleibenden Zuwachses.

Aus dem Dunkel der mehr als vierzig Jahre, die seitdem vergangen sind, taucht die lichte Gestalt eines jungen Mädchens auf, die als eine Art Gesellschafterin meiner Mutter täglich bei uns verkehrte und einige Jahre hindurch mit hellem Sonnenschein den Eltern die fehlende Tochter ersetzte. Sie hieß Alwine und war die Tochter eines Handwerkers. Von den wunderschönen braunen Rehaugen abgesehen nicht eigentlich hübsch, aber von höchster Anmut. Der Vater hatte sie in seiner ruhigen Weise sehr ins Herz geschlossen, die Mutter schwärmte für sie, wir Söhne waren, ein jeder in seiner Art, alle in sie verliebt — von Max an, der ernsthaft mit dem Gedanken umging, sie zu heiraten, bis zum zehn- bis zwölfjährigen Ferdinand. Durch die Intrigue eines schuftigen Gesellen, doch auch nicht ohne eigne Schuld Alwinens nahm ihr Verhältnis zu unserem Hause ein jähes Ende, aber noch lange blieb eine schmerzlich empfundene Leere zurück. Mein Bruder Ferdinand hat später ihrem, allerdings mit poetischer Freiheit verklärten Andenken sein Gedicht: „Einer Geopferten“ (5) gewidmet. Alwine und eine ihrer Schwestern erlagen Anfang der 70er Jahre an einem Tage dem Typhus. Als

— (5) — Stimmen und Bilder. S. 115. — Auch des guten „Näh-Riekchens“ (Friederike

ich vor einigen Jahren wieder einmal ihr Grab aufsuchen wollte, hatte die ungeduldige Weltstadt schon neue Schläfer an den Platz der Schwestern gebettet.

Eine dauernde Bereicherung unsres ganzen Hauses aber bedeutete der Zuwachs, der ihm aus Königsberg i. Pr. kam. Von dort war von jeher, früher nach Paris und Leipzig, später nach Berlin, Moskau, Dresden, wo nur immer die Hilfe eines weiblichen Wesens zur Vertretung der Hausfrau gebraucht wurde, unsere gute kleine Tante Marie erschienen, meines Vaters älteste, unvermählt gebliebene Schwester. So recht der spiritus familiaris des Hauses, die Verkörperung selbstlos dienender Liebe, allzeit furchtlos und treu. Nun kam von dort 1864 mein Vetter Louis Heinrich nach Berlin, um hier sein in Königsberg begonnenes medizinisches Studium fortzusetzen: er trat als meiner Eltern „fünfter Junge“ ganz in unser Haus ein. Im Herbste 1867 folgte ihm seine Mutter Luise Heinrich, meines Vaters zweitälteste Schwester, mit ihrer jüngeren Tochter Constanze, damit diese bei Carl Tausig ihr Musikstudium vollende. Luise war eine hochbegabte Frau von feinem, vornehmen Empfinden, ihrer Mutter echte Tochter, von allen ihren Geschwistern meinem Vater geistig die Nächste. Mit gründlicher Bildung nicht nur auf musikalischem Gebiete vereinigte sie lebendige Teilnahme an allen Fragen des Lebens, mit sicherem Blicke stets das einfach Rechte erkennend. Dabei voll sprudelnden Humors, einer Gabe, die dem damaligen Geschlecht der väterlichen Familie sonst nur sparsam in die Wiege gelegt worden war. Mir ist es später stets ein besonderes Fest gewesen, von ihr einen Brief zu erhalten: sie schrieb, bis im Alter ihr Geist sich umdüsterte, gern, klar und lebendig, niemals blos redend, immer etwas sagend. Schon früh hatte sie den Gatten, den gleichgestimmten, allzeit echten Humors vollen Constantin Heinrich verloren — ihre Kinder waren wahre Erben des Wesens beider Eltern.

Vetter Louis ist mir besonders in meinen späteren Jahren, als sich der Altersunterschied ausglich, brüderlich nahe getreten und geblieben bis an sein Ende: der Freund, mit dem ich restlos alles besprechen konnte, was mich anging, seiner warmen Teilnahme, seines sicheren Urteils, seines klugen Rates gewiß. In den ersten Kreisen Berlins war er nicht nur als Arzt hochgeschätzt, sondern auch als Mensch herzlich verehrt. Eine geschlossene Persönlichkeit, stand er stets aufrecht und fest. Aber auch nichts Menschliches war ihm fremd. Daher wußte er nicht nur, was einem Jeden zu leiblichem Heile fromme, auch als gütiger Seelenarzt versagte er nie. Geradezu hinreißend war er nach des Tages Arbeit in fröhlicher Tafelrunde: ein warmherziger Causeur von feinster Bildung und offenem Auge für alles, was geschah, ließ er die Gefährten nicht gern los, ehe der Morgen graute. Er trank nicht übermäßig, aber er „klebte“, und wer bei ihm war, „klebte“ mit, auch wenn das sonst gar nicht seine Art war. Keiner wußte dann, wo die Nacht geblieben war. Unser Verhältnis zu Louis Heinrich läßt sich nicht besser erfassen, als wenn man Ferdinands seinem Andenken geweihtes, heute noch ungedrucktes Gedicht liest:

Die nächtigen Straßen schritt ich durch Berlin
Her vom Theater, laute erst, dann stille,

Reitzmann † 1893) sei als eines Inventarstücks der Familie hier gedacht. Mein Bruder hat sie in seinem gleichnamigen Gedicht (ebenda S. 117) treulich geschildert.

Nachdenksam hin zu Dir, bei dem ich schlief.
Licht war im Arbeitszimmer. „Setz Dich noch
Zu einem Glas.“ Geruhig warst Du heut
In Freundlichkeit und Ernst. „Brennt die Zigarre? —
Dann hör mir zu.“ Und sahst noch einmal nach,
Ob nebenan die Schwester wachte. „Heut
Muß ich Dir's sagen, weil Du morgen fährst.
Denn kommst Du wieder her, — selbst Arzt, versteh ich's —
Bin ich nicht mehr.“

War das um uns der altvertraute Raum?
Du warst und ich, wir waren beide plötzlich
Zwei andre. Was Du in mir aufgepflegt,
Aeltrer Genoß, seit meiner Mannheit Keimen,
Hinrankte klammernd sich nach Dir. Doch Du
Warst nun geweiht. Und von Dir floß, worin
Das Schwächliche zerrann wie Schnee im Meer.
Da sanken denn die armen Hüllen weg
Des schonenden Betrugs, der zagen Scham
Von unserm Erdenstück Gemeinsamkeit:
Rein in wahrhaftger Nacktheit, Hand in Hand
Durchschritten es mitsammen die Gedanken
Und lauschten unsres Frühlings Vogelsang
Und unsres Sommers Wipfellied und lauschten
Dem hin, was nun aus fremden Fernen her
Gekommen war und sanft und heilig sprach.

Zehn Jahr sind um. In meinem kleinen Haus,
Zu dem das Meer über die Heide summt,
Schrieb ich noch spät und dachte Deiner nicht
Und trat hinaus dann in die Sternennacht.
Da weckte plötzlich, wie den Schlafenden
Ein schneller Ruf, mich Wachenden aus mir
Heraus ein Ruf, so hell wie Quellenklang:
„Es ist, was jemals war!“ Da fühlt' ich Dich
In brüderlicher Nähe . . . nein, in mir,
In meinen Adern und im eignen Hirn
Gewiß, wie dies mein Herz.

Und alle Sterne sangen. Und aus allen
Dunkeln rauschte herein die Ewigkeit.

Nicht geringerer Reiz ging von Constanze Heinrich aus. Sie blieb wie der Bruder unvermählt: das glücklichste geschwisterliche Verhältnis ersetzte beiden die Ehe. Gefeiert und geliebt in ihrem Beruf als Beherrscherin des Klaviers, ist sie mir zugleich als das Muster des „wohltemperierten Menschen“ erschienen: zum Herzen sprechend, immer im rechten, feingewählten Maß, formvollendet und ohne

Dissonanz, wie die Klänge, die sie dem geliebtem Instrument entlockt. So gab sie alsbald unmerklich jedem Kreise, in den sie trat, die Stimmung. Der Humor kam dabei keineswegs zu kurz. Mit ihr ward uns Brüdern dauernder Ersatz für die fehlende Schwester. Ihr und Louis, „den Verwandten, den Freunden" hat Ferdinand seine „Stimmen und Bilder" gewidmet.

Erst 1885, als wir Berlin längst verlassen hatten, zog auch Luisens ältere Tochter Marie Skrodzki mit ihren Kindern nach Berlin. Auch ihr haben wir reiche geschwisterliche Liebe zu danken und ihre Kinder stehen meinem Herzen nahe, wie meine eigenen.

Es fällt mir heute selbst auf, daß ich, der ich später einen so großen Kreis nicht nur von näher Bekannten, sondern auch von Freunden um mich gesehen habe, in meinen Schuljahren eigentlich nur zwei Freunde mein nennen durfte. Der eine, Karl Gruner, verließ das Gymnasium zwei Jahre vor mir, um in die Armee einzutreten. Er ist am blutigen 18. August 1870 bei Mars-la-Tour gefallen, zusammen mit fast allen andren Offizieren seines Regiments, zusammen mit zweien seiner Brüder. Der zweite war Prinz Alexander Maurokordatos, ein Sprößling des bekannten griechischen Phanariotengeschlechts, ein Neffe des einst viel besungenen Helden von Missolonghi. Prinz Alexander war ein feines, schmächtiges, ironisches Kerlchen mit französischem Esprit. Sein bald darauf verstorbener Vater hatte ihn von der Tertia ab in unser Gymnasium gebracht, um ihm eine deutsche Erziehung zu geben. Wir beide waren auf der Schule, der Berliner Universität und in Leipzig, wohin er mir auf ein Semester folgte, unzertrennlich, trieben gemeinsam allerhand Tollheiten, lasen immer von neuem zusammen den Faust und grübelten mit einander über Gott, Gemüt und Welt. Ich glaube, Alexander hätte Großes geleistet, wenn er nicht schon am 6. Juni 1875 in Amélie les bains, wo er Genesung von einem Hüftleiden suchte, gestorben wäre.

Ostern 1869 wurde ich in Berlin als stud. jur. et cam. immatrikuliert. In diesem wie dem folgenden Semester habe ich außer einigen allgemein-wissenschaftlichen Vorlesungen bei Trendelenburg Logik, bei Droysen Preußische Geschichte und bei Bruns Institutionen und Pandekten gehört. Aus einem Kolleg aber habe ich wahrhaft fürs ganze Leben reiche Frucht gewonnen: aus Gneists geistvollen Vorlesungen über Römische Rechtsgeschichte. Von der Schule her brachte ich gute Vorkenntnisse mit. Jetzt gewann plötzlich unter der Hand eines wirklichen Staatsmanns — Gneist stand damals im Zenith seines Wirkens — der trockene Stoff Leben. Unbarmherzig ging Gneist, immer auf Beispiele entsprechender Entwicklung in der deutschen Vergangenheit hinweisend, mit den Philologen ins Gericht, die die Geschichte eines Volkes nach dem von den Schriftstellern überlieferten Niederschlage erzählen, aber wenig geschult sind, zwischen den Zeilen zu lesen und die wirtschaftlichen Fragen, die sich hinter den politischen verstecken, recht zu erkennen. Jetzt verstand ich erst, was gentes, patres und plebs eigentlich gewesen sind, auf was es politisch und wirtschaftlich in den uns auf der Schule so langweilig dünkenden inneren Kämpfen angekommen, was die Republik für reale Bedürfnisse gehabt und mit welch kluger Politik der Senat sie zu befriedigen gewußt hat, wie dann die Kaiser trotz des moralischen Tiefstands ihrer Personen es verstanden, die aus-

einandergehenden Interessen von West und Ost, von Nord und Süd in ihrem Weltreiche kunstvoll auszugleichen. Noch heute, wo ich selbst mit den praktischen Bedürfnissen des Staatslebens rechnen gelernt habe, erfüllen mich die dürftigen Notizen meines Kollegienheftes mit hoher Bewunderung. Gneist selbst war, als ich nach zwei Jahrzehnten mit ihm im Parlament wieder zusammentraf und sein Nachbar in einer Kommission des Hauses wurde, nur noch der Schatten des Gneist von 1870.

In den großen Ferien 1869 machte ich mit Richard und seinem Freunde, dem später in japanische Dienste berufenen Paul Mayet aus Berlin, eine Fußwanderung auf einsamen Pfaden durch Tirol bis nach Verona und Venedig hin. Wer heute unsres Weges zieht, hat's freilich bequemer. Wir haben oft Tage lang nur von Käse und hartem Maisbrot, das man in dem herben Landwein erst aufweichen mußte, gelebt, auf der Laubstreu geschlafen. Ein Glanzpunkt war's, wenn wir in einem Kirchdorfe übernachten und wie Scheffels Jung-Werner die Gastfreundschaft des Herrn Pfarrers in Anspruch nehmen durften. Der hielt damals aus volkspädagogischen Gründen oft selbst den Weinschank im Dorfe und, wo er's nicht tat, wurden wir sicher auf die unerhörte Kunde, es seien fremde Herren angelangt, alsbald aus dem Wirtshause in den Pfarrhof gebeten, um dem einsamen Manne von der Welt da draußen zu erzählen.

Meine ersten Studiensemester in Berlin haben mir reichen Gewinn gebracht. Von einem eigentlichen Studentenleben war aber in Berlin nichts zu spüren. In dies, die blühende, goldene Zeit der akademischen Freiheit im Lernen und Leben voll schäumender Jugendlust, trat ich erst, als ich Ostern 1870 die Universität Leipzig bezog. Auf dieser Alma mater, die damals gerade ihre deutschen Genossinnen zu überflügeln begann, herrschte in Haupt und Gliedern ein frischer, fröhlicher Geist. Bruder Studio fühlte sich hier noch als ein Wesen besondrer Art, das Keiner nach Philistermaß zu messen sich erkühnen durfte: zehn Jahre waren erst verflossen, seitdem die Studentenschaft durch einen allgemeinen Exodus auf die „Bierdörfer" den Senat zu ausgiebigerem Schutz gegen „Brutalitäten" der Kommunalgarde (S. 105) zu zwingen unternommen hatte. Schon die Art, wie der Musensohn in Leipzig mit den akademischen Behörden verkehrte, war himmelweit verschieden von dem zopfig-bureaukratischen Ton, der auf der damals jüngsten Universität Deutschlands Berlin herrschte. In Leipzig war das „Biergericht" noch eine Art judicium parium: selbst der Pedell pflegte baccalaureus juris zu sein. In Berlin wurde man auf dem Universitätsgericht und der Quästur von den Gewaltigen vom Zivilversorgungsschein behandelt wie der Arrestant auf einer Polizeiwachtstube. Ein besonderer Sport der Quästurbeamten bestand z. B. darin, den Studenten, wenn er die fünf Taler, die ein Kolleg nach dem Verzeichnis kosten sollte, auf das Zahlbrett legte, mit den Worten „Reicht nicht!" anzuschnarchen und sich an seinen verblüfften Mienen zu weiden. Man beliebte nämlich, was sonst keinem Menschen mehr einfiel, hier noch nach der fingierten Münze der „Goldtaler" zu rechnen, von denen fünf einen Friedrichsd'or (5 Tlr. 20 Sgr.) ausmachten. Der Haß gegen bureaukratische Schikanen, der mich während meiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit gekennzeichnet hat, stammt, glaube ich, in seinen Anfängen aus den Erlebnissen dieser Berliner Zeit.

Am akademischen Himmel Leipzigs glänzten die ersten Sterne der Wissenschaft. Ich habe die Träger der großen Namen aus allen Fakultäten wohl sämtlich gehört, wenn auch zum Teil nur „schindender Weise“. Ich erquickte mich — um bei den Juristen zu bleiben — an der eleganten Klarheit des Germanisten, späteren sächsischen Kultusministers von Gerber, der gemütlichen und doch gründlichen Art des Kriminalisten Heinze, der feinen Lehrweise des alten Romanisten Hänel, der mich besonders in sein Herz schloß und mich mit dem kostbaren Schatze seiner meist in Spanien gesammelten Handschriften vertraut machte. Den Vorlesungen des altgewordenen Pandektisten von Wächter, des Rechtsphilosophen Ahrens und des witzelnden Kirchenrechtslehrers Friedberg habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Wie in Berlin Gneist, riß mich in Leipzig vor allen der große Nationalökonom Roscher hin. Was er auch lesen mochte, er fand mich zu seinen Füßen. Mein Heft über seine „Naturlehre des Staats“ ist noch heute eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung für mich. Aber auch auf dem Gebiete anderer Disziplinen trieb ich mich fröhlich herum, sogar bis in die Anatomie hinein.

Schon als Gymnasiast hatte ich mein schmales Taschengeld zum Ankaufe von Büchern verwendet. Ein großes Ereignis für uns jungen Leute war das Erscheinen der Hempelschen „Nationalbibliothek“ gewesen, die 1867 nach dem Erlöschen des Cottaschen Verlagsprivilegs die „sämtlichen Werke sämtlicher deutschen Klassiker“ in billigen Ausgaben zu bringen versprach und Anfangs in unzähligen Exemplaren auf den Markt geworfen wurde. Ein näheres Programm war nicht veröffentlicht worden. Fast mit jedem Hefte begannen die Werke eines andren „Klassikers“, und als „Klassiker“ ward im Grunde jeder namhafte Schriftsteller angesehen, der vor dem Normaljahre verstorben war. Auch eine bestimmte Frist für das Erscheinen der Lieferungen war nicht vorgesehen. So liefen wir in größter Spannung schier täglich zum Buchhändler, um nachzusehen, ob im Schaufenster ein neues ziegelrotes Heft zu $2^1/_2$ Sgr. auslag und welche Ueberraschung es brachte. In Leipzig versäumte ich nun keine der großen Bücherversteigerungen und legte durch billige Gelegenheitskäufe den Grund zu meiner später recht umfangreichen Bücherei. Viele wertvolle Drucke aus dem XV.—XVIII. Jahrhundert, insbesondere Originale Lutherscher Flugschriften, habe ich damals noch zu wahren Spottpreisen erwerben können.

Mein Vater sah mein Treiben nicht ungern. Sein geheimer Herzenswunsch war wohl, daß ich nach dem juristischen „Doktor“ den Verlag des Literarischen Centralblatts übernehmen möchte. Mein Vater und somit auch ich gehörten dem sächsischen Staatsverbande an. Ich war auf Grund meines Berliner „ausländischen“ Abiturientenzeugnisses in Leipzig eigentlich nur per nefas als „Inländer“ immatrikuliert worden, weil, wie der prächtige Universitätsrichter meinte, man sich ansonst blamiert haben würde. In den sächsischen Staatsdienst einzutreten, hatte ich bei dem partikularistischen Winde, der damals wehte, wenig Lust. Der gelbgerockte Briefträger, der mir eine der erst kurz vor jener Zeit eingeführten Postkarten überreichte, unterließ kaum, dies mit dem „Witze“: „eine norddeutsche!“ zu begleiten. Als sich ein leichtes Erdbeben in Leipzig bemerkbar machte, belauschte ich ein Gespräch

meines „Hausmanns“ mit einem Polizisten: das komme auch von den verfl— Preußen her, nicht einmal die Erde stehe jetzt noch in Sachsen fest.

Dies alles änderte sich in Leipzig mit einem Schlage, als der französische Krieg ausbrach. Wer die großen Tage im Juli und August 1870 dort nicht miterlebt hat, kann sich keinen Begriff von ihrer lodernden Begeisterung machen. Die akademische Jugend, unter der plötzlich die Reserveoffiziersuniform des in Leipzig garnisonierenden sächsischen Regiments in Menge auftauchte, übernahm die Führung auch der Bürgerschaft. In einer partikularistischen Zeitung war ein niederträchtiger Artikel erschienen: „Sollen wir Sachsen uns auch totschießen lassen?“ In corpore zog die Studentenschaft vor die Redaktion und verbrannte dort unter Pereatrufen auf offener Straße jene Nummer — sie war die letzte, die von dem Blatte erschienen ist. Sodann wälzte sich der Strom zur Universität, wo ein Professor, zu dem wir uns der Abfassung jenes Artikels versahen, gerade sein Kolleg lesen sollte. Kopf an Kopf drängte sich die Menge der Studenten in dem kleinen Auditorium, in den Korridoren, bis weit auf den Augustusplatz hinaus. Ein Abgesandter des allverehrten Rector magnificus Zarncke nahm uns unter Appell an die studentische Ehre das Versprechen ab, den Beschuldigten unbehindert sich verteidigen zu lassen. Ich sehe noch heute seine schlotternde Jammergestalt auf dem Katheder, wie er händeringend seine Unschuld und deutsche Gesinnung beteuerte. Wir ließen ihn stehen und zogen unter Heilrufen für den „Herzog der Deutschen“ — auf den „Kaiser“ wagte damals noch Niemand zu hoffen — vor das „Rote Kolleg“, um dem dort wohnenden Rektor unsere Huldigung darzubringen.

Unter den sich feindlich gegenüberstehenden Studentengruppen trat Gottesfrieden ein. Jetzt sah man Größeres, als die akademischen Reibereien. Abends zogen die Studenten, mit den Bürgern vereint, die „Wacht am Rhein“ singend um die Promenaden. Bald verödeten die Auditorien. Wer nur irgend konnte, eilte zu den Fahnen. Es verstand sich von selbst, daß auch ich, obwohl ich das dienstpflichtige Alter noch nicht voll erreicht hatte, mich unverzüglich bei dem in Leipzig liegenden sächsischen Infanterie-Regiment No. 107 zum Dienstantritt meldete. Anderswo wäre ich wohl, wie meine gleichalterigen Freunde, genommen worden. In den sächsischen Aemtern verhielt man sich aber, bis die eigenen Truppen ins Feuer gekommen waren, ziemlich ablehnend gegen die Begeisterung der Landeskinder. Ich wurde einstweilen zurückgestellt. Die beim Regiment Angenommenen kamen als nachgeschobener Ersatz für die weiten Lücken, die St. Privat und Sedan gerissen hatten, später gerade recht zum blutigen 2. Dezember nach Brie sur Marne: viele haben dort ihr junges Blut fürs Vaterland vergießen dürfen. Nicht weniger als zweiundsechzig Leipziger Studenten sind im großen Kriege für Deutschlands Einheit gestorben.

In Dresden, in dessen Nähe meine Eltern beim Kriegsausbruche gerade zur Sommerfrische in Loschwitz weilten, fand ich, als ich Anfang August um Abschied zu nehmen hinkam, die Stimmung weit kühler. Mein Vater klagte mir, daß er meinen Bruder Ferdinand, der dort eben in eine Privatschule gekommen war, von dieser habe wegnehmen müssen, weil die Mitschüler an der lauten Freude des Jungen über die ersten Siegesnachrichten Anstoß genommen hatten. „Kriegen

die Preußen Haue, werden wir wieder richtige Sachsen", hieß es. Noch lange Jahre nach der Gründung des Reichs blieb Dresden im Gegensatze zu Leipzig das Hauptquartier des sächsischen Partikularismus.

Ich verlebte, um die auf den 1. Oktober verschobene endgiltige Entscheidung über meinen Eintritt in die Armee abzuwarten, die Ferien in Leipzig. Am Morgen des 3. Septembers trete ich ahnungslos aus meinem Hause. Da umfaßt mich ein wildfremder, schlichtgekleideter Mann, küßt mich und schluchzt unter Tränen: „Napoleon, Napoleon ist gefangen!" So erfuhr ich die große Kunde von Sedan.

Wer von den Studenten schweren Herzens sich darein ergeben mußte, daß er nun einmal nicht die Waffe führen konnte, suchte als Felddiakon in den Lazarettdienst einzutreten. Ich nahm zwar an dem Eilkursus zur Ausbildung der Diakonen teil, verpaßte aber schließlich den Eintritt, weil ich immer noch auf die Einreihung ins Heer hoffte. Als ich am 1. Oktober wiederum zurückgestellt wurde, war es zu spät. Dagegen begründete ich zu Anfang des Wintersemesters mit meinem Freunde Michael Weske (6) ein studentisches Komitee, das unsre vor Paris liegenden Kommilitonen, und durch diese unsre Truppen überhaupt, mit dem schmerzlich entbehrten Lesestoff zu versorgen übernahm. Wir ließen täglich gelesene Zeitungen und sonstige Druckschriften aus Bürgerhäusern einsammeln und sandten sie — die Feldpost beanspruchte kein Porto — denen da draußen zu. Diese glückliche Idee hat uns viel Dank eingetragen. Sie fand in Marburg, Heidelberg und anderwo Nachahmung. Als wir beim Berliner Senat solche anregten, erhielten wir den Bescheid, daß ihm „keine verfügbaren Fonds zu Gebote standen". (7)

Am 16. Juni 1871 sah ich mit Max den ersten Deutschen Kaiser unter dem Vorritt Bismarcks, Moltkes und Roons in die Hauptstadt des neuen Reiches einziehen. Ich ahnte nicht, daß ich an diesem frohen Tage das letzte Mal mit meinem Bruder zusammen sein sollte.

— (6) — Weske war einer der merkwürdigsten Menschen, die mir über den Lebensweg gelaufen sind. Er war der jüngste Sohn eines esthnischen Bauern und als solcher ursprünglich Knecht seines den Hof übernehmenden älteren Bruders gewesen. In unbezähmbarem Bildungsdrange hatte er, die Grammatik bei der Feldbestellung vor sich auf den Pflug bindend, Deutsch gelernt. Professor Alexander von Oettingen in Dorpat, durch den Ortsgeistlichen auf den schon etwa Fünfundzwanzigjährigen aufmerksam gemacht, hatte ihn nach Leipzig gesandt, um ihn zum Missionar ausbilden zu lassen. Weske hatte sich hier in den frommen Zwang des Seminars aber nicht zu fügen verstanden. Ohne alle Mittel, von Leipziger Dozenten durch Zuweisung von Famulusposten unterstützt, warf er sich auf die Erforschung des Ursprungs der Sprache. Er arbeitete mit eisernem Fleiße in einigen siebzig Sprachen und war nicht wenig stolz darauf, daß er in Leipzig als der erste seines esthnischen Volkes den Doktorhut erhielt. Er war ein großes Kind geblieben und führte in der Studentenschaft die sehr bezeichnenden Spitznamen der „Urmensch" und der „Ichthyosaurus". Obwohl er seine Bildung den Deutschen verdankte und dies in Leipzig enthusiastisch zu preisen nicht müde wurde, trat er, als er demnächst Lektor an der russifizierten Universität Dorpat ward, an die Spitze der fanatischen jungesthnischen Agitation gegen das Deutschtum. Hierbei trieb er es so arg, daß er sogar der Regierung Alexanders III. unbequem und als Professor nach Kasan versetzt wurde. Hier ist er Anfang der 90er Jahre gestorben. — (7) — Rektor und Senatus in Berlin brachten damals ein hübsches Schildbürgerstückchen fertig. St. Bureaukratius ließ die Namen der in Frankreich kämpfenden, vielleicht längst gefallenen Kommilitonen, die beim Kriegsbeginn zu den Fahnen geeilt waren, ohne — mitten im Semester! — an förmliche Exmatrikulation zu denken, feierlichst ans schwarze Brett schlagen. Sie waren, einige Hundert an der Zahl, „wegen Unfleißes" im Album gestrichen worden. Hatten sie doch, im Winter vor Paris liegend, kein neues Kolleg belegt!

Durch meine Teilnahme an dem bewegten akademischen Treiben der Jahre 1870/71 war ich unter der Studentenschaft eine sehr bekannte und, wie ich sagen darf, auch beliebte Person geworden. Wenn ich, nach dem sachverständigen Urteil der Mädchen damals ein leidlich hübscher, schlanker Junge, etwas spatzenhaft im kurzen Jacket, das Ebenholzrenommierstöckchen in den Kanonenstiefel gesteckt, auf dem alten Paulinerhofe erschien, pflegte sich eine größere Korona von Farben- und Nichtfarbenstudenten um mich zu sammeln. Man wählte mich in alle möglichen Ausschüsse. Ich hatte bei den akademischen Auffahrten und den allgemeinen Kommersen zur Feier der Siege und des Friedens, beim Einzuge der heimkehrenden Truppen u. s. w. als Chargierter in großem Wichs zu fungieren; bei dem Fackelzuge zu Ehren der Wiedererrichtung des Reiches begleitete ich das Universitätsbanner sogar hoch zu Roß. Auch der Abordnung der Studentenschaft gehörte ich an, welche dem damaligen Kronprinzen Albert von Sachsen bei seiner Rückkehr aus dem Felde den Lorbeerkranz der akademischen Jugend überreichte.

Nach dem Friedensschlusse ebbten die Wogen des Studententums allmählich wieder in den alten Lauf zurück. Auch die alten Gegensätze traten wieder hervor. Ich selber nahm meine Stellung.

Im allgemeinen waren zu jener Zeit in Leipzig die Korporationen eine gute Schule für den jungen Musensohn — die eigentlichen „Couleuren“ sowohl, wie die großen, an erster Stelle den Männergesang, das Turnen, daneben aber eine frische studentische Geselligkeit pflegenden, meist auch ein äußeres Abzeichen tragenden Vereinigungen. Ich habe wohl bei allen verkehrt. Bei aller oft ausgelassenen Fröhlichkeit herrschte ein durchaus anständiger Ton; es wurde fleißig gearbeitet und man hielt darauf, daß Keiner verbummele; der Wechsel war fast durchweg knapp bemessen. Von „Patenz“ und Nachäffung des Leutnanttums war noch nichts zu bemerken, obwohl gerade damals viele sächsische Studenten schon Reserveoffiziere waren. Wer aber nicht zu diesen Korporationen gehörte, der war allerdings — Ausnahmen bestätigten nur die Regel — bei der Gestaltung des äußeren akademischen Lebens ebenso ausgeschaltet, wie etwa ein fraktionsloser „Wilder“ von den Geschäften des Seniorenkonvents im Parlament. Und doch bildete die „Finkenschaft“ der Zahl nach die weitaus größere Mehrheit gegenüber den „Organisierten“.

Die sog. „studentische Reformbewegung“, deren Anfänge bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre zurückreichen, rief nun ganz allgemein das deutsche Studententum auf, „seiner selbst endlich bewußt zu werden“, „das Chinesentum abzuschütteln“ und sich samt und sonders unter den Fittigen sog. „Permanenter Studentenkomitees“ zu vereinigen. Diese Komitees sollten im wesentlichen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gebildet werden und künftighin — das war die Hauptsache! — als das einzige Organ der studierenden Jugend gelten. Den Korporationen waren nur einige Sitze in diesen Komitees eingeräumt mit der Aussicht, sicher majorisiert zu werden. Die Bewegung schoß weit über das berechtigte Ziel hinaus. Die selbstgerechte Ueberhebung ihrer Propheten teilte sie mit allen neu in die Oeffentlichkeit sich ergießenden Strömungen, aber — und das unterschied sie von dem heutigen „Freistudententum“, dessen Vorläufer sie in mancher Hinsicht ist, — sie hatte im Grunde nur negative Ziele: am letzten Ende lief alles darauf

hinaus, doktrinär zu egalisieren, die historisch gewordene Eigenart unsres akademischen Lebens aufzulösen, an die Stelle des „Bruder Studio“ den „studierenden Mitbürger“ zu setzen. Man betonte vor allem die wissenschaftliche Ausbildung des Studenten — als ob zu deren Pflege erst der Radikalismus Anstalten hätte treffen müssen! Die deutsche Alma mater ist aber keine französische Fachschule: in akademischer Freiheit soll sich auf ihr nach allen Richtungen hin, auch in der Charakterbetätigung, der deutsche Student zu dem Jünglinge bilden, der des Mannes Vater ist. Insbesondere waren natürlich die Korporationen aller Art mit der Pflege ihrer besonderen Ueberlieferungen, aber auch mit dem straffen, erzieherischen Zusammenfassen ihrer Mitglieder den lauten Gleichmachern ein Greuel. Und doch schwang man sich nicht zu der wahrlich nahe genug liegenden Einsicht auf, daß man sich dem geschlossenen und deshalb mächtigen Allstudententum gegenüber nur dann werde durchsetzen können, wenn man sich selber fest organisiere. Einen solchen festen Zusammenschluß lehnte man sogar grundsätzlich ab, weil dann ja das subjektive Belieben des einzelnen „freien Studenten“ hätte eingeschränkt werden müssen. Mit tönenden Resolutionen bildet man keine Sturmkolonnen. So konnte die damalige Bewegung zwar zersetzen, aber nicht aufbauen. Daß die Sache dieser Doktrinäre in der demokratischen Presse — eine sozialdemokratische gab es noch nicht — eifrige Förderung fand, brauche ich nicht erst zu erwähnen.

Weske, ich und viele meiner Bekannten fühlten sich von dem hochtrabenden Gerede abgestoßen. Wir meinten, wenn man dem Nichtfarbenstudententum, dem ja auch wir angehörten, dauernden Einfluß auf die Gestaltung des akademischen Lebens gewinnen wolle, dann müsse man positiv verfahren: die Zerstreuten, soweit dies ohne übergroße Beschränkung ihrer individuellen Freiheit möglich sei, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zusammenfassen, auf die Convenae erzieherisch einwirken, weiteren Kreisen Direktion und studentisches Ehrgefühl beizubringen suchen und so in gewissem Sinne den alten Gedanken einer allgemeinen Burschenschaft, doch unter Ausschaltung politischer Ziele, neu beleben. Ging man in dieser Richtung vor, so brauchte man die mühsam gewonnenen Kräfte nicht alsbald im Kampfe gegen die alten Korporationen wieder aufzureiben, weil man ja nur neben diesen einen eignen Platz suchte, ohne sie verdrängen zu wollen. Ein „permanentes Studentenkomitee“ war nach dem Kriege nicht wieder zu Stande gekommen. Gegenüber der radikalen „Freien studentischen Vereinigung“ und bald in heftigem Kampfe mit ihr, gründeten Weske und ich im Dezember 1871 den „Akademischen Verein Lipsia“, dem sofort über hundert Mitglieder beitraten. Der Schildspruch der Lipsia entsprach dem Geiste, der in ihr nach unsrem Wunsche herrschen sollte: „Res severa est verum gaudium“. Wöchentlich fand je ein wissenschaftlicher Abend, an dem Dozenten Vorträge über allgemeine Fragen hielten, um die Jünger der verschiedenen Fakultäten auch für Dinge zu interessieren, die außerhalb ihrer Fachwissenschaft lagen, und ein Kneipabend statt, aber es war auch Gelegenheit gegeben, sich an den andren Tagen zwangslos zu treffen, um ein engeres Zusammenschließen der Vereinsgenossen zu ermöglichen. Die Mitglieder trugen eine farbige Mütze und unterstellten sich einem Ehrengericht. Ein erst fakultativer, dann obligatorischer Fechtunterricht wurde eingerichtet. Der Beitrag war gering.

Ich, im Winter 1871/72 Konsenior, im Sommer 1872 Senior der Lipsia, habe mir redliche Mühe gegeben, aus ihr etwas zu machen. Schließlich stellte sich aber doch heraus, daß die überaus breite Grundlage, auf der die Vereinigung begründet worden war, sich auf die Dauer nicht behaupten ließ. Jedem Nichtfarbenstudenten, gegen den nichts Ehrenrühriges vorlag, hatte der Zutritt ohne weiteres offen gestanden: dadurch war eine Reihe an sich ganz tüchtiger Studenten in die Lipsia hineingekommen, die als echt deutsche Eigenbrödler nicht dazu zu bringen waren, ihnen nicht genehme Beschlüsse des Ganzen zu beachten; Andre legten nur auf den wissenschaftlichen, wieder Andre nur auf den geselligen Abend Gewicht; eine nicht unerhebliche Anzahl erwies sich endlich als unverbesserlich direktionslos und stellte die Vereinigung oft geradezu bloß. Es war eine recht mißliche Aufgabe, gleichwohl das geschlossene Auftreten der Lipsia nach außen hin, dem Senat wie den mißtrauisch auf das neue Gebilde blickenden Korporationen gegenüber zu wahren, eine noch heiklere, gänzlich ungeeignete Elemente mit guter Manier wieder abzuschieben. Wollte man den Eintritt neuer verhindern, mußte man schon bei der Aufnahme schärfer sichten. Damit schmolz die Zahl der Mitglieder und die Lipsia ward ganz von selbst aus einem „Akademischen Verein" allmählich eine „Verbindung" (8). Auch von der „freien studentischen Vereinigung" hörte man bald nicht mehr viel.

Wissenschaftlich habe ich in diesen beiden Semestern im Vergleich zu meiner früheren und meiner späteren Studentenzeit wenig gearbeitet. Aber von der Kunst, Dinge und Menschen zu behandeln, habe ich, wie achtzig Jahre früher mein Großvater in Halle, reichlich profitiert, auch für meine späteren ernsteren Kämpfe mit dem Radikalismus eine gute Vorschule genossen.

Ich mußte, dieweil man nicht ewig auf Akademien bleiben kann, an eine gründliche Wiederaufnahme meiner Studien denken. So entschloß ich mich, Michaeli 1872 nach Halle zu übersiedeln. Leider verließ zu gleicher Zeit mit mir eine große Anzahl gerade der tüchtigsten Mitglieder der Lipsia Leipzig. Die Zurückbleibenden vereinigten sich mit der einige Jahre suspendiert gewesenen, jetzt sich wieder auftuenden angesehenen Landmannschaft Plavia zur „Vereinigten Leipziger Landmannschaft Plavia". Deren grau-weiß-rotes Band trage ich noch heute als ihr „Alter Herr".

In Halle wies das studentische Leben eine weit gröbere Nummer auf, als in Klein-Paris. Von der Mäßigkeit im Trinken, die der Großvater einst so gerühmt hatte, und von der von ihm bezeugten Geringschätzung des Biers war nicht viel mehr zu bemerken. Das Bier war freilich inzwischen immer besser und der Wein immer

— (8) — Von den dauernd bei der Lipsia Gebliebenen sind der Kirchenhistoriker Theodor Kolde in Erlangen und der Germanist Karl Zeumer in Berlin wohl die namhaftesten. Von den Freunden, die ich mir in Leipzig erworben, und deren Zuneigung meist für das ganze Leben vorgehalten hat, will ich hier nur des ältesten, des nun seit vierzig Jahren unwandelbar getreuen Albert Golm in Dresden, gedenken und eines verstorbenen: Georgs von Kaestner aus Riga. Als Kaestner 1883 bei einem Brande in Dorpat einen frühen Tod gefunden hatte, hat sich seine Freundschaft als ein mir immer teurer werdendes Vermächtnis auf seine jetzt in Kassel lebenden Schwestern Julia und Hanna vererbt.

teurer geworden. Selbst unter den Farbenstudenten gab es hie und da wohl einen, der, wie der Bursch vor des Großvaters Zeit,

„einhertrat wie ein Schwein,
Der, überall besaut, nur von Blamagen rein."

Ich verkehrte bei der Kartellandsmannschaft der Plavia, den schlägerberühmten Neoborussen, und habe auch unter ihnen manch lieben Freund fürs Leben gewonnen. Daß die Landmannschaft, als sie 1908 nach längerer Suspension wieder ins Leben trat, mir honoris causa ihr rosa-schwarz-weiß-schwarzes Band verlieh, war mir als warmer Gruß aus Jugendjahren eine aufrichtige Freude.

Ich hörte in Halle namentlich Fittings Kolleg über Zivilprozeß und versuchte es, in des berühmten Dernburgs Vorlesungen über Preußisches Landrecht auszuharren. Jedenfalls arbeitete ich sehr fleißig. Vielleicht sogar zu fleißig. Die Buchhändlerpläne hatte ich aufgegeben, mir erschien jetzt als das nach einigen Jahren praktischer Arbeit zu erreichende Ziel der akademische Lehrstuhl. Mein Bruder Richard, der sich selbst zur Habilitation vorbereitete, bestärkte mich in solchen Wünschen. Aber ich arbeitete unpraktisch: ich verlor mich in Einzelfragen und studierte mit heißem Bemühen eine große Menge von Monographien durch. Das ist mir zwar später zu gute gekommen, aber es hätte eben so wohl nach dem Examen betrieben werden können. Ich aber setzte meinen Ehrgeiz darein, erst dann mein akademisches Studium abzuschließen, wenn ich mir selbst das Zeugnis geben könne, „fertig" zu sein. So kam ich, hierin ganz Richard ähnlich, trotz alles Zuredens der Professoren insbesondere Ecks viel später zum nächsten praktischen Ziel, als viele andre, weit weniger Fleißige, die ich sogar selbst zum Examen durch Repetitorien vorbereitet hatte. Am 5. September 1874 bestand ich die erste juristische Prüfung beim Appellationsgericht zu Kassel.

Ueber meine Referendarzeit kann ich schneller hinweggehen. Für meine Entwicklung ist sie nicht von gleicher Bedeutung gewesen, wie meine Studentenjahre.

Zur Vorbereitung für die Dozentenlaufbahn trat ich, am 19. Oktober 1874 vereidigt, beim damaligen Kgl. Kreisgericht in Greifswald ein: im Bezirke des ehemals Schwedischen Vorpommern galt ja noch das Römische und Lübische Recht. Ich hatte das Glück, unter der Leitung des damaligen Kreisgerichtsrats Prof. Dr. Eccius zu arbeiten, der, wohl der scharfsinnigste unter den lebenden preußischen Juristen, später Präsident der Kommission für die große Staatsprüfung geworden ist. Daß mit den Parteien und Zeugen meist in plattdeutscher Mundart verhandelt wurde, störte mich nicht: ich habe ein gutes Ohr für Dialekte. Aber Greifswald war, soweit nicht rein-akademische Kreise in Frage kamen, damals weit mehr von der übrigen Welt abgeschlossen, als heute. Die Leute waren gastfrei und liebenswürdig, aber man merkte aus allem die Frage heraus: „was willst du als Nichtlandskind eigentlich unter uns?" und fühlte sich in der Fremde.

Von einigen Schlesiern, die in Halle Neupreußen waren, war mir ihre Heimat, das herrliche Riesengebirge, gepriesen worden. Ich bat kurz entschlossen um meine Versetzung an das Kreisgericht in Hirschberg und erhielt sie Anfang März 1875. Ich hatte keine Ahnung, daß ich damit eine neue Heimat gewinnen und in der Zukunft einen schlesischen Zweig unsrer Familie begründen sollte.

Die Referendarzeit verging in tüchtiger Arbeit, aber auch in harmlosem jugendlichen Frohsinn. Ganz besonders glänzt in meiner Erinnerung die Episode des 1878 von mir mitbegründeten „Mittels der Steinklopfer zur Alten Hacke“ in Hirschberg. Das war eine in den äußeren Formen der Handwerkerzunft („Mittel“) sich bewegende Gesellschaft ohne Statuten, deren Kern zwar Referendare, Assessoren und jüngere Gymnasiallehrer bildeten, in der aber jeder Gebildete jeglichen Standes und Alters willkommen war, wenn er nur guten Humor mitbrachte. Einige wirklich geistreiche Leute rissen die Uebrigen oft zur tollsten Faschingsstimmung hin, aber das Treiben blieb immer poetisch und sinnvoll.

Inzwischen hatte ich das mir zur Referendarprüfung gestellte Thema „Der Erbschaftskauf im Römischen Recht“ sorgfältig zur Monographie ausgearbeitet. Auf Grund dieser im folgenden Jahre in Fues Verlag (R. Reisland) zu Leipzig erschienenen Schrift und eines, wie ich wohl sagen darf, recht gut bestandenen Rigorosums erwarb ich am 19. Dezember 1876 „ob insignem eruditionem“ in Jena den juristischen Doktorhut. Jena, wo ich durch die Vettern Fritz und Clemens Brockhaus persönliche Beziehungen zu Fakultätsmitgliedern hatte, war von mir mit Rücksicht auf die künftige Habilitation gewählt worden. Die Fakultät kam mir wohlwollend entgegen, mein Bruder Richard redete mir dringend zu — gleichwohl gab ich jetzt nach reiflicher Selbstprüfung den Gedanken an die akademische Laufbahn endgültig auf. Zu meinem Glücke, denn ich war meiner innersten Natur, meinem ganzen Temperament nach doch mehr zu praktischer als zu theoretischer Betätigung geschaffen.

Nachdem ich 1878/79 beim Appellationsgericht in Breslau die vorgeschriebene Station erledigt und sodann — wieder mehr als nötig gewesen wäre — in Hirschberg und Warmbrunn theoretisch an der Vorbereitung fürs Examen gearbeitet hatte, ging ich auf das übliche „Assessorandenjahr“ nach Berlin. Am 5. November 1881 bestand ich die große Staatsprüfung mit dem Prädikat „Gut“.

Acht Tage darauf verlobte ich mich in Dresden mit meiner Jugendliebe Helene Rühlmann. Ich hatte sie am ersten Sonntage, den ich in Leipzig verlebte, dem 1. Mai 1870, als blutjunges Ding bei einem Tanzstundenkränzchen zum ersten Male gesehen. Inzwischen war sie meinen Eltern ans Herz gewachsen. Als mein Vater die Ringe dem Brautpaar übergab, war dies kaum seliger, als meine Mutter.

Ein Kommissorium als ständiger Hilfsarbeiter der Staatsanwaltschaft zu Ratibor, das ich Ostern 1882 erhielt, ermöglichte mir, am 15. August desselben Jahres die Braut in Leipzig heimzuführen (9). Es war keine übermäßig fröhliche Hochzeit: jedes eingehende Telegramm konnte einen Glückwunsch, aber auch den Tod meines Bruders Ferdinand melden, der an schwerem Flecktyphus im Hospital in Neapel darniederlag. Richard war zu ihm geeilt. Nur meine Mutter nahm an der Feier Teil: beim Vater zeigten sich schon Vorboten schwerer Erkrankung, sodaß ihm jede Aufregung untersagt war. Als wir ihn am Tage nach der Hochzeit unvermutet in seiner Sommerfrische auf dem „Weißen Hirsch“ bei Dresden auf-

— (9) — Trauzeuge war außer Helenens Schwager Karl Glorius der mit der Familie der Braut nahe befreundete Dr. Basilius Michailoff aus Bulgarien, jetzt Erzbischof von Russschuck. —

suchten, hat er vielleicht den letzten Tag seines Erdendaseins verlebt, an dem er so recht von Herzen froh war.

Ich bin sehr wider meinen Wunsch, eben nur um meine Heirat zu ermöglichen, in die Staatsanwaltschaft eingetreten und habe mich stets nur höchst ungern mit dem Strafverfahren befaßt. Gewiß, unsren preußischen Richtern und Staatsanwälten wird Niemand das Zeugnis versagen, daß sie mit Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit unparteiisch ihres Amtes zu walten sich bestreben. Aber nirgends tritt auch die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis, der Mangel unsrer Juristen an exakt-psychologischer Ausbildung so augenfällig hervor, wie auf diesem Gebiete. Wenn ich mich gleichwohl um eine in Ratibor freiwerdende Stelle als etatmäßiger Staatsanwalt bewarb und sie vom 1. Juni 1883 ab erhielt, so geschah dies, weil die Geburt meines ersten Kindes bevorstand und ein Ortswechsel zu dieser Zeit mir sehr unwillkommen gewesen wäre.

Am 27. Mai 1883 wurde uns in Ratibor meine Tochter Cäcilie geboren. Ich denke trotz meines jungen Eheglücks nicht gern an diese Ratiborer Jahre (April 1882 bis Mai 1885) zurück. Die Arbeitskraft der damals sehr wenigen Mitglieder der Staatsanwaltschaft wurde — übrigens nicht nur aus fiskalischer Sparsamkeit — in einem heute unglaublichen Maße überanstrengt. Dazu kam die Sorge um meinen an Gehirnerweichung langsam dahinsiechenden Vater und, weil infolge dieser Krankheit der von des Vaters Güte zugesagte Zuschuß ausblieb, auch die Sorge um das tägliche Brot. Mein junges Weib und ich, wir haben damals „die himmlischen Mächte kennen“ gelernt.

Nach dem Tode des Vaters, zum 1. Mai — dies Datum hat mir immer Glück gebracht — 1885 ließ ich mich als Amtsrichter nach Greiffenberg am Queis versetzen. Die dort verbrachten acht folgenden Jahre wurden die behaglichste Zeit meines Lebens. Geruhig und doch voll Regsamkeit.

Bald nach meinem Dienstantritte wurde ich Aufsichtsrichter des Amtsgerichts nnd erhielt zum Kollegen Felix Oehler (jetzt Landgerichtspräsident in Glogau), der in herzlicher Freundschaft meiner Familie und mir nahetrat. In Greiffenberg wurden meine Söhne geboren: am 24. Januar 1886 Eduard, dessen Taufe als die des Stammhalters unsrer Linie zu einem großen Feste der gesamten Familie sich gestaltete, am 7. Januar 1887 Johannes, am 11. März 1889 Ferdinand.

Die Verhältnisse in meinem Richterbezirke waren geradezu ideale. Unter den Einwohnern der kleinen Stadt, in der sich ein gewisses Patriziertum von Alters her erhalten hatte, befanden sich nicht wenige recht großzügig angelegte Menschen, jedenfalls gab kein ödes Philistertum dort den Ton an. Es wurde mir, von jeher wie der Vater darauf bedacht, mich in Andere hineinzudenken, auch nicht schwer, das volle Vertrauen der streng katholischen, gesitteten und verhältnismäßig wohlhabenden Bevölkerung des mir speziell unterstellten sog. Liebenthaler Klosterbezirks zu gewinnen. In diesem meinen Bezirke hatte ich alle Rechtsangelegenheiten, die streitigen wie die der freiwilligen Gerichtsbarkeit, zu erledigen: die Stellung des Amtsrichters war also hier wirklich noch so, wie der Gesetzgeber sie sich gedacht hat, und wie sie später leider nicht mehr aufrecht erhalten worden ist. Ich lernte dadurch die Verhältnisse der Bewohner meines Bezirks genau kennen und konnte

bald einem Jeden gern nachgesuchten Rat auch auf Gebieten erteilen, die mit dem Gerichtswesen nichts gemein haben.

Schon 1886 wurde ich vom Kreistage des Kreises Löwenberg zum Mitgliede des Kreisausschusses gewählt, in dem der als Regierungspräsident in Düsseldorf frühverstorbenen Landrat Dietrich von Holleuffer den Vorsitz führte, ein ausgezeichneter, von jeder bureaukratischen Ader freier, weitblickender Verwaltungsbeamter. Im Kreisausschusse konnte ich mich nicht nur mit dem eigentlichen Wesen der Verwaltungsgerichtsbarkeit vertraut machen; ich erhielt, persönlich insbesondere bei Eisenbahn- und Chausseebauten in jeden Winkel des Kreises kommend, auch guten Einblick in die gesamte Verwaltung. Ich habe so, auf den Pfaden meines Großvaters wandelnd, das öffentliche Leben und seine Bedürfnisse von einer Seite kennen gelernt, die der Justizbeamte sonst nicht zu sehen bekommt. 1890 wählten mich Magistrat und Stadtverordnete zu Greiffenberg sogar zum Vertreter ihrer Stadt im Kreistage — mich, den erst kürzlich dorthin versetzten königlichen Beamten, während mein Gegenkandidat einer alteingesessenen Familie angehörte. Diesen Vertrauensbeweis habe ich stets für die höchste Auszeichnung erachtet, die mir je geworden ist.

Auch sonst suchte ich möglichst meine Kräfte in den Dienst des öffentlichen Wesens zu stellen. 1887 wurde ich zum ersten Male als Abgeordneter in die Schlesische Provinzialsynode entsendet. Ich wurde Vorstandsmitglied in der Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins und gründete eine eigene Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Schulvereins. Ich trat dem Greiffenberger Lehrerverein als Mitglied bei und beteiligte mich — der Geist des alten Matthäus mag mich geleitet haben — rege an der Vereinsarbeit, um mir in Volksschulfragen ein eigenes Urteil zu bilden. In diesem Vereine, dem damals ganz besonders tüchtige Lehrer angehörten, habe ich übrigens mehr gelernt, als in allen andren Vereinen zusammengenommen.

An der Politik mich tätig zu beteiligen, hatte ich bisher noch keine Gelegenheit gehabt. Jetzt trat sie in den Mittelpunkt meines Lebens. Schon auf dem Gymnasium hatte ich, wie erwähnt, lebhaftes Interesse an staatlichen Dingen genommen. Seitdem mich der Vater 1866 zu seinem Vertrauten gemacht, verfolgte ich die fortschreitende Einigung des deutschen Vaterlandes, insbesondere die Verhandlungen schon des Konstituierenden und des Norddeutschen Reichstags mit andauerndem Eifer. Die Besuche dem Vater befreundeter Abgeordneter gaben Anregungen persönlicher Art. Dazu las ich mit Maurokordatos gemeinsam allerlei theoretisch-politische Werke. Wir entrüsteten uns über Machiavellis „Fürsten", fanden aber des Alten Fritz „Antimacchiavell" recht schwach und Rousseaus Contrat social ein Hirngespinst. Auf national-ökonomischem Gebiete gab Schultze-Delitzsch reiche Anregung. Die öffentlichen Vorträge, die Twesten, Kirchmann u. A. im Berliner „Handwerkerverein" hielten, besuchten wir schon als Primaner regelmäßig.

Ich war wie der Vater streng national und liberal gesinnt. Daß ich nicht in die demokratischen Kreise der Fortschrittspartei gehörte, die „unentwegt" auch nach 1866 Bismarck bekämpfte und die Norddeutsche Bundesverfassung verwarf, weil die theoretischen Sätze der Grundrechte von 1849 in ihren Text nicht aufgenommen

waren, — das war mir schon als jungem Studenten klar geworden. Ich war während meines ersten Semesters kurze Zeit hindurch in Begeisterung für die vaterländischen Ideale der Berliner Burschenschaft näher getreten. Diese segelte — übrigens im Gegensatze zu den Burschenschaften andrer Universitäten — zu jener Zeit in ganz radikalem Fahrwasser und hatte mit dem studentischen Leben fast alle Fühlung verloren. Sie bestand zum weitaus größeren Teile aus jüdischen Studenten, die Mensur war verpönt, auf allgemeinen Kommersen wurde der „Landesvater" nicht mitgestochen. Dafür trug in jeder Woche auf einem „politischen Abende" ein achtzehn- bis zwanzigjähriger Jüngling vor, was in den letzten sieben Tagen in der „Volkszeitung", dem „Organ für Jedermann", zu lesen gewesen war, und wies unter beweglichen Gesten auf die Abgründe hin, in die Bismarcks reaktionäre Politik das deutsche Volk zu stürzen drohte. Ach, was hatten die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Der Reichstagswahlkreis Löwenberg war, wie so viele andre, infolge der „Sezession" aus den Händen der nationalliberalen in die der „freisinnigen Partei" übergegangen. Da ward Anfang 1887 der Reichstag wegen der Septennatsfrage aufgelöst. Unter Bismarcks Auspizien wurde das bekannte „Kartell" abgeschlossen, das Konservative, Freikonservative und Nationalliberale verpflichtete, den Wahlkampf gegen einander zu unterlassen. Die gegen Bismarck stehende Mehrheit Richter-Windthorst-Grillenberger — der Freisinn Arm in Arm mit den Ultramontanen, Polen, Welfen und Sozialdemokraten — machte die gut nationalgesinnten gebildeten liberalen Schichten unsres Wahlkreises stutzig. Sie hatten zur Not die von ihrem Abgeordneten mitgemachte Sezession gutgeheißen; von der späteren „Fusion" der Sezessionisten mit dem unfruchtbar-doktrinären „Fortschritt" zur „Freisinnigen Partei" waren sie wenig erbaut gewesen. Auch die verständigen Führer der maßvollen Konservativen des Wahlkreises erkannten, daß der Kreis nur durch einen populären gemäßigt-liberalen Kandidaten wieder dem Radikalismus entrissen werden könne. Einen solchen Kandidaten fand man in dem alten prächtigen Sanitätsrat Dr. Rudolf Born in Greiffenberg, der im Kreise eine so allgemein beliebte Figur war, wie weiland der „alte Heym" in Berlin. Mir persönlich war es gelungen, den sich heftig sträubenden Born zur Annahme der Kandidatur zu bewegen. Ich fühlte mich nun auch verpflichtet, für seinen Erfolg mit allen Kräften zu wirken. So betrat ich die politische Arena. Georg Ludwigs Blut mag sich in mir geregt haben. Ich verfaßte den Wahlaufruf und trat in wohl zwanzig Versammlungen neben Born, der ein glänzender Causeur war, aber beim öffentlichen Reden leicht entgleiste, als Parteiredner auf (10). An mein politisches Debut denke ich noch heute gern zurück. Auf der von freisinniger Seite einberufenen Versammlung in Greiffenberg, die den Wahlkampf eröffnete, geriet ich mit Dr. Theodor Barth, sicherlich damals dem feinsten Kopfe unsrer Demokratie, in ein langanhaltendes Rededuell: Schlag

— (10) — Eine meiner lustigsten Erinnerungen knüpft sich an Borns Jungfernrede. Wir hatten diese, damit er sich ans öffentliche Sprechen gewöhnen solle, an einen kleinen Ort und in die frühe Nachmittagsstunde verlegt. Nachdem Born glücklich ein heftiges Lampenfieber überwunden, ward er warm: „Nun werden Sie, meine verehrten Herren, mir einwenden: wie stimmt dies und jenes mit deinen Ausführungen? Da kann ich nur sagen: Ihr tummen Luderſch, überlegt Euch die Sache doch richtig!" usw. Den sonst vom Kandidaten als Träger untrüglicher Erbweisheit gepriesenen

auf Schlag, in ganz knapper Form. Ich habe den eleganten Gegner in den vielen Versammlungen, in denen ich seitdem über zwanzig Jahre hindurch habe sprechen müssen, schmerzlich vermißt und mich gefreut, als Barth mir nach Jahren einmal erzählte, daß auch er sich jenes Abends gern erinnere. Der Wahlkampf endete mit Borns Siege.

Der alte Kaiser Wilhelm schloß am 9. März 1888 seine Augen. Nach neunundneunzig Tagen folgte ihm Friedrich III. in die Gruft. Der junge Kaiser bestieg den Thron. Schon im November 1888 erfolgten die Neuwahlen zum Preußischen Hause der Abgeordneten. Es ergab sich von selbst, daß die nationalliberale Partei im Kreise Löwenberg, der zum Landtage zusammen mit dem Kreise Bunzlau zwei Abgeordnete zu wählen hat, ein Mandat mir anbot. Auch die Vertrauensmänner des Bunzlauer Kreises nahmen mich, nachdem ich dort öffentlich mein Programm entwickelt hatte, als Kandidaten an und ich wurde neben dem von Bunzlau aufgestellten konservativen Landesältesten von Kölichen mit großer Mehrheit gewählt. Es bereitete mir besondere Freude, daß auch die Wahlmänner meines streng katholischen Richterbezirks, darunter sogar ein Pfarrer, der ausgegebenen Zentrumsparole zuwider ihre Stimmen für mich abgaben.

Mitte Januar 1889 wurde der Landtag im Weißen Saale des Berliner Schlosses durch den jungen König feierlich eröffnet. Ich hatte meinen Platz unmittelbar vor dem Thron erhalten.

Der nationalliberalen Fraktion gehörten damals noch eine Reihe von Veteranen aus der großen Zeit der Reichsgründung an: Hammacher, Hobrecht, von Cuny, Gneist, von Benda, Karl Oetker, Sombart, Seyffardt-Krefeld u. A. Von den — wenigstens als Parlamentarier — Jüngeren seien Enneccerus, von Eynern, Friedberg, Paul Krause, Sattler, Graf-Elberfeld und von Schenkendorff genannt.

Da die Fraktionskneipe, auf der es recht zwanglos-gemütlich herging, am späten Abend sehr fleißig besucht wurde, trat man mit den Fraktionsfreunden sowie mit den nationalliberalen Mitgliedern des Reichstags — v. Bennigsen, Miquel, v. Marquardsen, dem späteren Minister Möller u. A. — bald in ein näheres Verhältnis. Bei dem kameradschaftlichen Tone, der damals noch unter den Mitgliedern aller Fraktionen, so scharf sie sich auch sachlich bekämpfen mochten, ganz allgemein herrschte, war es auch nicht schwer, mit Abgeordneten andrer Parteien angenehme, zum Teil sogar recht freundschaftliche persönliche Beziehungen anzuknüpfen. So tat ichs mit dem konservativen Führer v. Rauchhaupt und dem originellen alten Wildkonservativen v. Meyer-Arnswalde, den Freikonservativen Dr. Ritter-Waldenburg, Schlabitz und Schoeller, den Freisinnigen Goldschmidt-Liegnitz, dem späteren Oberbürgermeister von Berlin Zelle, dem alten Langerhans und dem ewig-nervösen Rickert, dem wildliberalen Berger-Witten, ja mit dem Polen v. Stablewski, dem späteren Erzbischof von Posen, dem wahrhaft vornehmen

Wählern fiel solche, wenn auch gut schlesische Anrede immerhin auf und es erhob sich bedenkliches Gemurmel. Schnell entschlossen verteilten wir, Borns Stab, uns im Saale und verbreiteten flüsternd: Born habe halt stark gefrühstückt. Das nahm Keiner seinem alten Born übel: „Nu da da!“ — und reicher Schlußapplaus belohnte den Redner.

Freiherrn v. Schorlemer-Alst, dem „westfälischen Bauernkönig“, dem humorsprudelnden Zentrumsgewaltigen Windthorst und seinem klugen Nachfolger Dr. Lieber. Uebrigens traf ein damals umlaufendes Wort zu: die gescheitesten Leute in Preußen seien drei annektierte Hannoveraner: Bennigsen sei sehr gescheit, Miquel noch viel gescheiter, Windthorst aber so gescheit, wie beide zusammen. Die Symposien, bei denen der liebenswürdige Goldschmidt in seinem Junggesellenheim Mitglieder aller Parteien zu kleinem behaglichen Kreise zu versammeln pflegte, werden jedem Teilnehmer unvergeßlich sein. Windthorst hatte hier das Vorrecht, obwohl keine Frauen zugegen waren, einen witzigen Damentoast auszubringen.

Hier noch eine kleine Erinnerung aus jener Tage Fröhlichkeit. Als aus Anlaß des großen Bergarbeiterstreiks der Staatsrat unter dem Vorsitz des Königs einberufen war, wurde Dr. Ritter, als Leiter des großen Grubenbesitzes des Fürsten Pleß hervorragend sachverständig, in den Staatsrat berufen und zum Berichterstatter über die soziale Frage ernannt. Ritter, Schlabitz und ich berieten eine ganze Nacht hindurch bei tiefem Trunke das schwierige Problem. Als es draußen hell wurde, war es auch in uns licht geworden: das Ei des Kolumbus war unsrer ehrlichen Ueberzeugung nach gefunden, die Menschheit durch eine neue, geistvoll gestaltete Anwendung des Versicherungsprinzips aus den Banden der Armut und jeglicher Not errettet. Im Innersten bewegt trennten wir uns endlich mit dem Beschlusse, ohne Verzug eine gemeinsame Denkschrift auszuarbeiten, und priesen diese Nacht. Als wir uns dann am Vormittage im Abgeordnetenhause zusammenfanden, zeigte es sich leider, daß das kostbare Ei wieder verloren gegangen war. Keiner konnte sich auf die gefundene, große und doch so einfache Lösung der sozialen Frage besinnen. Rittters und mein ganzer Zorn richtete sich gegen den dicken Schlabitz, als dieser kleinlaut gestehen mußte, daß er unsren tiefsinnigen Erörterungen schließlich nicht mehr gelauscht, sondern geschlafen habe. So ist denn auch weiterhin die „große Powerteh“ die Wurzel aller Bedrängnisse der Menschheit geblieben.

Der große Etatkenner Eugen Richter blieb, wie sogar den meisten seiner Fraktionsgenossen, auch mir unnahbar, obgleich ich lange Zeit einen neben seinem Sitze befindlichen Platz benutzte, dessen Inhaber andauernde Krankheit fern hielt. Ich konnte dabei beobachten, wie unablässig Richter an den bissigen, scheinbar improvisierten „persönlichen Bemerkungen“ zu feilen pflegte, die der Schrecken des Gegners waren: oft zerriß er wohl zehn kleine Zettel mit Entwürfen, ehe ihm der scharfe Schliff seines Pfeiles genügte.

Sehr interessant waren die wenn auch nur flüchtigen Bekanntschaften, die man auf den Bierabenden und Diners, welche die Minister gaben, machen konnte. Ich sah dort u. A. Ernst Curtius, den Maler Adolf Menzel, den späteren Kardinal Kopp, den alten Feuerkopf v. Kleist-Retzow und den Grafen Zeppelin, der zu jener Zeit Württembergischer Militärbevollmächtigter in Berlin war, und über dessen närrische Schrulle, ein lenkbares Luftschiff erfinden zu wollen, man in der Erinnerung an sein flottes Reiterstückchen von 1870 lächelnd hinwegsah. Mit dem Afrikareisenden v. Wißmann konnte ich als Tischnachbar bei Herbert Bismarck einen höchst anregenden Abend verplaudern.

Nie werde ich den gewaltigen Eindruck vergessen, den die Bestattung Moltkes auf mich gemacht hat. Wir Abgeordneten hatten, bevor der Leichenzug sich bildete, unsren Platz gegenüber dem Generalstabsgebäude. Auf der leer gebliebenen breiten Straße vor dessen Portal hielt der offene Königliche Leichenwagen. Der lorbeergeschmückte, schlichte Sarg ward auf diesen gehoben. Der Kaiser und König Albert von Sachsen, die ihn herausbegleitet, traten wieder zurück. Nun stand der Sarg wohl einige Minuten lang allein auf dem weiten Raume. Tiefes Schweigen ringsum. Da lösten sich aus dem Grün des Tiergartens die Kolonnen der Garde: lautlos, mit gesenkten Fahnen zogen sie zum letzten Male vor dem toten Feldherrn vorüber an die Spitze des Leichenzugs.

Gelegentlich einer Versammlung der Vorstände des Vaterländischen Frauenvereins wurde nach dem Tode der alten Kaiserin Augusta 1890 auch meine Frau der neuen Kaiserin im Berliner Schlosse vorgestellt.

Die politische Geschichte der fünf Jahre 1888—1893, während welcher ich dem Parlament angehörte, zu schreiben, ist hier nicht der Ort. Ich habe die letzten Strahlen der sinkenden Sonne Bismarcks gesehen, persönliche Beziehungen — abgesehen von dem gegenseitigen Kartenaustausche — aber zu dem Gewaltigen nicht mehr gehabt. Der Kanzler kam damals nur selten nach Berlin, jedenfalls nicht mehr in den Preußischen Landtag; nur im Reichstage habe ich ihn sprechen gehört. Noch heute zittert die Erregung über seinen plötzlichen Sturz in mir nach und die Entrüstung über das erbärmliche Verhalten auch des preußischen Abgeordnetenhauses, das die vom Vizepräsidenten von Heereman im näselnd-gleichgültigen Tone verlesene Botschaft von der Entlassung des Reichsschöpfers entgegennahm, als handele es sich um den Wechsel in der Person eines beliebigen Regierungskommissars. Die würdig gehaltene Dankadresse, die die nationalliberale Landtagsfraktion am 1. April 1890 Bismarck übersandte, hatte ich — nach dem Rechte des Alphabets — an erster Stelle unterschrieben. An mich ist dann auch die eigenhändige Antwort des Fürsten vom 20. April 1890 gerichtet gewesen. Leider habe ich, was ich nach der Fassung des Schreibens gar nicht nötig gehabt hätte, das Original zu den Fraktionsakten gegeben, bei welchen es nicht einmal verblieben ist.

Ich darf von mir sagen, daß ich dem alten Recken die Treue gehalten habe. Alle die Jahre hindurch, in denen er noch unter uns weilte, habe ich an seinem Geburtstage die Herzen für ihn und sein Wirken aufs neue zu entflammen gesucht, bis ich nach seinem Tode sein Denkmal im Riesengebirge auf dem Prudelberge weihen durfte. Lebend ihn noch einmal zu sehen, ist mir nicht vergönnt gewesen. Die Huldigungsfahrt der Schlesier, die auch ich als Ausschußmitglied mit vorbereitet hatte, mußte, als der Tag des Empfangs schon vereinbart war, wegen Erkrankung des Fürsten verschoben werden. Dann starb er darüber hin.

Im Abgeordnetenhause gehörte ich vier Sessionen hindurch der ständigen Justizkommission als Schriftführer an. (11) Ebenso als Korreferent der Kommission, welche den nach den schlesischen Hochwässern von 1888 vorgelegten, später nicht

— (11) — Ich bin hier insbesondere für die Besserung der Stellung der Justizsubalternbeamten eingetreten. Die von Künstlerhand entworfene schöne Adresse, die mir die schlesischen Gerichtsassistenten überreicht haben, befindet sich im Familienarchiv.

verabschiedeten Gesetzentwurf vorbereit, der die Unterhaltung der schlesischen Privatflüsse den Kreisen übertragen wollte. Es erfüllt mich mit einer gewissen Genugtuung, daß der Weg, den ich in einer langen Rede im Plenum damals als den einzig gangbaren bezeichnet habe, etliche Jahre später betreten und auf ihm der Hochwasserschutz erreicht worden ist. Bei jenen ersten Beratungen lehnte die Staatsregierung meinen Vorschlag, die Provinz zum Träger von Pflicht und Recht zu machen, noch schroff ab. Auch der Kommission zur Beratung der von dem Minister Herrfurth vorgelegten, schließlich nach heißen Kämpfen zu Stande gebrachten Landgemeindeordnung gehörte ich neben den von meiner Fraktion dorthin entsandten Abg. Gneist, Hobrecht und Krause als Schriftführer an.

Der Fraktion gegenüber habe ich mir als Abgeordneter, wie später gegenüber der Parteileitung, das Recht eigner Meinung gewahrt. Daß beide Duldung zu üben vermochten, solange nicht wirklich Fundamentalsätze des nationalen Liberalismus in Frage waren, ist sicher ein gutes Zeichen für die innere Gesundheit der Partei. In andren Parteien hat man kleinlicher gedacht und gerade auf der linken, angeblich so toleranten Seite manch sacrificio dell' intelette gefordert: „Jeder soll nach seiner Façon selig werden — aber wehe dem, der dies in andrer Façon zu versuchen sich erkühnt, als ich selber es für gut finde!"

Meine eigenen Erfahrungen in Oberschlesien und in meinem katholischen Gerichtsbezirk lehrten mich schon zu jener Zeit, daß der Ultramontanismus mit den im Kulturkampf herbeigeholten rein juristischen Waffen nicht wirksam zu bekämpfen sei. Das sahen natürlich auch Andere ein; aber man scheute sich doch, das, was nicht zu halten war, nun auch offen fallen zu lassen. In meinem Bezirke z. B. war noch eine Pfarrei mit einem sog. Staatspfarrer besetzt. Da die Gemeinde seiner Dienste nicht begehrte, privatisierte der Mann sehr angenehm in Görlitz, das arme Gebirgsdorf aber mußte sämtliche Pfarreinkünfte an ihn abführen. Solange der Staatspfarrer lebte — denn ein Verzicht war ihm doch nicht zuzumuten —, war an die Wiederherstellung geordneter Seelsorge nicht zu denken. Das Experiment, das der Staat gemacht hatte, war mißglückt, aber nicht der Staat, sondern die arme Gemeinde hatte die Kosten zu bezahlen. Im Landtage wollte man hieran nicht rühren. Da gelang es mir, jedoch erst nachdem Miquel Minister geworden war, in persönlichen Verhandlungen mit dem Kultus- und Finanzministerium durchzusetzen, daß die Besoldung der Staatspfarrer allgemein auf Staatsmittel übernommen wurde. Auch für die Auflösung des ominösen Welfenfonds stimmte ich entgegen der Fraktion.

Anfang 1890 wurde der Reichstag neu gewählt. Der Wahlkampf stand unter dem Zeichen der durch die Branntweinsteuererhöhung „beleidigten Majestät des Königs Schnaps". Nach dem erneuerten Kartell war im Kreise Löwenberg ein Nationalliberaler aufzustellen. Da sich kein Andrer fand, mußte ich kandidieren. Im kalten, regnerischen Februar habe ich, ohne den üblichen „zweiten Redner", krank und heiser, innerhalb zehn Tagen an einundzwanzig verschiedenen Orten sprechen müssen. Meine Gegner waren ein Zentrumsmann und der freisinnige Stadtrichter a. D. Friedländer aus Breslau, ein sehr reicher Mann, dem es seine Mittel erlaubten, sich als „Armenvater" aufzuspielen und den Wahlkampf

ganz nach amerikanischer Methode zu betreiben. Ich kam mit Friedländer in die Stichwahl und unterlag mit recht ansehnlicher Stimmenzahl, da das Gros des Zentrums der von Windthorst ausgegebenen allgemeinen Parole „Gegen den Nationalliberalen!“ schließlich folgte. Meine Stiftsdörfer waren übrigens auch diesmal zum überwiegenden Teile mir treu geblieben. Wäre ich gewählt worden, würde es mir blutsauer geworden sein, die finanziellen Opfer, die mir das damals noch diätenlose Reichstagsmandat auferlegt hätte, zu tragen.

Da starb 1892 Friedländer und eine Ersatzwahl mit allen ihren besondren Freuden wurde notwendig. Inzwischen war das Kartell mit den Konservativen in die Brüche gegangen; vor kurzem erst hatte der unglückliche Zedlitzsche Schulgesetzentwurf im Landtage zu heißen Kämpfen zwischen der Rechten und meiner Partei geführt. Es bestand kein Zweifel, daß im Kreise Löwenberg, der einen Reichstagswahlkreis für sich bildet, die weitaus größere Mehrzahl der im Kartell vereint gewesenen Wählergruppen konservativ gerichtet war, während bei der Landtagswahl der mit Löwenberg verbundene Kreis Bunzlau zumeist nationalliberale Stimmen abgab. Die Konservativen stellten alsbald den in seinem Kreise sehr beliebten Landrat von Holleuffer als Kandidaten auf, sie waren aber bereit, uns alle gewünschten Garantien zu geben. Holleuffer teilte zudem keineswegs die Zedlitzschen Anschauungen, auch berührten die Schulfragen das Gebiet des Reichstags nicht. Gegen meinen dringenden Rat setzte die Berliner Zentralleitung es durch, daß, da ich selbst für ein solch aussichtsloses Experiment nicht zu haben war, der Generalleutnant z. D. von Boguslawski aus Breslau gegen Holleuffer und den freisinnigen Bewerber als nationalliberaler Kandidat aufgestellt wurde. Als liberaler General und Verfechter der „ungeheuer populären Forderung“ zweijähriger Dienstzeit wäre der hervorragende Militärschriftsteller unter andren Verhältnissen gewiß ein sehr geeigneter Kandidat gewesen. Hier war er der Masse der Wähler unbekannt und auch noch durch Krankheit gehindert, sich persönlich in hinreichendem Maße den Wählern vorzustellen. Boguslawski erlitt, wie ich vorausgesehen, ein klägliches Fiasko. Ich aber, durch das Hereinreden der Berliner verärgert, beschloß, mich vom politischen Leben ganz zurückzuziehen.

So sehr mir Greiffenberg ans Herz gewachsen war, die Sorge für die Ausbildung meiner Kinder nötigte mich, an die Uebersiedelung in eine größere Stadt zu denken. Hätte ich meine Beziehungen im Ministerium ausnutzen wollen, da wäre mir eine andre angenehme Stelle im Staatsdienst wohl sicher gewesen. Aber es widerstand mir, aus Verhältnissen, in die ich um der Sache willen getreten war, persönlichen Vorteil zu ziehen. Eines Tages Ende 1892 besuchte ich den Justizrat August Wentzel in Hirschberg, der, obwohl dreiundzwanzig Jahre älter als ich, seit meiner Referendariatszeit mit mir herzlich befreundet war. Wentzel machte mir den Vorschlag, zur Rechtsanwaltschaft am Landgericht überzutreten, mich mit ihm zu assoziieren und später einmal seine ausgebreitete, vornehm geführte Praxis zu übernehmen. Nach langem Ueberlegen willigte ich ein, nahm zum 1. Juli 1893 meinen Abschied aus dem Staatsdienste und übersiedelte mit dem Ablauf meines Landtagsmandats nach Hirschberg.

Auch diesen Entschluß habe ich, gottlob, nicht zu bereuen gehabt. Meine Erfahrungen als Staatsanwalt, Richter, Kreisausschußmitglied und aus der Justizkommission des Parlaments kamen mir zu Hilfe. Wentzel zog sich mit zunehmenden Jahren immer mehr von den Geschäften zurück und legte sein eigenes Amt nieder, als ich, am 1. Mai 1901 Justizrat geworden, Ende desselben Jahres auch zum Notar im Bezirke des Oberlandesgerichts zu Breslau ernannt worden war. Wentzel übersiedelte nach Charlottenburg und verkaufte mir zum 1. Juli 1902 sein schönes Haus am Warmbrunner Platz in Hirschberg (12), in dessen Räumen sich meine Kanzlei und Wohnung noch heute befinden. Schon im Mai 1902 trat mein Schwiegersohn Dr. jur. Otto Reier als neuer Gesellschafter in die Anwaltspraxis ein. Im Dezember 1906 wählte mich die Schlesische Anwaltskammer zum Mitgliede ihres Vorstands.

Ostern 1899 erwarb ich einen herrlichen Fleck Erde in Saalberg im Riesengebirge, von dem man zwischen dem Kynast und dem Walde des Birkenbergs hindurch weit hinausschaut über das gesegnete Hirschberger Tal bis zu den Katzbachbergen (13). Meine Frau hatte die Stelle ausfindig gemacht. Noch führte keine gebahnte Straße in das stille Gebirgsdörfchen. Nach den Rissen meines Neffen Fritz Skrodzki in Berlin erbaut, erhebt sich dort seit 1900 mein kleines, mit Liebe ausgestattetes, bis zum Dache grün umranktes Landhaus, angefüllt mit lieben Erinnerungsstücken aus meinem und meiner Voreltern Leben, umgeben von fröhlich herangewachsenen, von der glücklichen und treuen Hand meiner Frau gepflanzten und gepflegten Anlagen. Hier ist gut und friedlich ruhen; hier pflegt sich alljährlich zur Pfingstzeit der weitere Kreis der Familie um den „Alten vom Berge" zu versammeln; hier hat sich am 14. September 1901 meine Tochter Cäcilie mit unsrem lieben Otto Reier verlobt; hier feierten wir am 15. August 1907 unsre silberne Hochzeit.

Und ist's mit dieser Welt herum
Und komm ich ins Elysium:
Mein Helenenberg muß mit hinein,
Sonst mag ich nicht darinnen sein. —

Wenn ich 1893 geglaubt hatte, mich von der Politik losmachen zu können, so war das freilich, wie sich alsbald schon herausstellte, ein Irrtum gewesen. Als ich im Juni 1893 in Hirschberg anlangte, tobten die Kämpfe um die Neuwahl zum Reichstag. Der freikonservative, auch von meiner Partei angenommene Kompromißkandidat war durch Krankheit ferngehalten. Auch sonst war Not am Mann. Da blieb mir just nichts übrig, wie um der Sache willen als Redner einzuspringen. Seitdem habe ich mich in das Unvermeidliche gefügt und bis heute auch alle weiteren politischen Kämpfe in meinem, bisweilen auch in benachbarten Wahlkreisen geleitet.

Seit 1894 ist mir ohne Unterbrechung der Vorsitz im Nationalliberalen Wahlverein für den Wahlkreis Hirschberg-Schönau übertragen gewesen. 1902

— (12) — Grundbuchnummer 138 Stadt Hirschberg. — (13) — Grundbuchnummer 7 Saalberg. 1908 habe ich noch das benachbarte Grundstück Nr. 8 hinzugekauft.

wurde ich in den Zentralvorstand der Partei zu Berlin berufen. Auch habe ich dem im November 1904 von mir mitbegründeten Landschaftlichen Parteiverbande für Niederschlesien von Anbeginn an präsidiert, bis 1909 der Vorort nach Liegnitz verlegt wurde.

Es macht mir heute noch Freude, mit einem ebenbürtigen Gegner und mit honorigen Waffen einen Kampf auszufechten, auch wenn ich einmal dabei nicht obsiege. Mein Bruder Ferdinand spricht mir aus der Seele:

Einer, der bedacht pariert,
Der kraftvoll-fein den Degen führt
Und immer bei der Sache geblieben —
Ja, nähm' er dir von deinem Blut,
Er bliebe dir doch ein Lebensgut,
Und mitten im Kampfe freust du dich:
Bravo, du drüben, jetzt triffst du mich! (14)

Aber — mag man mich einen Laudator temporis acti heißen! — zu solcher Art vornehmen Gefechts ist heute wenigstens in der Arena der Wahlkämpfe kaum noch Gelegenheit. Nicht blos die Sozialdemokratie hat Goethes ironischen Rat zu befolgen gelernt:

Darf man das Volk belügen?
Ich sage: nein.
Doch willst du sie belügen,
So mach es nur nicht fein.

„Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber nicht Vernunft." Beim allgemeinen Wahlrecht gilt es, die Massen, die über die gerade im Vordergrund stehenden Fragen zumeist keine eigne Meinung haben können, für sich in Bewegung zu setzen. Persönliche Verunglimpfung des Gegners und seiner Anhänger, denen man wider besseres Wissen finstere Pläne unterschiebt, oder — was im Hinblick auf § 11 des Preßgesetzes noch ratsamer — deren wahre Meinung man unterschlägt, sind hierbei zugkräftigere Mittel als sachliche Polemik. Da der Kandidat, der auf seinen Ruf Rücksicht zu nehmen hat, sich zu solcher Gefechtsweise nicht selbst herzugeben pflegt, wird die äußere Agitation in der Hauptsache immer mehr den professionsmäßigen Volksversammlungsrednern, die überall dasselbe Sprüchlein hersagen, und der skrupellosen Kleinpresse der einzelnen Wahlkreise überlassen. Nun ist's zwar im Grunde kein kleiner Genuß, Schmocks des Politikers unsagbar lächerliche Figur im Mantel des Volkstribunen mit rollenden Augen daher schreiten zu sehen: welch hohe Ausbildung in der Kunst, mit Druckerschwärze zu schreien; welch kluge Vorsicht, was man sich selbst aus den Fingern gesogen, in anonymen „Eingesandt" entrüsteten „Liebhabern der Wahrheit" in den Mund zu legen; welch feine Erkenntnis, daß bei der Kürze des menschlichen Gedächtnisses auch der frechster Lüge Ueberführte alsbald wieder Glauben findet; welch weise Oekonomie, die unverschämtesten Anwürfe bis zu dem Generalbombardement aufzusparen, welches so kurz vor dem Wahltermine,

— (14) — Wandern und Werden 2. Aufl. S. 90.

daß jede Berichtigung zu spät kommen muß, auf der ganzen „Drecklinie“ eröffnet wird! Hinterher hat das dann natürlich eine „Geistesschlacht“ geschlagen. Der praktische Philosoph mag sich mit Goethe getrösten: „Die Flöhe und die Wanzen gehören auch zum Ganzen“ — aber die Bekämpfung solchen Geziefers ist Kammerjägerarbeit und alles andre, als frisches, fröhliches Fechten. Ich weiß, daß es bei allen Parteien Ausnahmen giebt, nicht jeder Kandidat sich solche Kampfesweise unter seiner Fahne gefallen läßt; aber die Ausnahmen fangen an, nur noch die Regel zu bestätigen. Das Empfinden dafür, daß der Hehler so schlimm ist wie der Stehler, kommt nicht selten auch vornehmeren Naturen abhanden, sobald sie in die politische Arena treten. Allerdings scheint auch eine andre, wie man meinen sollte, für einen anständigen Mann nicht minder große Schwierigkeit oft spielend leicht überwunden zu werden: daß man es hinnimmt, von der eignen Presse vorn im redaktionellen Teile mit eben dem Anreißergeschmack gepriesen zu werden, mit dem hinten im Anzeigenteile für Bombastuszahnseife, Hundolin und Megabusol Reklame gemacht wird. Ja, bisweilen klingt auch nach beendeter Wahlzeit der Ruhmesleierkasten in gleichem Psalmodieren weiter. Bismarck hat schon Recht: die Politik verdirbt den Charakter. Allerdings vergröbert es auch den Wahlkampf, daß in der langen Friedenszeit die materiellen Interessen vor die idealen getreten sind und sich daher bisweilen auf dem Gebiete der Politik, die nach Bismarck doch eine Kunst ist, unter dem Aushängeschilde des „Fachmanns“ ein banausisches Spezialistentum breitmachen kann, das außer seinem Brevier nichts zu lesen vermag und alles andre, als geeignet ist, unser ganzes Volk zu vertreten, sein Leben auf allen Gebieten zu heben.

Nachdem ich jetzt dreiundzwanzig Jahre im Gefecht voran gestanden habe und nun in mein sechzigstes Lebensjahr eingetreten bin, glaube ich das Recht zu haben, „mit dem Charakter als Ehrenvorsitzender des Wahlvereins“ zur Landwehr überzugehen. Und ich nehme es dankbar als ein Zeichen der Anerkennung meines Wirkens hin, daß auf meinen Vorschlag mein gleichgesinnter Schwiegersohn Otto Reier zu meinem Nachfolger im Zentralausschuß unsrer Partei berufen worden ist.

Im Jahre 1902 trat ich wieder in die kommunale Selbstverwaltung als Mitglied des Kreisausschusses des Kreises Hirschberg ein. Nicht minder habe ich an den kirchlichen Dingen mitzuarbeiten gesucht. Ich stehe fest im Bekenntnisse der Reformation, das in evangelischer Freiheit auszulegen ich allerdings als mein gutes Recht beanspruche. Ich halte es nicht für wohlgetan, wenn, wie es oft geschieht, ein unabhängiger Mann, weil ihm der Zwist zwischen den kirchlichen Richtungen nicht gefällt, sich einfach bei Seite stellt und meint, vom Dienste an der Kirche, die doch noch heute eine der gewaltigsten Mächte in unsrem Volksleben ist, absehen zu dürfen. Ist doch der Kampf zwischen der orthodoxen und der freien Auffassung des Christentums so alt, wie die Kirche selbst. Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich wie auf politischem, so auf kirchlichem Gebiete jeder Unduldsamkeit stets nach Kräften entgegengetreten bin. Sie ist auch in der Kirchenpolitik keineswegs ein privilegium odiosum des rechten Flügels allein. Wahre Freiheit kann nur da bestehen, wo in den geistigen Fragen, die kein

Machtwort beantworten, keine Abstimmung entscheiden kann, der Schutz der Minderheit dahin gewährleistet ist, daß auf staats- und kirchenpolitischem Gebiet auch ihre Bedürfnisse nicht unberücksichtigt bleiben, nicht alles über einen Kamm geschoren werden muß. Das ist in einer Monarchie, deren Spitze über den Parteien stehen soll und, was wichtiger ist, auch zu stehen vermag, sehr wohl möglich, zumal wenn der Regent dessen eingedenk bleibt, daß, um mit Karl X. von Frankreich zu sprechen, er selbst in dem großen Theater der Geisteskämpfe, wie jeder andere, auch eben nur einen Fauteuil innehat. Eine aus Wahlen hervorgehende Regierung, die, wenn sie die hinter ihr stehende Mehrheit verliert, selbst verloren ist, muß schon um ihrer Selbsterhaltung willen dem Gegner auch auf diesen geistigen Gebieten Licht und Luft verschränken. Schon um dieser Freiheit willen bin ich überzeugter Royalist. Habe ich übrigens auf staatlichem und kirchlichem Gebiete überhaupt etwas nützliches geleistet, so liegt dies vielleicht weniger in dem, was ich positiv getan, als in dem, was ich zu verhindern gewußt habe. In Greiffenberg war ich Mitglied der kirchlichen Gemeindevertretung, in Hirschberg eine Reihe von Jahren hindurch Laienvorsitzender des Kirchenrates an unsrer ehrwürdigen „Gnadenkirche zum Kreuze Christi", die evangelische Glaubenstreue noch unter österreichischer Herrschaft opferfreudig errichtet hat. Am 3. Mai 1909 durften wir das Jubelfest des zweihundertjährigen Bestehens unsres Gotteshauses mit hohem Glanze feiern. Die Ausgestaltung dieses Jubiläums, mit dem eine durchgreifende künstlerische Neugestaltung einzelner Teile unsrer gewaltigen Kirche verbunden war, hat mir viel freudig geleistete Arbeit gemacht; dann aber veranlaßten mich persönliche Gründe, die einstimmig erfolgte Wiederwahl abzulehnen. An der Generalvisitation des Hirschberger Kirchenkreises in den Jahren 1907 und 1908 nahm ich als weltlicher Kommissar teil. Als mich 1887 die Diözese Löwenberg als ihren Vertreter in die Schlesische Provinzialsynode entsandt hatte, war ich dort der „Evangelischen Union", der sog. Mittelpartei beigetreten. 1902, 1905 und 1908 wählte mich die Kreissynode Hirschberg, zu deren Vorstand ich auch jetzt noch gehöre, wiederum in die Provinzialsynode. 1905 durfte ich dort insbesondere den von mir ausgehenden, einstimmig angenommenen Antrag auf die so überaus notwendige Aufbesserung der Pfarrgehälter begründen. 1908 wurde ich zum weltlichen Mitgliede des Präsidiums der Provinzialsynode und damit zum außerordentlichen Mitgliede des schlesischen Konsistoriums gewählt. So ist mir auch das Lebensgebiet meiner Vorväter Matthäus und Johannes nicht verschlossen geblieben.

Mein Großvater Ludwig Avenarius war in der von ihm gestifteten Loge „zur aufgehenden Sonne" zu Halberstadt lange Jahre hindurch Meister vom Stuhl gewesen. Mein Vater hatte bedauert, nicht in jüngeren Jahren dem Freimaurerbunde beigetreten zu sein. Ich selbst wurde 1894 durch meinen alten Freund Wentzel der Loge „zur heißen Quelle" in Hirschberg zugeführt. Seit 1903 führe ich in ihr den ersten Hammer, bin Ehrenmitglied einer Reihe schlesischer Bauhütten, bekleide auch ein Amt in der Altpreußischen Großloge „zu den drei Weltkugeln". Manches mag in der Freimaurerei überlebt sein. Aber unter ihren Formen schließen sich viele Tausende gebildeter, nicht unvermögender, angesehener und wohl-

V. Ludwig Adamic

meinender Männer fest zusammen, um nicht nur an der eignen Vervollkommnung, sondern auch an den Werken tätiger Menschenliebe zu arbeiten. Und an dieser Tatsache sollte Keiner achtlos vorübergehen, dem es mit der Förderung der sozialen Aufgaben unsrer Zeit ernst ist.

Es bleibt mir noch übrig, dankbar derer zu gedenken, die mich auf dem Lebenswege in Treuen begleitet haben: vor allem meiner guten Frau, die, in unablässiger Sorge und stets geräuschlos, dem nicht immer bequemen Gatten die Steine aus dem Pfade wegzuräumen bemüht war, auch wenn sie, vertrauensvoll wie Ruth, oft nicht wußte, wohin der Weg führen sollte. Dankbar meiner Kinder, Brüder und sonstigen Verwandten; dankbar auch der Freunde aus der Jugendzeit wie aus den späteren Jahren. Ach, ich habe so viel und so Vielen zu danken, daß ich lieber gar keine Namen nennen will (15). Froh empfinde ich den von Bismarck gepriesenen Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß, Beleidigung und Verleumdung gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen wächst. Ich selbst habe auch wohl bisweilen manchem so etwas wie ein getreuer Eckart sein dürfen. Nun, der war ja dereinst im Hörselberge bei Eisenach der Nachbarsmann meiner Voreltern.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht auf der Goldwage.
Wirst du die Krämerwage nehmen,
Wirst du dich schämen und dich bequemen.

Mir ist ein reiches Leben beschieden gewesen. Wäre ich nicht der Sohn meiner Voreltern, würde ich es wohl verstanden haben, aus meiner Arbeit mehr äußeren Nutzen zu ziehen. Aber als ein Erbteil meines Vaters darf ich es getrost besonders dankbar preisen, daß, wie ihn, auch mich wohl Keiner je auf dem Neidpfade betroffen hat, so viele Wege ich auch sonst gelaufen bin. Nachgelaufen bin ich gleichwohl Keinem. Hoffentlich bin ich auch kein Philister gewesen. Von dem Menschenrecht, selber hinzuzulernen und mich dem Gelernten entsprechend zu wandeln, habe ich wenigstens immer freien Gebrauch gemacht und mich bemüht, allezeit Herr meines Lebens zu bleiben — auch gegenüber meiner eignen Vergangenheit, soweit ich sie innerlich überwunden hatte. Mancher „Unentwegte“ ist nichts, als ein Knecht des von ihm selbst Besiegten. Das Ziel meines Lebenswegs blieb dabei unverrückt, nur hat sich dem mühsam, meist auf verschlungenen Bergpfaden Emporklimmenden die Gralsburg von gar verschiednen Seiten und in wechselnder Beleuchtung gezeigt: oft merkte ich, wenn ich einmal auf vielbegangener Strecke dahinzog, daß ich jämmerlich in der Irre ging und mir hemmende Weggefährten zugesellt hatte. Nicht immer war's dann leicht, „die Freunde gehn und die Menge laufen zu lassen“.

— (15) — Nur der guten „Mie“, unsrer Dienerin Marie Schubert, muß ich besonders gedenken. Seit Ostern 1887 hat sie, so recht ein Glied des „ganzen Hauses“ im Sinne Riehls, in Treue Freud und Leid mit uns geteilt und uns die Kinder großziehen helfen. Nun ranken sich deren eigene Kindererinnerungen fröhlich und dankbar um ihre behagliche Gestalt und auch den Enkeln werden die Großeltern nicht anders, als von der Nebensonne der „Mie“ umkreist, im Gedächtnis bleiben.

Ich danke es weiter meinem Vater, daß ich die für mich beanspruchte Freiheit im selben Umfange ehrlich Andren zu lassen bemüht war. Neque ridere neque lugere sed intelligere. Trotzdem habe ich mich nie gescheut, der Katze die Schelle anzuhängen. Aber auch mein Verzeichnis von Bösewichtern wird, je älter ich werde, immer kürzer und mein Register von Toren immer länger. Mein eigner Name steht obenan darin.

Paßt vielleicht Goethes „Grabschrift“ auf mich? „Als Knabe verschlossen und trutzig“, — stimmt! — „als Jüngling anmaßlich und stutzig“, — stimmt wieder! — „als Mann zu Taten willig“, — willig? o ja, stimmt auch! — „als Greis leichtsinnig und grillig“, — das spukt wahrhaftig vor! — nun denn zum tröstlichen Fazit: „Auf deinem Grabstein wird man lesen: Das ist fürwahr ein Mensch gewesen.“

Ein Mensch, dem Menschenlos voll beschieden war, und der sonnige, wie trübe Tage aus Gottes Hand dankbar hinzunehmen hatte. Woraus aber noch keineswegs folgt, daß er auch ein treuer, guter, nützlicher Mensch gewesen ist. Daß ich ein „unnützer Knecht“ im Sinne des Schriftworts bin, das empfinde ich tief. Möge Gott gnädig des Vaters Schuld nicht an den Kindern heimsuchen! Dabei sind es nicht einmal die Begehungssünden, deren Gedächtnis mich quält: die habe ich zumeist, oft schwer genug, selbst gebüßt. Die Unterlassungen, wo, das Rechte zu tun, bald Einsicht bald Mut fehlte, sie lasten am drückendsten auf meiner Seele. Wie vieles möchte ich noch bessern, aber es will Abend werden und ich muß mich mit Vischer bescheiden:

Wohl sinkt sie immer noch zu frühe
Herab, die wohlbekannte Nacht.
Doch wer mit aller Sorg' und Mühe
Hat je sein Tagewerk vollbracht?

Schau um dich! Sieh die hellen Blicke,
Der Wangen jugendfrisches Blut,
Und sage dir: In jede Lücke
Ergießt sich junge Lebensflut.

Es ist gesorgt, brauchst nicht zu sorgen;
Mach Platz, die Menschheit stirbt nicht aus,
Sie feiert ewig neue Morgen,
Du steige fest ins dunkle Haus!

Ferdinand Avenarius 1856

Also ich selber soll Euch, Nichte und Neffen, von meinem Leben berichten — Euer Vater bittet mich drum. Es gab eine Zeit, da saß ich als kleiner Junge dauerhaft vor nunmehr Eurer großen Familienuhr und zählte die viertel, die halben Stunden, bis des größeren Bruders Schule „aus“ war. Hat uns später die Sonne diese Welt manchmal recht verschieden gezeigt, so folge ich Ludwigs Ruf heute doch ebenso willig, wie ich ihm damals gefolgt wäre. Gehts aus dem Vaterhause hinaus, so ist das zunächst immer ein Stürmen; das Ich, das treibt, scheint sehr viel stärker als das Wir, das zusammenhält. Doch je älter wir werden, je mehr fühlen wir in uns, wie stark auch dieses Wir ist, wie stark das Ererbte, dessen Elemente sich in jedem der Kinder anders verbunden, anders genährt und verschiedentlich entwickelt, nie aber aufgelöst haben. Hören dann wir alternden Knaben in uns hinein, so vernehmen wir Stimmen, von denen wir noch nichts merkten, als unsre eigne Jugend zu laut sprach, und staunend verstehen wir sie immer besser als Stimmen unsrer Väter und Mütter. In irgend einem Herzkämmerlein, in irgend einem Kopfwinkelchen saß wirklich all die Jahre her noch jedes der alten Herren und Damen als ein gut- oder auch ungutartiges Hausgeistchen fleißig oder faul bei irgend einem Rädchen am Uhrwerk: nun nickt es uns zu oder lacht uns ob des Selbständigkeitstölzleins aus, das so lange an ihm vorbeihörte. Alles in allem gibt das in unsrer Familie eine ganz behagliche Gesellschaft. Und es ist zugleich Dank und Rechenschaft an die Gewesenen, wenn wir Euch Jungen von uns selber erzählen, Euch, denen wir doch nur mit ein wenig Zutat und Zusaat weitergeben, was uns gegeben ward.

Cousine-Schwester Constanze Heinrich hat mir erst kürzlich lachend erzählt: sie sähe noch immer in der Erinnerung ganz deutlich den Storch, den ihr das Kindermädchen zeigte, als er, das Geschwisterlein im Schnabel, in ihrer Mutter Schlafzimmer flog. Ganz entsprechend weit läuft meine älteste Erinnerung nicht zurück, aber viel weniger sonderbar ist sie auch nicht. Sie sieht mit Bäumen kühn und kraus eine wunderherrliche Insel in einem See aus lauter Silber und auf ihm einen weißen Vogel, der ist riesengroß und über alles schön und ein verwunschener Prinz. Wo er wohnt, da sind die Bäume prächtig zu Wänden zusammengewachsen, und so ist's ein Zauberschloß. Ach, hat es herrlich große, hohe Fenster wie eine Kirche, und abends sind heilige Feste darin, dann leuchtet es daraus purpurn über den Schimmersee. Ein halbes Jahrhundert ists her, aber so Schönes hab ich nicht wieder gesehn. Wenn mir die Mutter später erzählte: Du hattest die Masern, und Näh-Riekchen hatte Dir ein Borkenhäuschen mit roten Gelatinefenstern gemacht und ein Spiegelchen mit Moos daneben, so wußte ich lange nicht, ob ichs glauben sollte.

Meine engste und meine weitere Kindheitswelt war im Wesentlichen dieselbe, die Euch Bruder Ludwig geschildert hat. Nur war sie um sechs Jahre älter, weil ich um sechs Jahr jünger war, und ich sah mit Kleinkinderaugen, was Ludwig schon mit Jungenaugen sah. In meine Kinderstube wedelte der edle Hund Müffel,

sagenumwoben, nur noch mit einem Geisterschwanze herein. Näh-Riekchen war recht eigentlich meine Kindheitsfee. Alwinens Jammer weinte ich noch unverstehend mit. Aber an den Sonntagabenden mit Dichtung und Musik war ich auf einem Stuhl im Hintergrund geradezu leidenschaftlich dabei. Und auch das gilt für mich wie für Ludwig: daß ich trotz der Großstadt im Zusammenhange mit dem Naturleben blieb. Es war ja noch immer das „alte" Berlin vor dem Kriege. Richtig über den Potsdamer Platz weg lief noch die Verbindungsbahn mit dem klingelnden Mann daneben, und dicht am Brandenburger Tor sah man hinter der Stadtmauer leibhaftig noch an seinem Faden den Seiler gehn. Der Tiergarten war großenteils noch „wild", um den Zoologischen wars Feld, und in Wilmersdorf liefen um Gott weiß wie alte Bauernhütten Gänse und Schweine unter den Weiden zum Dorfteich. Wir Jungen vom Wilhelmsgymnasium zogen zu Lederstrumpfkämpfen auf dem Kriegspfade durch Wald und Busch. Vor allem freilich durch den Tiergarten, und hier gab es einen Hauptreiz, daß beide Parteien noch einen dritten, gemeinsamen und allermächtigsten Feind in den Aufsehern und Schutzmännern, ohne daß dieser Feind es ahnte, durch grundsätzliches Verletzen seiner Gebote bekämpften. Anerkannt auch von ihm war nur unser Hauptlager und Bollwerk, ein großer Sandhaufen hinter der Luiseninsel, wo zwischen den beiden jugendlichen der drei Parteien gerade die Entscheidungskämpfe tobten. Heute scheint mir, als wenn man uns dort auf irgend eines Großen Wink unser Wesen treiben ließ, denn nicht nur der alte Wrangel warf uns mehr als einmal Apfelsinen als Erisäpfel in die geschlossene Phalanx, auch Bismarck lächelte, wenn er vorbei ritt, und „der Kronprinz" rief uns was Lustiges zu.

Dann kam der große Krieg. Die hohen Herren, deren wir halb und halb gewohnt waren, blieben aus. Unsre Indianerkämpfe verwandelten sich in Franzosenschlachten. Trotzdem: sehr viel anders schien uns die Welt in diesem Kriegsspiele zunächst noch nicht. Aber allmählich wohl. Nach und nach nämlich blieben auch die Mitspieler aus, denn häufiger und häufiger kam irgend ein Kamerad mit einem Trauerflor in die Schule. Und wir immerhin schon Dreizehnjährigen bekamen ein Gefühl, als ob wir eigentlich zu alt zum Soldatenspielen wären, wenn es draußen so ernsthaft zuging wie jetzt. Wie Ludwig den 66er Krieg, habe ich den 70er miterlebt. Des Sedantages erinnere ich mich wie von gestern. Des ersten Extrablattes, dem die gerufene Kunde wie ein Lauffeuer voran durch die Straßen flog. Des Aufbrausens der Begeisterung, das die Rufe, die Fahnen, die Menschenmengen im Hui zusammenzauberte. Der Umwandlung des Großstadtbildes mit einem Schlag. Des Alten Fritzen-Denkmals, das jetzt von ferne aussah, als wären all die bronzenen Generäle zappelnd lebendig geworden, denn es bewegte sich bis zum Dreispitzhut — umklettert und überkrabbelt von juchheienden Jungen. Urlustig zu sehen über der jauchzenden Menge. Aber dann gingen alle andern Gedanken unter im allgemeinen Aufwogen der „Wacht am Rhein".

Als wir nach dem Kriege nach Dresden zogen, war mir das trotz alledem sehr erfreulich. Ich war ein rechter „Nervenjunge", jetzt als Schüler gut, jetzt miserabel, dann Monate, selbst Jahre lang der Erholung wegen überhaupt kein

Schüler. Während ich's war, also gewiß nichts weniger als ein willkommener Lehrer-Untertan. Trotzdem glaube ich nicht, daß es an mir allein lag, wenn mir Jungen das Wilhelmsgymnasium als solches ein Greuel blieb, so gut ich mit den Mitschülern Freund war: der Geist, der damals durch die Anstalt ging, würde mir auch heut nicht gefallen. Der auf der Dresdner Kreuzschule jedenfalls gefiel mir mehr. Da gab es zwar nicht tagtäglich „Andachten" in der Aula, bei denen droben auf dem Katheder der Direktor wohl gar tränenden Auges das Lob Gottes und Sr. Majestät sang, während drunten bei den Schülern trotz scharfer Bewachung nichts weniger als „flaue" Briefmarkenbörse war. In Dresden ließ man immerhin mehr Freiheit, den Weg zum Himmel an Gottes Werken entlang zu finden, und was die Vaterlandsliebe betrifft, so gedieh sie in der Hauptsache dadurch, daß man empfinden ließ, wie viel es im Vaterlande zu lieben gab. Meine Freunde und ich, wir kamen einerseits von Dichtung und Geschichte, anderseits vom Kennenlernen der Heimat dazu. Meines Lebens erste Gründung war der „Naturwissenschaftliche Wanderverein", eine Vereinigung von anderthalb Dutzend Sekundanern und Primanern von drei Gymnasien. Jeden Sonnabend kamen wir bei einem von uns zusammen oder auch gleich irgendwo draußen. Wer „dran" war, hatte für Vortrag und allenfalls für Experimente zu sorgen; dem folgte das Debattieren. Dann ging es hinaus zum Botanisieren, Zoologisieren, Schwadronisieren und Natur- und Jugendgenießen überhaupt. Roßmäßler war unser Prediger, Darwin unser Prophet. Hei, wurden da die Welträtsel gelöst, jeden Sonnabend eins! Schön war's, und allzuwillig sind wir trotz allen eignen Grünkohls nicht jedem in sein Gehege gegangen — mich hat es später oft gewundert, wie skeptisch wir damals schon selbst gegen Häckel und gar gegen Büchner waren, dessen „Kraft und Stoff" doch in jenen Jahren als Bibel der Freigeister galt. Es walteten eben ein paar gut kritische Köpfchen unter uns, z. B. Karl Erdmann, der feine Fühler und scharfe Denker, mein nächster Freund bis zum heutigen Tag, und Wolfgang Kirchbach, der nun schon Gestorbene, damals schon Poet, der dem Andenken des „N. W." später ein Buch gewidmet hat, obgleich er sich an andrer Stelle über seine Leistungen despektierlich aussprach. Die Lehrer waren anfangs skeptisch, ließen uns aber dann gewähren. Durften's auch, denn das Studentspielen und zumal das „Saufen" verachteten wir.

Eher gab uns abends nach dem Herumlaufen ein Poet den Rausch. Was war uns Faust! Hebbel, Keller, Mörike, Raabe leuchteten uns auch schon in diesen siebziger Jahren als liebe Sterne überm Weg. Es war kein Verdienst dabei, wenn ich später durch den Kunstwart das Meinige tat, daß mehr andre zu ihnen aufblickten — in unsrer Familie war gute Poesie vom Vater her Hausgenossin, seit ich geistig erwachte. Auch die Liebe zur bildenden Kunst waltete von ihm her darin; gute Kupferstiche waren hochgeschätztes Gut, Abgüsse nach Antiken standen an den Wänden lange, ehe das anderswo Mode war, und vor ruhig in einer Farbe gestrichenen Wänden Tische und Stühle, wie sie mich heute noch erfreuen und wie sie damals weitum Keiner hatte, der mit der Mode ging. Es war alles einfach daheim, denn reich war der Vater nicht, aber alles auch „warm" und durchatmet von einer ganz besondern zurückhaltenden feinen Geistigkeit. Die

Lust an Theater und Musik brachte mehr die Mutter herein, ihr Bruder Albert, der Berliner Opernregisseur, seine Tochter Johanna Jachmann-Wagner und die kleine Schar der mütterlichen Schwestern, Neffen und Nichten sonst, neben denen tiefer in der Ferne Onkel Richard stand. Das war ein Fest gewesen, als dieser nach der „Verbannung“ zum ersten Mal in Berlin bei uns zu Tische war! 1869 hatten wir ihn dann mitsammen in Triebschen bei Luzern besucht. Immerhin: ganz „Wagnerianertum“, wie man vermuten könnte, war unser Haus damals nicht, so überzeugt wir überall — die feine Spielerin Constanze immer voran — die Kunst des großen Ohms pflegten und in unserm Kreis für sie stritten. Meine Mutter hatte die Notwendigkeit der Trennung Richards von Minna nicht erkannt und deshalb warmherziger zu ihr gehalten, als weltklug gewesen wäre und als Richard recht war. Mein Vater seinerseits konnte vom Wesen der eignen Persönlichkeit aus dies und das im Handeln Wagners nicht billigen. Vielleicht hatten solche Vorbehalte uns leichter gemacht, in des bewunderten Oheims Kunst doch nicht geradezu aufzugehn, zumal uns, wohl über Constanze von Carl Tausig her, immer noch andre Große der Tonkunst nahegeführt wurden. Man machte in unserm Hause das allgemeine Zurücksetzen Andrer nicht mit, das in jeder Gemeindebildung die Anfänge zu begleiten pfleg. und für die eigentlichen Parteibildner wohl auch begleiten muß.

Meine Kreuzschülerjahre waren kurz: kaum nach Sekunda versetzt, mußte ich krankheitshalber abgehn. So kam ich aus dem gebahnten Geleis. Mein Vater gab mir, was ich zum Fortbilden brauchte, aber er zwang mich zu nichts. Nach all meinen Krankheitsgeschichten glaubte er kaum mehr an ein langes Leben für mich, und alle sagten ihm: kann der Junge gesund werden, so kann er's nur, wenn er sich nicht auf der Schule plagt. Daß meine Krankheit nicht unheilbar war, erkannte zwei Jahre später zuerst Vetter Louis Heinrich, wenn es überhaupt Brüderschaft im Geiste gibt, unser Bruder, auch mein Leib- und Seelenarzt und ohne die kleinste Spur dessen, was Fontane „Feierlichkeit“ nennt, ein Mensch, dem auch der natürlichste Gedanke mit adligem Fühlen durchwoben war. Drei stille Herbstmonate auf Sylt kräftigten mich dann. Zum Wintersemester ging es zu Wundt und Zöllner nach Leipzig. Im Frühling 1878 zog ich, ohne Maturum freilich, als Student nach Zürich, wo Richard eben Professor geworden war. Dort ging ich durch seine strenge Denkschule, nachdem ich als „stud. med.“ gelernt hatte, was naturwissenschaftliche Methode ist, äugelte dazwischen nach der Kunst, befreundete mich innig mit der Natur, lernte Zürich und die Schweiz, anders als Richard, wie eine zweite Heimat lieben und machte ein Buch Verse, das als „Wandern und Werden“ von einem strebsamen jungen Züricher Verleger herausgegeben ward. Die Kritik lobte es weit über alle Gebühr, aber der Vergleich mit den Dichtern in meiner Nähe, mit Keller und Meyer, stach mir bald den Star. „Nein, Junge“, dachte ich, „mit deinem Poeteln ist es noch nichts, aber zu einer ernsthaften Anthologie wird's langen“. Schwierig zu sagen, wie man dümmer schließen kann! Indessen: ich hatte Glück; Storm, an den ich als Bewundrer seines „Hausbuchs“ in dieser Sache geschrieben, schätzte in mir, daß ichs ernst nahm, und da die üblichen Anthologien jener Zeit wirklich elendige

waren, so unterstützte er die gute Sache durch Hinweise auf das und das und Anregungen über dies und jenes. Wenn Storm nicht der erste Lyriker seiner Zeit war, so war er doch vielleicht ihr erster Literatur-Kritiker. Seine kurzen Postkarten-Bemerkungen bliesen im Verein mit der praktischen Arbeit mein kritisches Lichtlein an. Und schützten auch mein produktives vorm Verlöschen. Mich hat später kein Lob mehr gefreut, als daß er bei den „Kindern von Wohldorf" sagte: „sehen Sie mal an, das ist ja immerhin etwas!"

Uebrigens war ich nunmehr „stud. phil. et hist. art.", und jene Beschäftigungen waren eigentlich Allotria. Obgleich mir mehrmals akademische Professuren, sogar für verschiedne Wissenschaften, „nahegelegt" worden sind und obgleich man mich zum Ehrendoktor gemacht hat, rate ich, liebe Neffen, jedem von Euch: wenn einer meinen Bildungsgang als Vorbild nehmen will, so nehme er ihn als abschreckendes. Ich hätte auf keinem Katheder was Tüchtiges geleistet, weil das, was zum Lehren von Wissenschaftlichem gehört, nur durch regelrechte Arbeit, Stein zu Stein sich aufbauen läßt, und regelrecht zu arbeiten, hab' ich erst später, als Mann, gelernt. Ob man auf ungebahnten Wegen wirklich zu Höhen kommt, auf denen sich bleiben läßt, hängt aber, selbst wenn das Haupttalent da ist (was sich im Anfang gar nicht sagen läßt), gar nicht vom Haupttalente allein ab. Nicht einmal von dem, was doch das wichtigste ist: von der Fülle und Kraft des erfahrenden und verarbeitenden Menschen-Ichs, als welches dem Talente doch erst, wie die Seele der Sprache, den Gehalt gibt. Talent und Gehalt sind Voraussetzung des Erfolgs, aber sie geben keine Gewähr für Erfolg. Hätt' ich nicht schließlich in mir ein „Nebentalent" entdeckt, von dem ich bis in meine vierziger Jahre nichts gewußt, das zum Organisieren, und hätte mich der Zwang des Lebens nicht sozusagen bei den Ohren an den Arbeitstisch gesetzt, so hätte ich auf meinen Wegen nichts erreicht als das Bewußtsein verfehlten Berufs. Es hängt so oft von „Nebensachen" ab, ob Wagnisse glücken. Von ganz kleinen Federchen, die im Lebensgetriebe vielleicht nur selten, vielleicht nur ein Mal gebraucht werden. Dann aber, um ein Kügelchen grade dorthin zu schnellen, wo sein Gewichtlein ein andres Federchen niederdrückt — das den Strom schließt.

Nun diente ich ein paar Monate als Soldat (ich wurde der Nerven wegen entlassen), dann ging ich mit dem Anthologie-Honorar nach Italien, mir damals, wie so vielen Deutschen von je, das „Land der Sonne". Insbesondere die Antike genoß ich dort mit inniger Vertiefung. Mein Aufenthalt in Norditalien, der vor allem der Renaissance gelten sollte, ward leider dadurch gekürzt, daß mich ein schwerer Typhus mit seinen Folgen fünf Monate in und bei Neapel festhielt. Nach der Heimkehr begann meine erste ernste Zeit. Ich mußte nach Dresden zurück, denn meines Vaters Krankheit war sehr bedenklich geworden, und Amt und Amtsort banden Richard wie Ludwig anderswo. Ich habe von 1882 ab ganz still bei meinen Eltern gelebt. Uebrigens war mir gerade das gesund: liebe Menschen siechen zu sehen, lehrt nicht nur sein eigen Behagen, sondern auch mancherlei „Ehr' und Herrlichkeit der Welt" weniger wichtig nehmen, und zudem hatt' ich von Mutter Natur viel zu viel Leichtlebigkeit mitbekommen, als daß ich nicht auch

damals gute Stunden lang hätte „genießen, ja genießen“ können. Mittlerweile begann ich das Geldverdienen als Literatur-Kritiker bei der „Täglichen Rundschau“ und mit Aufsätzen für allerhand Zeitschriften, schrieb auch die „Kinder von Wohldorf“. Dann kam der Tag, der meinen Vater erlöste. Ich war damit gesegnet, daß ich ihm die Augen zudrücken durfte.

Allmählich trat ich nun aus der Einsamkeit heraus wieder in persönlichen Verkehr von Mensch zu Mensch. Ein kleiner Kreis von Männern ganz verschiedenen Alters und Standes, ganz verschiedener Berufe und ganz abweichender Gesinnung, Gelehrte, Künstler, Techniker, Politiker, Kaufleute, Lehrer, Juristen, Zeitungsschreiber, hatte sich zu einem „Diskussionsklub“ zusammengefunden. Da wurden bei rundum gehendem Vorsitz und Referat die mannigfaltigsten Themen in freimütigster Weise besprochen, um den Gegner kennen und verstehen, um die verschiednen Dinge von den verschiednen Seiten her betrachten zu lernen. Wer den „Kunstwart“ kennt, weiß leicht, wie viel ich den Anregungen dort verdanke. 1887 wagte ich's. Am 5. Oktober als am Geburtstage des Vaters erschien das erste Heft.

Die Ziele, die jetzt als unsre Ziele dastehn, sind mir erst allmählich eins nach dem andern klarer geworden, wie dem Wandrer aus der Ferne erst Kirchturm und Rathausturm und schließlich die ganze Siedelung der erstrebten Stadt. Zunächst schwebte mir vor allem zweierlei vor. Ich wollte eine Sprechstelle für die Minderheiten gewinnen, die schon jetzt mit Freude der Großen genossen, denen meiner Ueberzeugung nach die Zukunft gehörte, und dann: ich wollte dem herrschenden Spezialistentum gegenüber die Künste samt Zwischen- und Grenzgebieten nicht abgesondert, sondern in ihren Beziehungen zu einander gemeinsam betrachten. Der Plan schon fand freundlichen Beifall selbst bei Männern wie Vischer, Fechner, Zarncke, Nietzsche, bei ältern Poeten wie Keller, Meyer, Storm, Grosse, Heyse, Lingg und jüngeren wie Spitteler und Liliencron, und bei Musikern und bildenden Künstlern, die etwas waren. Als die ersten „Stücke“ erschienen, rief man fröhlich dem Blatte zu. An Lob hat es uns nie gefehlt. Aber an Lesern. Hätt' ich zum Warten mehr Geld gehabt, wäre das nicht so schlimm gewesen. Aber ich hatte keins zum Warten. Und das Unerfreuliche trat nun auch von andrer Seite her, als vom schmelzenden und bald ganz geschmolzenen Erbe, wie ein Feind an mich heran. Die Mutter alterte ihrer Auflösung zu und starb — mir war, als wäre nun erst meine Jugend aus. Die Frau, die ich liebte, damals noch eines Freundes Frau, und die jetzt meine rastlose Arbeitskameradin ist, erkrankte, als ihr ältestes Söhnchen durch ein furchtbares Unglück starb, so schwer, daß auf ihre Genesung Jahre lang kaum zu hoffen war. Auch gesellschaftliche Kämpfe kamen. Auch Erbärmlichkeiten niedrigster Art geschäftlicher Natur, Betrugsversuche, Veruntreuungen. Es war die Zeit, da Rethels „Tod als Freund“ mein Lieblingsbild geworden ist. Möglich aber: daß gerade das mich halten half, daß die Stöße von allen Seiten kamen. Ich suchte Geld zu verdienen, wie's anständig ging; versuchte das erst mit einem Beiblatt „Das Kunstgewerbe“, das, vor seiner Zeit geboren, nicht am Leben blieb, redigierte und expedierte eine „Lampen-“ und eine „Neubau“-Zeitung, um mit dem Ertrage den Kunstwart

halten zu können, und schrieb mich durch das „Lebe!“ frei, das ich mir wie Elsen zurief. Wir heirateten. Anfangs waren die Jahre noch schwer genug, aber allmählich zeigte mir auch mein eigenes Erleben, daß ich all dem Schweren zu danken hatte. Es gibt nichts Heiligeres als den Tod und nichts Kräftigenderes als eine große Leidenschaft. Was wichtig und was nebensächlich, was Wesen und was nur ein Drumherum ist, das lehrt sie und der echte Schmerz allein, wenn die Leidenschaft und wenn der Schmerz rein ist.

Die Verbindung mit meinem Verleger Callwey, der auch mein Freund geworden ist, gab mir endlich vor dem kleinen Zwickmühlenkram der Tagessorgen mehr Ruhe. Der Kunstwart lernte zwar auch mit seiner Hilfe zuerst das „Gehen“ noch nicht; er mußte warten, bis das neue Geschlecht zu „Einfluß“ kam, auf das er „Einfluß“ gewonnen hatte. Auch war mir mittlerweile das eigentlich recht Einfache und doch so wenig Beachtete klar geworden: daß man mit guten Gedanken nur dann in die Weite wirken kann, wenn man die Leute zu bewegen versteht, auf sie zu hören. Das teils pädagogische, teils politische Problem meiner Arbeit dämmerte mir und erhellte sich mir. Alle Besserung beginnt daheim: zunächst galt's, die Zeitschriftentechnik zu reformieren. Zum Beispiel: weniger reden, mehr zeigen! „Lose Blätter“, Bilder, Noten einführen! Wir mußten sehr fürsichtig sein, denn hinter uns stand weder eine Interessentengruppe noch ein großes Kapital. Mit dem elften Jahrgang wagten wir den ersten Schritt. Und nun begann langsam jenes Steigen der Leserzahl, das weiterging, bis das zweite Jahrzehnt mit vierzig mal so vielen Abonnenten schloß als das erste.

Jetzt hieß die Losung: vom Zeigen zum Tun! Das Reden hatte uns aus Zuhörern Meinungsgenossen gewonnen, das Zeigen von Gutem und Schlechtem hatte die Leute aufschauen gemacht, das Tun sollte über die Papierwelt hinaus draußen im wirklichen Leben auf unsern Gebieten schaffen helfen, was fehlte. Erfolg verpflichtet. Wir hatten ihn mit dem Kunstwart. Zu ihm aber kam nun auch noch die Kunstwart-Stiftung, die ein stiller Beobachter unsrer Arbeit mir in vornehmster Weise antrug und gab: eine Stiftung in Deutschland unerhörter Art, ein Stifter, der weder Orden noch Titel haben wollte, die Nennung seines Namens sich verbat und zum Verwalter der Stiftung einfach sagte: ich vertraue Ihnen, wenden Sie also das Geld an, wie Sie wollen. Euch aufzuzählen, warum, wozu und wie all die Kunstwart-Bilder, -Noten und -Bücher zustande kamen, hätte hier wenig Sinn. Es ordentlich zu begründen, würde aber ein Buch verlangen, denn wenn vor irgend etwas, so habe ich mich immer vor dem Schema gehütet. Vergleicht die drei Hausbücher miteinander, dann seht ihr am Beispiel, wie ich das meine. Oder die Vorzugsdrucke in ihrer Verschiedenartigkeit. Jede Aufgabe fordert eine Lösung aus sich heraus. Nur im Individualisieren ist Leben.

Das galt auch, als wir an den „Dürerbund“ gingen, für dessen Aufgaben nicht nur keine der vorhandenen Organisationen paßte, sondern auch keine der vorhandenen Organisationsarten. Flüssig halten, was aus neuen Kräften einen neuen Organismus bilden soll. Nicht vom Ziele aus organisieren, sondern vom Anfang, von den Kräften aus, die da sind. Wo welche sind, fragen: was können

sie Nützliches tun, wie sie einmal sind? Aus den Verhältnissen, aus den Möglichkeiten heraus den Fortschritt gewinnen, hier eine Spitze hinaus, dort eine Spitze voran, wo's gerade angeht — nicht erstreben, daß neues Leben in wohlausgerichteter Paradelinie über Gräben und Berge schnurgerade vorrücken soll, denn das Lebenskampfgelände ist kein Exerzierfeld.

Nun sehn die Leute meine Erfolge. Ich wär' ein Hans-Narr, freute ich mich ihrer nicht, weiß aber zu gut, was Erfolge macht, als daß ich mir viel auf sie einbilden könnte. Auch wird man oft bis in die Puppen gelobt für Dinge, die mitten auf der Straße lagen, weil man sie vielleicht als der Erste zufällig sah und aufhob, während zunächst viel weniger Wesens von dem gemacht wird, was man von gutem Metallwerte in bewußter Arbeit mit dem Spaten ergrub. Gibt man sich später überhaupt noch mit mir ab, so wird man, glaube ich, andres an meiner Arbeit für ihr bestes halten, als was man heute als solches lobt. Einigen meiner Gedanken, die ich für die wichtigsten halte, z. B. dem von der unüberschätzbaren Wichtigkeit der „Bildereien" nicht als Kunstsammlungen an sich, sondern als Kulturvermittlern in viel weiterem Sinn, oder dem von der kapitalistischen Einseitigkeit unsrer Urheberrechte und der Notwendigkeit eines „Urheberschatzes", oder dem von der „Ausdruckskultur" als Kontrolle der nationalen Gesundheit hat man wenigstens bis jetzt so gut wie gar keine Folge gegeben. Was in ihnen richtig, was falsch ist, zu klären, braucht längere Zeit.

Persönlich habe ich jedenfalls allen Grund, zufrieden und glücklich zu sein. Der schwerste Verzicht ist mir der gewesen, Poet zu sein; nach meinen „Stimmen und Bildern" habe ich ja nur ganz gelegentlich einmal formen können, was dichterisch zu formen mich manchmal sehr ungemütlich drängte. Wirklich, mir ist es mitunter gewesen, als trieb ich eine Art von „poetischem Kindermord". Träume ich, phantasier' ich mir gelegentlich vor, ich käme doch noch einmal dazu, dichterische Pläne auszuführen. Aber mit dem Bewußtsein, daß ich mir dieses wie ein großes Privatvergnügen wünsche. Denn ob ich meine Kraft und Zeit damit nützlicher anwenden könnte, das scheint mir doch zweifelhaft. Erstens, weil man ja nicht weiß, ob es was Gutes würde, zweitens, weil wir doch auch von guten Poeten nicht gar so wenige haben. Während die besondere Mischung von Anlagen, wie sie zur Kunstwartarbeit gehört, Gott weiß warum, wenigstens in unsrer Zeit nicht häufig zu sein scheint. Ferdinand Avenarius.

Den Worten meines Bruders über sein Lebenswerk lasse ich als getreuer Chronist eine kurze Uebersicht über seine Schriften und die Kunstwart-Unternehmungen folgen:

1. Wandern und Werden. Gedichte. 1. Aufl. Zürich und Leipzig. Meyer & Zeller (H. Reinmann). 1880. — Zweite neugestaltete Auflage verlegt bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig. 1898.
2. Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie. Dresden, L. Ehlermann. 1. Aufl. 1881, 2. Aufl. 1884. Nicht wieder aufgelegt.

3. Die Kinder von Wohldorf. 1. Aufl. 1886, Dresden, L. Ehlermann. 2. und 3. Aufl. verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 4. Aufl. mit Bildern von Wilh. Steinhausen 1910, verlegt bei Georg D. W. Callwey in München.
4. Lebe! Eine Dichtung. 1. Aufl. Leipzig, O. R. Reisland. 1893. 2. bis 5. Aufl. bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 8. verb. Aufl. 1910, verlegt bei Georg D. W. Callwey in München.
5. Max Klingers Griffelkunst. Berlin, Amsler & Ruthardt 1894. Vergriffen.
6. Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. 1. Aufl. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs 1897. 6. verb. und stark verm. Aufl. 1910 bei Georg D. W. Callwey in München.

Ueber die „Kunstwartarbeit" ist in einem so betitelten, 1908 bei Georg D. W. Callwey in München erschienenen Büchlein eine Ueberschau veröffentlicht. Ich teile daraus folgendes mit:

Der Kunstwart selbst ist im Herbst 1887 in Dresden zunächst als eine „Rundschau über alle Gebiete des Schönen" begründet worden. Der erste bis vierte Jahrgang erschien zu Dresden in Ferdinands Selbstverlage, der fünfte und sechste im Verlage von Kreyß & Kunath daselbst. Seitdem wird die Zeitschrift, wie alle Kunstwart-Unternehmungen, bei Georg D. W. Callwey in München verlegt. Vom elften Jahrgang an erschien der Kunstwart als „Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Kunst" in anderm Format, mit „Losen Blättern" und in einem Umschlage. Vom zwölften Jahrgang ab gab er zunächst in sehr beschränktem, bald in gesteigertem Umfange Bilder und Noten bei. Mit Hilfe der erwähnten Stiftung wurden 1900 die Kunstwart-Unternehmungen, im Jahre 1902 der Dürerbund begründet. Nach Ablauf des zwanzigsten Jahrganges wurde der Kunstwart abermals erweitert zu der „Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten", die er jetzt ist.

Die „Kunstwartunternehmungen" im engeren Sinne: die „Kunstwartbilder", die „Kunstwartbücher" und die „Kunstwartnoten" werden „vom Kunstwart herausgegeben". Das Eigenartige ist, daß sie nicht von einem Zeitschriftverlage, sondern von der Redaktion einer Zeitschrift begründet, ausgewählt und gestaltet werden, um damit praktisch zu fördern, was diese Zeitschrift theoretisch zu fördern sucht.

Das älteste Kunstwartunternehmen waren die „Meisterbilder", von denen zunächst nur sechs erschienen, weil die Ausgabe so billiger Kunstblätter damals als ein großes Wagnis erscheinen mußte. Man wagte auch nicht, sie in mehr als 3000 Auflage zu drucken, während von diesen ersten sechs Blättern jetzt mehr als je 60000 verbreitet sind. Nun folgten 1901 die ersten „Vorzugsdrucke" und als erste der „Künstlermappen" die Böcklin-Mappe sowie die „Konfirmationsscheine", 1902 als erstes der „Kunstwart-Bücher" das „Hausbuch deutscher Lyrik" und im selben Jahre als erstes „Noten-Unternehmen" des Kunstwarts die „Bunte Bühne".

„Unsere Bilder", heißt es in dem genannten Büchlein, „sind in ihrer großen Mehrzahl nicht in erster Reihe als Wandschmuck gedacht, wenngleich sie als solcher sehr viel verwendet werden, sondern als Inhalt für ‚Bildereien'. Avenarius hat dieses Wort für Sammlungen von Bildern vorgeschlagen, ganz entsprechend

den ‚Büchereien'. Bisher machten technische Schwierigkeiten die Ausnützung unsrer gesamten bildenden Kunst für Bildereien unmöglich: jetzt erst stehen wir beim Bilderwesen da, wo wir beim Bücherwesen bei Erfindung der Buchdruckerkunst standen. Was das bedeutet, werden wir erst ermessen, wenn allgemein erfaßt werden wird, daß hier ein unerschöpfliches Gebiet tiefster Innenkultur guten Teils aus rein äußerlichen Gründen jahrhundertelang für das Volk so gut wie brach gelegen hat und daß erst jetzt möglich geworden ist, es für strotzende Ernten zu bebauen. Das Anlegen von Haus-, Schul- und Volksbildereien wird eine so natürliche Sache werden, wie das Anlegen von Büchersammlungen." Von dem, was der Kunstwart an Stoff für die Bildereien des deutschen Volkes beisteuert, zerfällt wieder das wichtigste in drei große Gruppen: Vorzugsdrucke, die sich auch zum Wandschmuck eignen, Meisterbilder und Künstlermappen. Daneben hat er mit einigen besonders wertvollen Jugendbilderbüchern (1), mit Konfirmationsscheinen (2) und mit einem Weihnachtsblatte (3) noch besondere Gebiete anzubauen begonnen. Die Arbeit an den Kunstwart-Bildern hatte, wie die Arbeit an den Kunstwart-Unternehmungen überhaupt, mit vielen Verhältnissen zu rechnen, die nicht nur das Früher oder Später der einzelnen Veröffentlichungen, sondern auch ihr Wie mitbestimmen mußten. Von den stärksten Hindernissen, die wegzuräumen waren, scheint der Laie selten etwas zu wissen, denn hunderte von Vorschlägen, die an den Kunstwart kamen, sind nur aus dem Glauben zu erklären, daß der Herausgeber ganz nach freier Wahl vorgehen könne. Die stärksten Hemmungen der Arbeit waren die urheberrechtlichen Verhältnisse bei den noch lebenden oder in den letzten Jahrzehnten verstorbenen Künstlern. Vielleicht war das Zusammenbringen so vieler und zum Teil längst anderwärts vergebener Vervielfältigungsrechte bedeutender Maler die schwierigste Leistung bei den Kunstwart-Unternehmungen überhaupt. Es fehlt noch mancher, den der Kunstwart gern vertreten hätte, aber immerhin sind kaum irgendwo sonst in Deutschland Vervielfältigungsrechte so vieler wirklich Großen der Malerei vereinigt, wie jetzt schon hier. Auch die Reproduktionsrechte guter Original-Photographien waren mitunter nicht leicht zu erlangen, doch halfen für unmittelbare Aufnahmen in den staatlichen und städtischen Galerien und in den Privatsammlungen neben dem Entgegenkommen der Direktoren und Eigentümer besondere Verträge. In einigen Fällen, wie bei Böcklin, konnte Ferdinand nur für bestimmte fertige Platten die Vervielfältigungsrechte erwerben, sodaß er in mehr als einer Hinsicht gebunden war. War er frei, so suchte er die Reproduktionstechnik immer den besonderen Aufgaben anzupassen. Farbige Reproduktionen wurden nur dann gewählt, wenn die Vorteile größer schienen, als die bei der Neuheit der Sache im allgemeinen noch sehr unterschätzten künstlerischen Nachteile photomechanischer Verkleinerungen, und es wurde versucht, auch hier durch Anwendung verschiedener Techniken zu individualisieren. Es

— (1) — „Der gestiefelte Kater" von Speckter (zuerst 1900 erschienen), zu dessen Radierungen Ferdinand einen neuen Text, dann (zuerst 1907) Konewka, „Schattenbilder" und „Kinder und Tiere", zu denen er neue Verse geschrieben hat. — (2) — „Um gute, alte, in diesem Falle gediegene religiöse Kunst ins Volk zu bringen, das will sagen: innerliche, ernste, gehaltvolle, nicht aber süßliche oder nur äußerlich schöne." — (3) — „Wir dachten es so, daß so ein paar Weihnachtsblätter unter allen Christbäumen helfen sollen, die übrigen Gaben zu adeln."

scheint, so oft es geschieht, doch nicht recht sinnreich: Reproduktionen nach Bildern ins Volk zu bringen, deren größte Werte bei der Reproduktion unter den Tisch fallen müssen. Das ist ein Hauptgrund, weshalb sowohl bei der Auswahl wie bei den Besprechungen der sogenannte seelische Gehalt, soweit er nicht durch das Kolorit vermittelt ward, durchaus in den Vordergrund trat. Zudem ergab sich für Ferdinand schon aus seiner Meinung von der großen Aufgabe der „Hausbildereien", daß hier nicht in erster Linie eine „Kunsterziehung" im engeren Sinne zu versuchen sei, sondern ein Lebendigmachen aller der Seelenkräfte überhaupt, die durch führende Persönlichkeiten in Werken der bildenden Kunst niedergelegt worden sind, also auch derjenigen idealen und ethischen, die nicht unmittelbar aus der Mal- und Zeichentätigkeit als solcher hervorgehen.

Es ist der leitende Gedanke für die Vorzugsdrucke des Kunstwarts, eine kleine Zahl erlesener Werke, wie sie für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sind, für Mappe oder Wand auf das edelste und getreueste wiederzugeben, ein jedes in der Technik, die sich am besten dafür eignet. Und so billig, daß früher die billigste, einigermaßen gleichwertige Reproduktion (falls überhaupt eine erhältlich war) meist mehr, oft das dreifache, ja fünffache kostete. Bisher sind sechzig solcher Vorzugsdrucke erschienen.

Von den Meisterbildern, von denen ein jedes Blatt einschließlich eines Umschlages, das einen Begleittext meist von Ferdinand selbst enthält, nur fünfundzwanzig Pfennige kostet, sind heute mehr als fünf Millionen Abzüge verbreitet. Sie dienen dem Gedanken, daß die Meisterwerke unsrer bildenden Kunst, wie die der dichtenden, zu Jedem, auch wenn er unbemittelt ist, ins Volk, ins Haus gehören. Da der Erfolg alle Erwartungen weit überstieg, konnten zur Vervollkommnung der technischen Herstellung immer größere Mittel verwendet werden. Ratschläge zum Gebrauch dieser Meisterbilder hat Franz Diederich gegeben (Meisterbilder-Vergleichmappen. München 1908).

Das Bedeutendste derjenigen unserer großen Meister, die dem Kunstwart berufen scheinen, mit uns und in uns zu leben, bemüht er sich zu sammeln und in guten großen Wiedergaben in Künstlermappen zu vereinigen, die als Ganzes weitaus die umfänglichste und wohl auch die wichtigste Bilder-Publikation des Kunstwarts bedeuten. Jede ist mit einem Text meist von Ferdinand selbst versehen. (4)

Von den Kunstwartbüchern nenne ich neben Arthur Bonus „Rätseln" und „Isländerbuch" sowie einer „Ehrenausgabe" von Eduard Mörikes sämtlichen Werken:

Hausbuch deutscher Lyrik, gesammelt von Ferdinand Avenarius. Zuerst Weihnachten 1902 in München erschienen, jetzt zum zehnten Male (71—90 Tausend) aufgelegt. „Nicht dem Lernen, dem Leben soll dies Hausbuch dienen, es soll ohne

— (4) — So sind Böcklin, Dürer, Grunwald, Holbein, Liebermann, Meunier, Millet, Philippi, Samberger, Spitzweg, Steinhausen, Thoma, Uhde, Welti, Katharine Schäffner je eine, Rembrandt zwei, Ludwig Richter und Schwind je vier Mappen gewidmet, Prellers d. Ä. Nordische und Odysseelandschaften, Prellers d. J. Bilder zur Ilias, drei Hauptwerke Konewkas, Rethels Totentanz von 1848, Schwinds romantische Bilderzyklen, Steinhausens Bergpredigt u. s. w. wiedergegeben.

jede ‚wissenschaftliche' Rücksicht auf ‚Vertretung' und ‚Kennzeichnung' der Literatur oder der Literaten das beste Lebenslicht, das unsere Lyrik in ihren Kryſtallen gesammelt hat, ins Leben wieder zurückwirken lassen. So ist der Herausgeber auch von der bisherigen Anordnung ganz abgegangen, indem er die Gedichte nach ihrem Gehalt ordnete und zu großen Gruppen zusammenfaßte, um mit diesem Buche die edelste deutsche Lyrik zur unmittelbaren Begleiterin des Menschendaseins zu machen." In entsprechender Weise sucht das Hausbuch erzählender Dichtung seine Aufgabe zu lösen, das

Balladenbuch, das zuerst Weihnachten 1907 erschien und jetzt in dritter, das 21. bis 30. Tausend umfassender Auflage vorliegt. Eine weitere Neuerung bedeutet in ihm die Illustration: „der Versuch, welchen Klang es gäbe, wenn frei vom Texte die Maler hülfen, die mit stärkster Kraft auf ihre Weise Balladenstimmungen gebannt haben". So wirken hier bildende Meister wie Böcklin, Klinger, Menzel, Thoma, Welti mit den Dichtern zusammen, um lyrisch-dramatische Gesamtstimmungen zu erreichen. Auch das Balladenbuch weist ausdrücklich alle belehrenden Zwecke ab, um gesammelt künstlerisch wirken zu können. — Endlich

Das fröhliche Buch. Aus deutscher Dichter- und Malerkunst gesammelt. Die erste Auflage, Weihnachten 1809, war bald vergriffen, beim Erscheinen dieser Blätter dürfte die dritte (21.—30. Tausend) vorliegen. „Unser Band", sagt Ferdinand im Vorworte, „soll keine Probensammlung von verbürgt hundertgrädigem humoristischen Spiritus, sondern schlechtweg ein ‚fröhliches Buch' sein. Der echte Humorist ist nach Vischer einer, der das Zickzack und den tiefen Bruch in der Welt wohl fühlt, der aber deshalb nicht verweltschmerzt, sondern den Geist zu freiem Lachen stärkt angesichts der erfreulichen Tatsache, daß diese geborstene Welt doch immer noch steht und zusammenhält. Kein Volk könnte aus kleinen Versdichtungen solchen Geists ein Hausbuch füllen, so rar sind sie. Genug, wenn unsres als Ganzes in dieser Richtung zum echten Humor strebt. Während des Weges zum Ziele schwankt des Menschentums Schwachheit in recht weitgeschweiften Bogen. Schadet nichts. Selbst Vischer gönnt in jenem Gedicht ‚einem rechten Kerl von ganzen Herzen auch einmal närrisch zu scherzen, ohne versteckte Gedankentiefen seine Freude zu haben am Naiven." Am Ursprünglichen, heißt das, an dem, was aus den Lebensquellen steigt. Beim Messen mit solchem Maße zeigten sich „die Spezialisten für humoristische Literatur durchaus nicht als die besten humoristischen Dichter." „Selbst jene Großen, die ihre eigentliche Aufgabe ganz fern von heiterer Dichtung sehn, übertreffen durch gelegentliche fröhliche Nebengaben weit die Humoristen vom Metier": Fontane, Keller, Mörike, ja selbst Hebbel und Schiller. „Auch der größte Humorist der deutschen Dichtung ist aber Goethe." Die Komposition führte bei dem besonders subjektiven Charakter des Humors dazu, außer den nach dem Gehalte geordneten Zyklen noch andre einzufügen, die „dieses und jenes besondre Ich gleichsam als Menschen-Naturschönheit aus seinen Werken herauszuheben suchen." Aber: „Wir Deutschen haben nicht nur die feinste humoristische Poesie, wir haben auch die feinste humoristische Zeichenkunst. Wenn ich sehe, daß viele das fadeste Verzerren und die blödeste Linientobsucht zumal in manchen Berlinischen

und Wienerischen Witzblättern auf dieselbe oder noch eine höhere Ebene stellen, wie eine humoristische Griffelkunst, die der feinsten Menschenkenntnis lustigsten Extrakt verzapft, so sag ich mir: wo du was gegen diese Simpelei versuchen kannst, da versuch's! So hab ich einen Strauß aus Bildern mit dem aus den Versen in eins gebunden. Wiederum gar nicht ‚ordentlich', geschweige ‚wissenschaftlich', nicht einmal immer ‚ernsthaft', sondern manchmal so, daß ich mir gerade mit der Einfügung an einer gewissen Stelle auch meinerseits ein Späßlein erlaubte." Die Dichter wie die bildenden Künstler kamen meinem Bruder so entgegen, daß er auch diesen Plan fast lückenlos nach seinen Wünschen durchführen konnte.

Die selbständigen Noten-Publikationen des Kunstwarts, die „bunte Bühne" und die „Hausmusik" wurden von Dr. Richard Batka geleitet.

Zwei große Verbände sind aus dem Kunstwartkreise hervorgegangen. Der eine von ihnen ist der Bund „Heimatschutz", den der Mitredakteur des Kunstwarts Schultze-Naumburg gegründet hat und leitet. Er erstrebt eine Zusammenfassung der so erfreulich anschwellenden Bewegung zum Schutz der Natur (Eigenart des Landschaftsbildes, der heimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten) und zum Schutze der aus früherer Zeit uns überkommenen Werke: Bauten, Gärten, beweglichen Gegenstände, Straßen- und Flurnamen. Die überlieferte ländliche und bürgerliche Bauweise soll weitergepflegt und mit dem Neuen organisch verbunden werden. Ferdinand zeichnete die Ziele so: „Jeder schöne Baum, jede Ruhebank, jeder freundliche Weg soll hier den Schützer finden. Die Liebe zu Allem, was grünt und blüht, und zu unseren Brüdern in Wald und Feld, das Verständnis für die tausendfältige Schönheit der Landschaft, das Verhältnis zu unser Aller Heimat, der großen Gotteswelt, und zu dem Stückchen daraus, das im engeren Sinne unsere Heimat ist, hier soll es Weckruf und Wiederhall finden. Aber hier sollen auch die Burgen errichtet werden zum Kampfe gegen das elende Bauen, das mit seinen toten Würfeln die Schönheit der deutschen Städte und Dörfer steinigt. Hier die Lehrstätten, von denen Behagen am Persönlichen und Ausdrucksvollen wieder hinstrahlt durch Handwerk und Gewerbe in Zimmer und Kammer, zu Haus und Kleid; hier die Kanzeln, von denen die Schönheit des Schlichten und Echten verkündigt werden soll, die Wahrhaftigkeit, die geistige Gesundung also und mit ihr die Freude." Den Zwecken des Heimatschutzes dient in erster Reihe die vom Kunstwart herausgegebene „Kulturarbeiten"-Folge von Schultze-Naumburg (Hausbau, Gärten, Dörfer und Kolonien, Städtebau und Kleinbürgerhäuser), von denen die ersten Stücke im Kunstwart selber erschienen sind.

Ein Jahr vor dem „Heimatschutz" wurde von Ferdinand selbst der „Dürerbund" begründet, an dessen Spitze er noch steht. Beide Bünde arbeiten im Kartell. Der Dürerbund als die umfassendere Organisation ist ein Verband, der denselben Zielen dienen will, denen sich auch der Kunstwart widmet, „um zu fördern eine gesunde, bodenwüchsige Kultur, deren Erscheinung wahr, klar und erfreulich ausdrücke, was ist, und eben durch ihre flitter- und schminkelose Wahrhaftigkeit beständig nachprüfen lasse, ob das, was ist, auch gut sei." Gegenwärtig sind dem Dürerbunde ungefähr 200 Verbände und Vereine mit insgesamt mehr als 300000

Mitgliedern angeschlossen. Die Mitgliedervereine organisieren ihre Arbeit ganz nach eigenem Ermessen; der Bund als solcher und damit der Arbeitsausschuß schließt grundsätzlich alle Fragen politischer oder konfessioneller Art von seiner Tätigkeit aus. Ja, er betrachtet es als seine besondere Aufgabe, zum Erstreben seiner gemeinsamen Kulturziele auch aus allen politischen und konfessionellen Parteien heraus führende Männer zu gemeinsamer Arbeit und somit in gewissem Sinne zu einer „Partei der Unparteiischen" zu vereinigen. Dieser Grundsatz, der sich sehr glücklich bewährt hat, drückt sich auch in der Zusammensetzung seines Gesammtvorstands aus. Außer einer Anzahl hervorragender Politiker aller Parteien Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs gehören oder gehörten ihm, um nur einige der bekanntesten Namen herauszugreifen, an Adolf Bartels, R. Batka, Leo Blech, W. Bölsche, Arthur Bonus, Conwentz, W. Dilthey, Marie von Ebner-Eschenbach, Eucken, Gustav Falke, Theodor Fischer-München, Gräbner-Dresden, die beiden Hauptmann, S. v. Hausegger, die Architekten Hofmann-Darmstadt und Hofmann-Berlin, Ricarda Huch, Humperdinck, Graf Kalckreuth, Max Klinger, Lamprecht-Leipzig, Liliencron, Lutsch, Messel, F. Mottl-München, Natorp, B. v. Polenz, Wilhelm Raabe, Rein, Richard Riemerschmied, Peter Rosegger, Erich Schlaikjer, Hans Schliepmann, v. Schuch-Dresden, Schultze-Naumburg, Oskar Schwindrazheim, H. Sohnrey, Carl Spitteler, Heinrich und Wilhelm Steinhausen, Henry Thode, Hans Thoma, F. Weingartner u. A.

Der Dürerbund ist zu praktischer Arbeit da. Zu beleuchten, wie diese in allen einzelnen Dürervereinen und in den angeschlossenen Verbänden betrieben wird, würde zu weit führen. Von den Aufgaben des Arbeitsausschusses seien erwähnt:

1. die motivierten Eingaben an Regierungen und Behörden in Sachen ästhetischer Kultur, die unter der Mitwirkung solcher Sachverständigen ausgearbeitet werden, die der Arbeitsausschuß von Fall zu Fall beruft.
2. die Herausgabe einer Zeitungskorrespondenz mit Beiträgen zur Ausdruckskultur, die von mehr als tausend Zeitungen benutzt wird.
3. die Herausgabe von Flugschriften zur Ausdruckskultur, die von allgemein anerkannten Sachverständigen verfaßt werden, wenn nötig, illustriert sind und zu ganz billigen Preisen verbreitet werden. Als Beispiele hier behandelter Fragen: Vom häuslichen Vorlesen, Wann glücken Volkskunstabende? Klavierspiel-Apparate, Theater im Freien, Vom Luxus, Vom protestantischen Kirchenbau, Wie Einer die Schönheit der Kleinstadt fand, Theaterstücke für Dilettantenbühnen, Alte Städtebilder und moderner Verkehr u. s. w. Bis jetzt sind etwa 70 solcher Schriftchen erschienen.
4. die Herstellung von Nachweis-Listen z. B. guter Aufsätze, Romane und Novellen zum Abdrucke in kleinen Zeitungen, guter Theaterstücke für Dilettantenbühnen, guter Vorträge, die von Rednern im Sinne des Bundes gehalten werden.
5. die Herstellung von Glasbildern, die für Vorträge verliehen werden.
6. die Veranstaltung von allgemeinen großen Preis-Ausschreiben, wie dessen um Entwürfe zu Briefmarken und Münzen fürs Deutsche Reich und der um

Beiträge zur Frage der sexuellen Aufklärung — daran schließt sich dann die agitatorische Ausnützung der Ergebnisse dieser Preisausschreiben.

7. die Herausgabe des Büchleins „Heb mich auf“, eines ersten Wegweisers zu edlen Freuden für die schulentlassene Jugend — für einzelne Städte mit örtlichen Ergänzungen. Erschien zuerst 1907.
8. die Herausgabe des Volkskalenders „Der Gesundbrunnen“, der die Arbeit des Büchleins „Heb mich auf“ für die Erwachsenen fortsetzt. Erschien zuerst 1907.
9. die beratende Unterstützung solcher Publikationen, die der Dürerbund seinen Zwecken für förderlich hält.
10. die Vermittlung von wichtigen künstlerischen Aufträgen.
11. die Veranstaltung von kleineren wandernden Wandausstellungen zu verschiedenen Zwecken. So wurden mit Hilfe der Gewerkschaften im Jahr bis bis zu 60 vorweihnachtliche Verkaufsausstellungen guter Sachen eingerichtet.
12. die Veranstaltung eines organisierten Meßbuden-Vertriebes gediegener und billiger Bücher, Bilder u. s. w. zum unmittelbaren Absatz ans Volk auf Jahrmärkten u. s. w. zur Bekämpfung der Schundware durch unmittelbaren Wettbetrieb.
13. die Herausgabe des Dürerblattes zum Verkehr mit den Mitgliedern.
14. Die Herausgabe der billigen Volksbücherei „Der Schatzgräber“, die insbesondere zerstreutes und halbvergessenes Gut an Wort und Bild zum Kampf gegen den Schund bereit stellt. Die ersten Hefte erschienen 1910.
15. die Herausgabe des „Literarischen Ratgebers“ und des „Literarischen Jahresberichts“ endlich, zu der sich Kunstwart und Dürerbund vereinigt haben. Zur Gründung eines solchen eigenen Ratgebers wurde Ferdinand 1898 durch die Tatsache bestimmt, daß die im gewissen Sinne wichtigste literarpolitische Funktion, das Zuweisen gediegener geistiger Nahrung an die danach Verlangenden durch keine einzige buchhändlerische Publikation geschah, die nicht von geschäftlichen Erwägungen mit abhängig war. Der literarische Ratgeber des Kunstwarts ist dann sechsmal erschienen. Da er aber auf die Aufnahme von Inseraten verzichtete, um die Unabhängigkeit seiner Urteile zu verbürgen, erforderte er so große Zuschüsse, daß der Kunstwart bei seinen vielen andern Aufgaben glaubte, dies Feld den ehrlichen Nachfolgern seines „Ratgebers“ überlassen zu dürfen. Als jedoch 1907 der sogenannte „Liliencronsche“ Ratgeber von „Nord und Süd“ ein Mehr oder Minder an Bevorzugung im Text je nach der Insertion geradezu offerierte, hielt sich Ferdinand verpflichtet, die Sache doch wieder in die Hand zu nehmen. Der Ratgeber erscheint nun unter Beihilfe des Dürerbundes als ein gemeinnütziges Unternehmen in erweiterter Form, sodaß er in seiner Ausgabe als starker Band nicht nur die im engeren Sinne „ästhetischen“, sondern alle wichtigeren Gebiete der Literaturen umfaßt, soweit sie nicht allein für den Fachmann, sondern für den Gebildeten überhaupt von Wichtigkeit sind. Etwa fünfzig Männer der Wissenschaft haben sich an dieser Arbeit beteiligt, sämtliche Gebiete sind von anerkannten und vollkommen unabhängigen Fachleuten behandelt, das Ganze ist von einem besonderen Ausschusse des Dürerbundes zusammengearbeitet worden. Seit 1909

zerlegte der Ratgeber seine Arbeit. Er erscheint jetzt unter dem alten Titel als käufliches Buch, das über die gesamte alte und neue Literatur im erweiterten Umfange berichtet. Ergänzt aber wird er durch den ausschließlich den Neuheiten gewidmeten „Literarischen Jahresbericht“, der als „Weihnachts-Katalog“ von den besseren Buchhandlungen verbreitet wird.

Im Sommer 1907 wurde Ferdinand bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität zu Gießen von der Philosophischen Fakultät daselbst als „der erfolgreiche Förderer der ästhetischen Kultur in Deutschland“ zum Ehrendoktor ernannt.

Seit der Mutter Tode lebt er in Blasewitz bei Dresden; im Sommer, soweit ihm seine ausgedehnten Reisen hierzu Zeit lassen, auf Sylt, wo er sich mitten in der Heide, mit der Aussicht auf Nordsee und Wattenmeer bei Kampen das Haus „Uhlenkamp“ erbaut hat. An der Elbe bei Dresden wurde für die Redaktionsräume des Dürerbundes und des Kunstwarts und für die Wohnungen der hier redaktionell Beschäftigten 1910 ein „Dürerbundhaus“ errichtet.

Dritter Teil

Von den Familien der Stammütter

Die Mütter geben unsrem Geiste Wärme, die Väter Licht.

Jean Paul.

Anna Sophie Rebhan 1677—1735

Das Blut der Mütter rinnt in unsren Adern so gut, wie das der Väter, und die Frage, was wir von den Vorfahren weiblicher Linie (1) Gutes oder Schlimmes ererbt haben, können wir nicht mit dem juristischen Satze abtun: mulier finis familiae. Der Einfluß der durch Frauen vermittelten Blutsgemeinschaft erweist sich denn auch in unsrer Familie überaus stark.

Zwar wissen wir von den Angehörigen unsrer ältesten Stammutter ✠Elisabethe Beinhard (S. 4) gar nichts, von denen der zweiten, ✠Margarethe Ender, der Gattin des Matthäus, nur das oben S. 7 Mitgeteilte. Ueber die Ahnen der dritten, ✠Anna Sophie Rebhan, sind wir schon besser unterrichtet.

Der von ihrem Gatten M. Johannes Avenarius gerühmte namhafte Theologe ✠Nicolaus Rebhan (S. 18) war Anna Sophiens Urgroßvater. Am 12. April 1571 zu Heinersdorf in Franken geboren, hatte er das Casimirianum in Koburg besucht und in Jena studiert. In Jena ward er auch Magister, Adjunkt der Artistenfakultät und Inspektor der Böhmischen Stipendiaten. 1597 ward er als Diakonus nach Gotha, 1600 als Superintendent nach Römhild berufen und 1605 der Superintendentur in Eisfeld bei Hildburghausen adjungiert. Seit 1611 wirkte er als Generalsuperintendent in Eisenach und starb hier am 14. August 1626 an der Pest.

Nicolaus hinterließ zwei Söhne: unsren weiteren Stammvater ✠M. Caspar Rebhan, der dreißig Jahre lang als „Präsul“ und Konsistorialrat in Eisenach im Amte stand und mit der von Goldner (S. 21) als „religiosissima femina“ gepriesenen Frau ✠Anna geborenen Weissensee aus Koburg verheiratet war, und den am 14. Februar 1604 zu Römhild geborenen Johann. Dieser, nachmals Senior der Universität sowie der juristischen Fakultät zu Straßburg, Kaiserlicher Pfalzgraf und Präpositus des Kapitels zu St. Thomae, ward der Nestor der damaligen Gelehrtenwelt. Jöcher rühmt, daß er neunmal Rektor magnifikus und sechsunddreißigmal Dekan gewesen sei, auch innerhalb fünfundfünfzig Jahren vierunddreißigmal die Bibel durchgelesen habe. Johann starb kinderlos am 30. Oktober 1689. (2)

Caspars Sohn, ✠Johann Caspar Rebhan, Anna Sophiens Vater, war 1674—1694 Pfarrer des Eisenachischen Anteils von Ruhla, sodann Pastor in Marksuhl. Er war mit ✠Anna, der Tochter des Diakonus ✠M. Christophorus Thym in Waltershausen verheiratet und hinterließ außer seiner am 1. Januar 1677 in Ruhla geborenen Tochter noch einen am 19. Februar 1681 ebendort geborenen Sohn Johann Christoph, über dessen Schicksale mir nichts bekannt geworden ist.

— (1) — Die Namen derjenigen im Text genannten Personen, welche Vorfahren weiblicher Linie meiner Kinder sind, also in eine Ahnentafel aufzunehmen sein würden, sind, sobald sie in diesem Teile zum ersten Male genannt werden, durch das vor dem Namen stehende Zeichen ✠ hervorgehoben. — (2) — Näheres über Nicolaus und Johann Rebhans Leben und Schriften in Goldners lateinischem Leichenprogramm auf Anna Sophiens Tod (S. 29) und bei Jöcher-Adelung.

Johanna Dorothea Eisenhart 1704–1779

Auch die Vorfahren dieser unsrer Stammutter, der Gattin Georg Ludwigs, lassen sich ziemlich weit zurück feststellen. Johanna Dorotheens — oder gut thüringisch „Hanne-Dörthes“ — Urgroßeltern waren „des ✠alten Hofmeisters in Peissel (Peissen bei Halle?) Sohn“ ✠Bernhard Eisenhart (1), seit 1620 Pastor in Görmar bei Mühlhausen und dort am 21. 2. 1664 gestorben, und seine Frau ✠Barbara, die Tochter des Schultheißen ✠Heinrich Ernfurth von Görmar.

Bernhards Sohn, der Großvater der Stammutter, ✠Friedrich Eisenhart, * Görmar 30. 5. 1635 † dort 14. 2. 1711, studierte 1657 in Jena und ward zunächst Gehilfe, dann Nachfolger seines Vaters im Pfarramt zu Görmar. Am 30. 5. 1665 heiratete er ✠Martha Elisabeth, deren Eltern der Superintendent ✠M. Caspar Mehlbach von Mühlhausen und seine zweite Frau ✠Maria Weyde, eine Tochter des Mühlhäuser Senators ✠Christian Weyde, waren.

Friedrichs 1667 in Görmar geborener Sohn ✠Benjamin Eisenhart, der Stammutter Vater, war 1694—1699 Pastor in Felchta bei Mühlhausen. 1699 ward er nach Mühlhausen berufen und wirkte hier bis 1703 als Pastor an St. Georgi et Martini, dann bis 1711 an St. Nicolai et Petri, endlich an der Hauptkirche Beatae Mariae Virginis und zwar zunächst als Diakonus, von 1722 ab bis zu seinem Tode (3. 3. 1723) als Archidiakonus.

Er war seit 30. 10. 1694 mit ✠Marie Christine, der am 14. 7. 1673 geborenen Tochter des ✠Heinrich Christian Falcke vermählt, welcher dem juristischen Studium Valet gesagt, am 8. 6. 1686 ✠Martha Christine Hagedorn gefreit und sich als Kauf- und Handelsherr in Mühlhausen niedergelassen hatte.

Benjamin Eisenhart hatte außer unsrer am 15. 10. 1704 zu Mühlhausen getauften Stammutter Johanna Dorothea noch folgende Kinder: a. Regina Maria, get. Felchta 12. 12. 1695. — b. Christian Benjamin get. ebenda 17. 8. 1698. — c. Gottfried Christian get. Mühlhausen 20. 3. 1701. — d. Georg Friedrich get. ebenda 25. 9. 1703. — e. Georg Adolf, Zwillingsbruder der Johanna Dorothea. — f. Regina Elisabeth get. Mühlhausen 31. 8. 1707.

Letztere ist unvermählt geblieben; von den übrigen habe ich nichts erfahren.

Wer sich eine Ahnentafel anlegen will, dem sei noch mit den folgenden Zusammenstellungen weiterer Vorfahren gedient — die unter C. mitgeteilte erweist unsre Verwandtschaft mit dem angesehenen Mühlhäuser Patriziergeschlecht der Rothschier (2):

— (1) — Nicht Eisenhardt, wie das Mühlhäuser Kirchenbuch hin und wieder schreibt. — (2) — Vgl. Otto Hübner, die Familie Rothschier, in den Mühlhäuser Geschichtsblättern VIII. 1907 S. 161 ff.

A.

⚭Johann Mehlbach
(weiteres nicht bekannt).

|

⚭Bartholomäus Mehlbach, Kaufmann, * Treffurt 24. 8. 1564, seit 30. 7. 1600 Bürger in Mühlhausen. † dort 14. 7. 1648. ○ Treffurt 12. 6. 1590 ⚭Cäcilia († Mühlhausen 1. 2. 1627), Tochter des ⚭Nicolaus Bärwaldt und der ⚭Martha geb. Schmied von Treffurt.

|

⚭M. Caspar Mehlbach * Falken bei Treffurt 16. 4. 1591, ward 1619 Pastor in Windeberg, 1649 Superintendent in Mühlhausen, ○ 19. 10. 1619 Christine Zellmann († 11. 1. 1643), ○○ ⚭Maria Weyde (s. o.)

B.

⚭N. N. Falcke, Burgsaß in Treffurt
(weiteres nicht bekannt).

|

⚭N. N. Falcke ○ ⚭N. N. Klinkerfuß, Tochter des Bürgers und Bäckers ⚭Johann Klinkerfuß in Münde und der ⚭Maria, Tochter des Prätors ⚭Johann Urbach.

|

⚭Heinrich Christian Falcke, stud. jur., dann „mercator“ in Mühlhausen, ○ dort 8. 6. 1686 ⚭Martha Christine, Tochter des ⚭Emanuel Hagedorn, senator et camerae assessor primarius von Mühlhausen, und der ⚭Martha Elisabeth geb. Rothschier.

C.

⚭Martin Rothschier
von „Wenigen“ (Wenigen-Sömmern?), war 1543 Stadtschreiber zu „Großsömmern“ (Sömmerda?), ○ ⚭Agnes, Tochter des Amtmanns ⚭Michael Braune zu Großsömmern.

|

⚭Paul Rothschier,
* Sömmerda 1549, Advokat, seit 1605 Senator und Censor zu Mühlhausen, † dort 1625, ○ ⚭Anna Climann, Tochter des ⚭Valtin Climann.

|

⚭Paul Rothschier,
* 18. 11. 1591 † 20. 3. 1665. Von 1652—1663 Consul prim. zu Mühlhausen. ○ 4. 2. 1621 ⚭Anna Stützer, Witwe des Kaufmanns Joh. Volland von Allendorf.

|

⚭Martha Elisabeth Rothschier,
* 13. 2. 1624 † 8. 5. 1680, ○ 17. 10. 1642 Emanuel Hagedorn, Senator et camerae assessor primarius zu Mühlhausen († 1684).

|

⚭Martha Christine Hagedorn (s. o.).

Auguste Hertzog 1748—1798

Die Persönlichkeit des Vaters dieser unsrer Stammutter, der Gattin Joh. Ludewigs, habe ich S. 51 zu schildern versucht. ✱Johann Andreas Hertzog muß etwa 1715 geboren sein. Sein Vater war nach den Aufzeichnungen meines Großvaters Ludwig Apotheker in Magdeburg. Aus den dortigen Kirchenbüchern hat sich aber nichts weiter ermitteln lassen, als daß Hertzogs Mutter ✱Margarethe Elisabeth geborene Sauerherring am 19. 2. 1770, 75 Jahre alt, als Witwe in Magdeburg verstorben und im Kreuzgange des Doms begraben worden ist. Wann und wo Hertzog unsere Stammutter ✱Friederike Wilhelmine geborene Zorn geheiratet hat, ist ebenso wenig zu ermitteln wie die Herkunft seiner Frau. Sie starb, anscheinend auf einer Reise, am 12. 6. 1772 in Hundisburg bei Neuhaldensleben. Am 17. 2. 1774 schloß Hertzog in Magdeburg eine zweite, kinderlos gebliebene Ehe mit der verwitweten Christiane Elisabeth Flysau (? der Name ist im Kirchenbuch unleserlich geschrieben) geb. Natan. „Den Kindern erster Ehe trat die zweite Frau niemals näher.“ Hertzog starb in Magdeburg am 23. 1. 1798.

Ueber die Geschwister seiner Mutter berichtet Großvater Ludwig:

Die älteste Schwester, Wilhelmine Hertzog, heiratete sehr jung den Hofrat Müller in Magdeburg, dem sie einen Sohn August gebar. Als Müller nach dreijähriger Ehe gestorben war, heiratete Wilhelmine einen sehr wohlhabenden und angesehenen Hauptmann von Altmann (? unleserlich), starb aber schon nach drei Jahren, ohne weitere Kinder geboren zu haben. August Müller, der den Stiefvater beerbte, hielt sich einige Zeit Studierens halber in Halle auf, trat dann als Offizier in das in Bernstadt garnisonierende Husarenregiment, starb jedoch im frühen Mannesalter.

Auf Wilhelmine folgte als nächstälteste Kind Hertzogs unsere am 18. 12. 1748 geborene Stammutter Auguste Agnes. Dieser ein um zwei Jahre jüngerer Bruder Karl Peter Friedrich, der in Halle studierte, aber trotz guter natürlicher Anlagen zu keinem Examen kam. „Er lebte im Hause Hertzogs seinen Vergnügungen, was der Vater gutmütig gestattete.“ Er starb unvermählt am 10. Dezember 1817 als „Partikulier“.

Der nächste Sohn Johann Friedrich hatte gleichfalls in Halle die Rechtswissenschaften studiert. Er ward Sekretär bei seinem Schwager Joh. Ludewig Avenarius in Calbe, dann etwa 1794 zweiter Bürgermeister daselbst. Johann Friedrich nahm 1801 seinen Abschied und starb am 11. 3. 1811 kinderlos in Oebisfelde.

Auf diesen folgte eine Tochter Ludowika, die den Oberprediger, späteren Superintendenten Müller in Oebisfelde heiratete, der 1829 mit Hinterlassung vieler Kinder gestorben ist.

Hertzogs jüngster Sohn Johann Christoph widmete sich der Landwirtschaft. Er pachtete das Bernburgische Amt Gernrode, heiratete eine Tochter des Gutsbesitzers Heyne in Gröningen, übernahm die Pachtung des Amts Kloster Gröningen

bei Halberstadt und starb dort am 18. 11. 1828. Er hinterließ außer einer Tochter Christiane Philippine, die sich mit dem Konsistorialrat Appuhn in Magdeburg vermählte, zwei Söhne, von denen der eine, Karl Friedrich Wilhelm, das Rittergut Beuchlitz bei Halle, der andere, Johann Karl (* Gröningen 13. 1. 1796), das Rittergut Klein-Gartz bei Dirschau besessen hat.

Johann Karl war mit Eveline (* 10. 11. 1803 † Piontken 4. 3. 1876), der Tochter des Domänenpächters Wittig in Marienwerder, vermählt. Nach dem Tode seines Sohnes Fritz zog er sich auf die von diesem ererbte Besitzung Arnau in Ostpreußen zurück. Am 30. 6. 1868 starb er in Königsberg i. Pr., wohin er sich in ärztliche Behandlung begeben hatte. Nach des Gatten Tode übersiedelten auch seine Witwe und seine Töchter Elise und Eulalia nach Königsberg, wo sie mit den in Ostpreußen zurückgebliebenen Gliedern unserer Familie in verwandtschaftlichen Verkehr traten. Eulalia Hertzog vermählte sich mit dem Rittergutsbesitzer Ferdinand Siemens auf Piontken bei Darkehmen, ihre Tochter Elly mit dem zweiten Sohne ihres Vaterbruders Werner von Siemens, dem späteren Geheimrat und Mitgliede des Herrenhauses Dr. ing. Wilhelm von Siemens, dem Chef der Weltfirma Siemens & Halske.

Marie Kleemann 1785—1849

Meine Großmutter ⚭Marie Friederike Charlotte Kleemann stammte aus einem sehr angesehenen und vermögenden Hause, dessen reiche Mittel von den Vorfahren verständig genutzt worden waren.

Ihr Großvater ⚭Joh. Friedrich Kleemann hatte von ⚭Nicolaus Banse, dem Vater seiner Mutter, die Pachtung des großen herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen ehemaligen Klostergutes Walkenried übernommen, das man von dem in Erbpacht besessenen Vorwerke Wiedigshof aus zu bewirtschaften pflegte. Schon als Dreiundzwanzigjähriger führte 1752 Joh. Friedrich die eben sechzehnjährige, aus altem Freisassengeschlecht entsprossene ⚭Marie Christine Nebelung als Braut heim. Als dereinstigen Witwensitz kaufte er für sie ein großes Haus in Nordhausen an. Als Joh. Friedrich 1788 an einem durch Vernachlässigung brandig gewordenen Beinschaden starb, bezog Marie Christine dies Haus und bot hier über ein Menschenalter hindurch als Patriarchin der weit zerstreuten Familie einen gern aufgesuchten Mittelpunkt. Marie Christine hat sogar ihren ältesten, siebzig Jahre alt gewordenen Sohn überlebt; erst am 7. 1. 1827 starb die Neunzigjährige.

Ihr Sohn, der Vater unsrer Stammmutter, ⚭Joh. August Friedrich Kleemann, war ein äußerst regsamer, tatkräftiger und willensstarker Mann, ein lebhafter Sanguiniker, mitunter eigensinnig und leicht verletzbar, aber auch bald wieder versöhnt, voll warmer Menschenliebe und idealen Strebens, mit reichen Kenntnissen und von einer wirkungssicheren Beredsamkeit. Von seiner Pflichttreue und feinen Art ist viel auf seine Tochter Marie und ihre Kinder, besonders

auch auf meinen Vater Eduard übergegangen. Schon als Student war Kleemann in der Loge „zum goldenen Zirkel“ in Göttingen, wie damals allerwärts die Besten, in den Freimaurerorden aufgenommen worden. Die Ideale des Bundes ergriffen ihn mit solcher Macht, daß er schon mit einundzwanzig Jahren, 1776 als Referendarius an der Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg beschäftigt, bei der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland die Ermächtigung zur Stiftung einer eigenen Bauhütte durchsetzte und eine solche im folgenden Jahre auch wirklich in Magdeburg begründete. Im Dienste dieser seiner geliebten Loge, die nach der Helmzier in ihres Stifters Wappen den Namen „zu den drei Kleeblättern“ annahm und zu deren Stuhlmeister der Dreiundzwanzigjährige bestellt wurde, hat Friedrich Kleemann sein ganzes Leben hindurch in unablässiger Treue gestanden. Trotz alles Wandels der Dinge — die Loge mußte 1779 nach Aschersleben verlegt werden, wo sie noch heute blüht, trotzdem er selbst meist fern vom Logensitze wohnte, trotz aller Bedrängnisse in der westfälischen Zeit hat Kleemann volle siebenundvierzig Jahre hindurch ununterbrochen und keineswegs nur dem Namen nach die Logenarbeiten als vorsitzender Meister geleitet. (1)

Im April 1779 ward Friedrich Kleemann zum Assessor bei der Königl. Bergwerks- und Hüttenadministration in Berlin, 1782 aber zum Oberbergrichter und Justitiarius zu Rothenburg a. d. Saale ernannt. 1786 ward er Bergrat, nicht lange darauf Oberbergrat. Die Franzosenzeit brachte auch ihm persönlich Drangsal und Plünderung; einmal wurde er als Geisel fortgeschleppt. 1810 scheint er das Amt als Kantonmaire in Könnern bekleidet zu haben. 1815 ward er Dirigent des Land- und Stadtgerichts daselbst. In Könnern ist er auch am 29. 9. 1824 verstorben. (2)

Am 22. 2. 1784 hatte sich Friedrich Kleemann in Voigtstedt mit ✠Maria Katharina geb. Aurbach vermählt, der jungen Witwe des Kanonikus am St. Nikolaistift zu Magdeburg Karl Friedrich August Drosihn, des einzigen Sohnes des Bürgermeisters Johann Friedrich Drosihn zu Aschersleben. Drosihn war nach achtzehnmonatiger Ehe am 24. 5. 1775 von einem umstürzenden Baum erschlagen worden. (3)

— (1) — Näheres über Kleemanns freimaurerische Tätigkeit in der „Geschichte der Joh.-Loge zu den drei Kleeblättern, aus den Akten dargestellt“ (mit einem Portrait Kleemanns). Aschersleben 1902. 1808 war er Provinzialgroßmeister der der Berliner Großen Landesloge unterstehenden Provinzialloge, welche im Gegensatz zu dem von der Kasseler Großloge Hieronymus Napoleon aufgezwungenen französischen System begründet wurde, sich aber nur ein Jahr lang zu halten vermochte. — (2) — Bei der am 8. 12. 1824 in Aschersleben für Kleemann abgehaltenen Trauerfeier hielt mein Großvater Ludwig Avenarius die Gedächtnisrede, deren Entwurf sich im Familienarchiv befindet. — (3) — Aus Maria Katharinens erster Ehe war eine Tochter Theodore Verena Karoline Christiane Drosihn (* Voigtstedt 27. 10. 1774.) hervorgegangen, die sich am 23. 2. 1797 zu Voigtstedt mit Karl Heinrich Maximilian Freiherrn von Czettritz und Neuhaus aus dem Hause Diesen OL. vermählt hat, des „weyland Freyherrn Heinrich Abraham von Zettritz, gewesenen Obristen in Chur-Sächs. Diensten, ältestem Sohne“, damals Leutnant im Kurf. Husaren-Regiment zu Artern. Czettritz wurde 1810 als Major mit dem sächsischen Militär-Heinrichsorden ausgezeichnet und im russischen Feldzuge 1812 bei Nieswicz verwundet. 1815 trat er in preußische Dienste über und starb am 10. 12. 1865 zu Münster als Generalmajor a. D.

Als Maria Katharina schon am 26. 4. 1792 zu Rothenburg a. d. Saale an den Blattern starb, hatte sie Friedrich Kleemann fünf Kinder geboren, von denen aber nur zwei, unsere Stammutter ⚭Marie und ein jüngerer Sohn Karl August Wilhelm, die Mutter überlebt haben. Karl August Wilhelm Kleemann ist, 28 Jahre alt, unvermählt gestorben. Eine unglückliche Liebe hat ihm das Leben verdüstert.

Aus einer zweiten, 1800 geschlossenen Ehe Friedrich Kleemanns mit Karoline Huhn entsproß nur eine Tochter Karoline, die ich als Erbin des lebhaften Geistes und liebenswürdigen Sinnes ihres Vaters noch selbst gekannt habe.

Ein Bildnis Friedrich Kleemanns verwahrt die Aschersleben er Loge. Ein kleineres, von dem als „Pferde-Krüger" bekannten Franz Krüger in Berlin gemalt, befindet sich im Besitze meiner Cousine Constanze Heinrich. Ein mir von dieser geschenktes Oelbild stellt die Stammutter Maria Katharina Kleemann in reichem Schmucke anscheinend noch als junges Mädchen dar.

Unsere durch Marie Kleemann uns zugeführten Vorfahren sind aus den folgenden Geschlechtsübersichten zu ersehen, deren Mitteilung wir Herrn Pfarrer Otto Hübner in Spora verdanken:

A. Familie Kleemann.

I. ⚭Jacob Clemann besaß ein (Freisassen-?) Gut in Obersachswerfen bei Liebenrode. Sein Sohn:

II. ⚭Joh. Friedrich Cleemann, * Obersachswerfen 15. 11. 1687 † dort 31. 5. 1749, ○ ebenda 15. 5. 1714 ⚭Dorothea Katharina, * 2. 11. 1699 † auf dem Wiedigshofe 5. 4. 1755, Tochter des ⚭Nicolaus Banse, Erbpächters des Wiedigshofs bei Walkenried. Joh. Friedrichs fünfter Sohn:

III. ⚭Johann Friedrich Kleemann, * (wo?) 12. 12. 1728, † Walkenried 12. 8. 1788, Herzogl. Braunschw.-Lüneb. Oberamtmann und Pächter des Klostergutes Walkenried, ○ Salza 25. 4. 1752 ⚭Maria Christina, * Salza 21. 4. 1736 † Nordhausen 7. 1. 1827, Tochter des Freisassen ⚭Joh. Christoph Nebelung zu Salza und der ⚭Anna Katharina geb. Husung. — Kinder: * auf dem Wiedigshof: a. ⚭Joh. August Friedrich siehe IV. — b. Joh. Ernst Gottfried, * 29. 6. 1759. Nach der Aschersleben er Logenliste von 1798 Fürstl. Sondershaus. Kommissionsrat und Oekonomie-Amtmann zu Elleben. — c. Joh. Karl Friedrich, get. 20. 8. 1760, Geh. Kammerrat zu Bernburg. Ueberlebte die Mutter. — d. Joh. Ludwig Friedrich, getauft 27. 5. 1863 ○ Walkenried 9. 10. 1785 Joh. Friederike Winter aus Gr.-Ellrich. Beim Tode der Mutter als Hofkommissar in Großenehrich genannt. — e. Joh. Ferdinand Friedrich, get. 25. 2. 1765. Kommt 1799 als Herzogl. Braunschw. Amtmann und Pächter des Amtes Biendorf in der Aschersleben er Logenliste vor. — f. Joh. Marie Christine, get. 23. 7. 1767 † Dresden 20. 12. 1855, ○ Walkenried 10. 3. 1789 Christoph Moritz von Egidy, Drost auf Bornum bei Braunschweig, Stifter der Fideikommisse Kreynitz und Naunhof bei Dresden, * Ottersitz 6. 3. 1756 † Naun-

hof 25. 3. 1820. Kinderlos. (4) — g. Joh. Philipp Friedrich, get. 13. 5. 1770. Domänenpächter zu Groß-Wenden. Ueberlebte die Mutter. — h. Joh. Friedr. Wilhelm, get. 22. 4. 1772. Er wird 1798 als Sekretär beim Bergamt zu Wettin und noch 1815 als Mitglied der Aschersleben er Loge erwähnt, starb aber vor der Mutter. — i. Joh. Friederike Karoline, * 18. 3. 1779 ○ ... von Hagen. Starb früh.

IV. ⚭Joh. Aug. Friedrich Kleemann, * Wiedigshof 8. 9. 1754 † Könnern 29. 9. 1824. (Siehe oben.) ○ Voigtstedt 22. 2. 1784 ⚭Maria Katharina Aurbach, Witwe des Kanonikus Drosihn (siehe unten B. II. d.). ○○ 1800 Karoline Huhn aus Hettstedt († 1835). — Kinder I. Ehe * Rothenburg a. S.: a. ⚭Joh. Marie Friederike Charlotte, * 8. 1. 1785 † Königsberg i. Pr. 10. 2. 1849, ○ Löbnitz 8. 4. 1806 Kammerrat Ludwig Avenarius zu Wettin. — b. Karl August Wilhelm, * 3. 12. 1789, Oberrechnungsrevisor zu Potsdam, † 1817, unverm. — Kind II. Ehe: Karoline, * Rothenburg a. S. 5. 8. 1808 † Berlin 26. 3. 1877. ○ Könnern 1. 3. 1827 Dr. Joh. Wilh. Söchting, Anstaltsarzt in Schulpforta, * Oschersleben 22. 11. 1797 † Berlin 29. 7. 1866. (5)

B. Die Familie Aurbach.

Die sichergestellte Stammtafel ist:

I. ⚭Joh. Christoph Aurbach, seit 1708 Stifts-, Hof- und Konsistorialrat sowie Kanzleidirektor der Herzogin von Schleswig-Holstein, Fürst-Aebtissin von Quedlinburg. Er ist, wie es im dortigen Kirchenbuche heißt, „den 28. September 1739 unter Läutung aller 3 Schloß-Glocken in einem Puls auf einem Leichen-Wagen, da auf jeder Seite 6 Advokaten beyher gingen, auf das Schloß gefahren und in der hoch-fürstl. Stifts-Kirche St. Servatii hinter der Frau Kanzeley-Directorin Aurbachin ihrem Kirchen-Stande eingesenket worden.“ Seine Witwe ⚭Anna Christine geb. ? lebte noch 1749 in Quedlinburg.

Joh. Christoph muß drei Söhne gehabt haben: unser weiterer Stammvater Joh. Gottlieb wird bei seiner Trauung 1748 als Joh. Christophs „nachgelassener anderer Sohn“ bezeichnet. Wahrscheinlich ist der in Artern am 12. 12. 1761 beigesetzte Joh. Gottfried Aurbach, Gerichtsdirektor zu Gehofen, über den sonst nichts ermittelt ist, sein älterer Bruder gewesen und dessen Amt auf Joh. Gottlieb

— (4) — Des Ehemanns Bruder Christoph August von Egidy, sächs. Oberstleutnant, * Otterstitz 7. 8. 1766 † in Polen 11. 10. 1812, war der Vater des preuß. Hauptmanns Christoph Ferdinand, * Zeitz 21. 2. 1811 † Berlin 12. 12. 1852, dessen Sohn Christoph Moritz, * Mainz 29. 8. 1849 † Potsdam 29. 12. 1898, sächs. Oberstleutnant a. D., als Vorfechter der „Ethischen Kultur“ bekannt geworden ist. — (5) — Kinder: a. Johann Wilh. Edmund Söchting, Dr. phil., * Könnern 13. 1. 1830 † Wilmersdorf-Berlin 30. 4. 1905 als Kgl. Oberbibliothekar a. D. ○ Magdeburg 28. 4. 1868. Math. Luise Emilie Pohl, * Ihleburg bei Magdeburg 16. 11. 1836 † Berlin 28. 9. 1888 (Kinder: aa. Elfriede, * Berlin 31. 5. 1869, unverm. — bb. Erhard, * Berlin 16. 11. 1874, Dr. med., prakt. Arzt in Wilmersdorf-Berlin. — cc. Edmund, * Berlin 5. 3. 1878, Dr. der Staatswissensch. zu Berlin.) — b. Agnes, * Schulpforta 24. 10. 1831, † Berlin 13. 10. 1886, unverm. — c. Joh. Karol. Helene, * Schulpforta 7. 5. 1838, unverm., zu Berlin.

vererbt worden. In Quedlinburg ist am 16. Januar 1709 Joh. Christoph noch ein jüngerer Sohn Wilhelm Anton geboren worden.

II. ⚭Johann Gottlieb Aurbach, Königl. Preuß. Amtsrat, auch Königl. Polnischer und Kurfürstl. Sächsischer Amtmann des Amtes Artern und zu Sittichenbach, Kr. Querfurt, auch Inhaber des Amtes und Erb- und Gerichtsherr auf Voigtstedt („Vockstedt"), Amtmann zu Barnstädt, Gerichtsdirektor zu Gehofen. Da Joh. Gottlieb, als er am 3. 6. 1782 „nach kurzer Brustkrankheit" in Voigtstedt starb, nach dem Kirchenbuchvermerk 75 Jahre alt war, muß er 1707 geboren sein. Sein recht gut ausgeführtes Oelbild, das ich besitze, zeigt angenehme, kluge Züge: der Urvater ist darauf in gepuderter Stutzperücke, rotem Staatsrock und goldgestickter Weste sehr stattlich anzuschauen. Nach dem Inhalt des im Familienarchiv befindlichen Testaments seiner Tochter Maria Katharina muß er ein sehr reicher Mann gewesen sein, der auch in Aschersleben Grundbesitz hatte. ○ Artern 30. 4. 1748 Katharina Marie, Tochter des ordentlichen Professors der Philosophie und Metaphysik Ernst Christian Schröter zu Wittenberg und der Margarethe Elisabeth geb. ?. Die einzige aus dieser Ehe hervorgegangene Tochter starb schon 1751. — ○○ Artern 10. 1. 1751 ⚭Theodora Christine Maria Reise, * 1726 † Voigtstedt 10. 12. 1788, einzige Tochter des † ⚭Gottfried Reise, Jur. Cons. und Stadtvoigts zu Buttstädt.

Aus dieser Ehe sind folgende Kinder hervorgegangen:

a. Christina Ludmilla, * Artern 18. 1. 1752, lebte 1789 noch, ○ (wo?) Wilhelm Christian Joseph von Klug, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Dasdorf, ○○ als Witwe Voigtstedt 21. 4. 1776 Heinrich August von Meck, Herzogl. Braunschw. Amtshauptmann und „des H. R. R. freyweltlichen Stifts Gandersheim Senior Capituli, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Güntherslebe." (6) — b. Verena Wilhelmine Marie, * ?, lebte 1789 noch, ○ Voigtstedt 29. 12. 1776 Christian Julius von Laue, Hauptmann in holländischen Diensten, Erb- und Gerichtsherr des sog. Schloßguts Voigtstedt. — c. Joh. Christoph, * Voigtstedt 20. 10. 1755. Muß vor 1789 verstorben sein. — d. ⚭Maria Katharina, unsre Stammutter, * Voigtstedt 16. 10. 1756 † Rothenburg a. S. 26. 4. 1792, ○ Voigtstedt 23. 11. 1773 Karl August Friedrich Drosihn, ○○ ebenda 22. 2. 1784 ⚭Friedrich Kleemann (s. o.).

Wo stammt nun Marien Katharinens Großvater Joh. Christoph Aurbach her? Der Familienüberlieferung nach aus der Familie Auerbach, die dereinst den Faust- und Goetheberühmten „Auerbachs Hof und Keller" in Leipzig besaß. Das wäre die Familie des Professors der Medizin und Ratsherrn Dr. Heinrich Stromer, der 1529—1536 dies weitläufige Gebäude als einen Bazar für die vornehmsten fremden Kaufherrn erbaut hat und der der Sitte der

— (6) — Christina Ludmillens im Besitze meiner Cousine Constanze Heinrich befindliches Oelbild zeigt überraschend scharf den Typus der Gesichtszüge, welcher die Urenkel und Urenkelinnen ihrer Schwester Maria Katharina, insbesondere die Nachkommen von deren Enkelin Luise Heinrich geb. Avenarius kennzeichnet. Der gemeinsame Elternteil, dessen eigenartiger Gesichtsschnitt plötzlich nach hundert Jahren sich wieder zeigt, muß mithin noch weiter zurückliegen.

Zeit gemäß nach seiner Heimat Auerbach im Voigtlande Dr. Auerbach genannt wurde. Die bisher aufgefundenen Vermerke über Joh. Christoph Aurbach geben keinen Anhalt für weitere Forschung: die oben wiedergegebene Notiz über seine Bestattung enthält nicht einmal die übliche Angabe seines Alters. Man wird aber wohl kaum fehlgehen, wenn man — entgegen jener unbeglaubigten Tradition — seine Identität mit des Langensalzaer Bürgermeisters Johann Georg Aurbach dritten Sohn Joh. Christoph annimmt, der 1690 in Königsberg immatrikuliert worden ist. Alsdann würde der Altvater der alten Langensalzaer Patrizierfamilie angehören, aus der auch Klopstocks Großmutter Katharine Juliane Schmidt geb. Aurbach (* Langensalza 10. 2. 1671 † dort 21. 1. 1729) entsprossen ist, und die weitere Stammtafel direkter Vorfahren sich, wie folgt, gestalten:

I. ⚭Kurt Urbach
1427 als Vormund der Stephanskirche zu Langensalza, 1463 als Lehnsherr eines Siedelhofes erwähnt.

|

II. ⚭Berlt Urbach
zu Langensalza, 1432 als Geschoßzahler erwähnt, schwört 1463 Urfehde.

|

III. ⚭Melchior Urbach
ebenda 1497 als Vertreter der Gemeinde genannt.

|

?, aber sehr wahrscheinlich:
IV. ⚭Ludwig Urbach
Bürgermeister in Langensalza, † 1552, ○ 1535 ⚭Barbara Freund, † 1556.

|

V. ⚭Melchior Urbach
Bürgermeister in Langensalza, * 1538, † 15. 3. 1634 ○ 1562 ⚭Maria Graun († 1583), ○○ 1584 Clara Schröter geb. Steinbach aus Mühlhausen.

|

VI. ⚭Johann Urbach
Kaufherr in Langensalza, * 1563 † 1645, ○ 1612 Elisabeth Trübenbach aus Wolfsbehringen, ○○ 1615 ⚭Katharina Cotta aus Eisenach, † 1659, wohl eine Urenkelin der Gönnerin des jungen Martin Luther.

|

VII. ⚭Johann Georg Aurbach
Bürgermeister von Langensalza, * 1617 † 22. 9. 1696, ○ 16. 7. 1650 ⚭Anna, * Weissensee 16. 9. 1636 † Langensalza 10. 9. 1693, Tochter des ⚭M. Joh. Michael Degen, Superintendenten in Langensalza und der ⚭Katharina geb. Illig.

|

VIII. ⚭Joh. Christoph Aurbach.
Siehe oben.

Maria Catharina Kleemann Gb: Aurbach

Joh. Gottl. Aurbach

Cäcilie Geyer 1815—1893

Ich habe mich gewundert, daß von den Wagnerforschern bisher Niemand darauf gekommen war, der Abstammung des Vaters meiner Mutter Ludwig Heinrich Christian Geyer nachzugehen. Friedrich Nietzsches, freilich eine befremdliche Unkenntnis in der Geschichte der deutschen Familiennamen verratende Vermutung, Geyer sei — des Namens wegen! — jüdischer Abkunft gewesen, hätte wohl Veranlassung dazu geben können. Noch mehr die breiten Erörterungen, die sich insbesondere an Richard Wagners an meine Mutter gerichteten Brief vom 14. Januar 1870 (1) geknüpft haben. Herr Pfarrer Otto Hübner in Spora hat daher die Güte gehabt, auf meine Bitte hin die Kirchenbücher in Eisleben genau durchzusehen. (2) Infolge der bekannten „Duplizität der Ereignisse" hat sich inzwischen auch der verdienstvolle Genealoge Herr Kekule von Stradonitz derselben Arbeit in beschränkterem Umfange unterzogen. (3)

Der älteste von Hübner ermittelte Vorfahre ist ✻Benjamin Geyer, Stadtmusikus zu Eisleben, den man dort am 26. Juli 1720 beisetzte. Er war „von einem Bret, so von dem Bergamtsdache gefallen, am Kopfe blessiret, davon er auf die Erde niedergeschlagen und sein Haubt noch mehr verwundet worden." Am 2. April 1724 begrub man in Eisleben auch seine Witwe ✻Maria, aet. 80.

Sein ✻gleichnamiger Sohn muß 1682 geboren sein, da er 1695 bei seiner Konfirmation 13 Jahre alt gewesen ist. Am 2. Oktober 1704 ward Benjamin Geyer d. J. in Eisleben als „bey Unserer S. Andreas Kirche wohlbestallter Organiste mit J. ✻Annen Magdalenen, weyland H. ✻Johann Eberhards, Diaconi zu S. Pet. u. Pauli, auch Pastoris zu S. Spiritu alhier, hinterlassener eheleibl. jüngster Tochter copuliret." Wann Benjamin verstorben ist, ist nicht ersichtlich. Vielleicht war der „Musicus instrumentalis" und Stadtmusikus August Geyer, dem von seiner Frau Martha Elisabeth (geb. Fritze?) zu Eisleben in der Zeit von 1718—1729 fünf Kinder geboren worden sind, gleichfalls ein Sohn des alten Benjamin Geyer: August legte am 12. März 1729 wenigstens einem Sohne die Namen Johann August Benjamin bei, obwohl kein Pate den letztgenannten Vornamen führte. (4)

— (1) — Hier sei nur auf Glasenapp, Leben Richard Wagners, I. S. 77. 78 und den Aufsatz von August Püringer in Leßmanns Allgem. Musikzeitung 1907 Nr. 5 S. 79 ff. verwiesen. — (2) — Das Ergebnis von Hübners Arbeit hat Glasenapp bei dem „Tabellarisch geordneten Ueberblick über die Familiengeschichte des Hauses Wagner" im Wagner-Jahrbuch III. 1908 benutzt. — (3) — „Ueber die Abstammung und die Vorfahren Ludwig Geyers. Ein Beitrag zur Richard Wagner-Frage." In der Zeitschrift „Bühne und Welt" 1908. Heft 20/21., S. 874 ff. Kekule gibt für die von ihm festgestellten drei Vorgeschlechter den Wortlaut der betr. Kirchenbuchstellen wieder. — (4) — Weitere Kinder August Geyers: a. Otto Heinrich get. 23. 9. 1718 begr. 12. 9. 1719 (?) — b. Rudolf August get. 14. 4. 1720 begr. 26. 9. 1726 (?). Die Vornamen der Begrabenen sind beide Male nicht genannt. — c. Joh. Elisabeth get. 14. 11. 1721. — d. Dorothea Elisabeth get. 27. 11. 1725.

Dem Organisten ⁂Benjamin Geyer d. J. sind in Eisleben sieben Kinder geboren worden. Einige davon sind früh verstorben. Als Söhne (5) sind ersichtlich: a. Johann August, get. 27. 11. 1707 (dessen Pate übrigens nicht der Stadtmusikus August Geyer war). — b. ⁂Gottlieb Benjamin, unser weiterer Stammvater. — c. Joh. Gottfried, get. 21. 3. 1716, der dann am 24. 4. 1728 konfirmiert wurde. — d. Joh. Friedrich, get. 10. 6. 1718.

Von den Schicksalen der übrigen Söhne wissen wir nichts. ⁂Gottlieb Benjamin Geyer, getauft am 23. Mai 1710, aber ward 1737 dem Kantor zu St. Annen Friedrich Schmidt beigeordnet und zwei Jahre darauf sein Amtsnachfolger. 1755 wurde er, zugleich als Collega quintus am gräfl. Gymnasium tätig (vgl. S. 10, Note 19), zum Kantor und Organisten an der Nikolaikirche bestellt. Am 17. Mai 1762 begrub man ihn. Wann und wo er ⁂Christiane Elisabeth (geb. Schmieder?) geheiratet hat, ist nicht ersichtlich. Sie dürfte die am 20. September 1785 in Artern begrabene „Witwe Geyer" sein.

Gottlieb Benjamin hinterließ, wie aus der Traunotiz von 1776 zu ersehen, nur einen Sohn, unsren weiteren Stammvater, den am 12. März 1744 getauften ⁂Christian Gottlieb Benjamin Geyer. „Den 18. Juni 1776", meldet von ihm das Kirchenbuch zu St. Andreas, ist er als „bey dem Churfürstl. Sächß. Ober Aufseher Amte" — der höchsten Behörde der sequestrierten Grafschaft Mansfeld — „bestallter Cantzelist, immatriculirter Advocatus und Notarius publicus . . . mit Jgfr. ⁂Christiana Wilhelmina Elisabeth Fredy, H. ⁂Thomas Fredy, bey des(!) Chur Fürstl. Sächß. General-Lieutenants von Puts" (richtig von Bodt) „u. Commendant. der Neustadt bey Dreßden gewesenen Herrschaftl. Kochs, nachgelassener ehel. 2ten Jgfr. Tochter", getraut worden. Im Jahre 1779 wurde Christian Gottfried Benjamin als Kurf. Sächs. Justizamtmann nach Artern versetzt. Noch in Eisleben war ihm am 21. Januar 1779 (6) als ältester Sohn ⁂Ludwig Heinrich Christian Geyer, mein Großvater, geboren worden.

Ludwig Geyer war mithin der Sproß einer Reihe von Vorvätern, die bis auf einen Einzigen sämtlich Musiker und zumeist auch evangelische Kirchenbeamte gewesen sind. Die sogar von der angesehenen englischen Zeitschrift Jewish Chronicle weitergegebene und ausgedeutete Legende von der jüdischen Abstammung Ludwig Geyers ist also hinfällig. Es verlohnte sich wohl der Mühe, nachzuforschen, ob sich Tondichtungen dieser seiner Ahnen erhalten haben.

Ein gewisser fremdländischer Zug zeigt sich immerhin in Geyers Bild und Wesen. Vielleicht erklärt er sich daraus, daß in seinen Adern ein Tropfen französischen Bluts gerollt haben mag: der Vater seiner Mutter, ⁂Thomas Fredy, war aller Wahrscheinlichkeit nach Franzose. Das Trauungsbuch der katholischen Hofkirche in Dresden meldet unter dem 28. Juni 1735, daß daselbst

— (5) — Töchter: a. Katharina Magdalena get. 20. 4. 1722. — b. Maria Katharina get. 7. 5. 1724. — Außerdem noch eine ältere Tochter, die am 7. 6. 1707, „aet. 1½ J.", beigesetzt ist. Ein am 20. 2. 1717 begrabenes „Söhnlein" dürfte Joh. August gewesen sein. — (6) Nicht 1780, wie nach Böttiger gewöhnlich angegeben wird. Das Kirchenbuch zu St. Andreas verzeichnet, wie üblich, nur den Taufтag: 23. 1. 1779.

Thomas „Friedry“ (so!), Koch bei Sr. Excell. dem General von Bodt, „gebürtig aus Metz in Frankreich“ und Marie Catharina Himmelmann, daselbst in Diensten, Tochter des gew. Kaufmanns Gradus Himmelmann zu Wesel, getraut worden sind. (7) Im Metzer Stadtarchiv, in dem die Geburtsregister aus jener Zeit aufbewahrt werden, hat sich Näheres nicht ermitteln lassen. Nun würde, daß Fredy in Metz geboren ist, allein ja sein Franzosentum noch nicht beweisen. Aber der General v. Bodt, der nach den von Verlohren herausgegebenen Stammregistern der Sächsischen Armee 1670 selbst in Langue d'Oc geboren war, wird sich um so eher „standesgemäß“ auch einen französischen Koch beigelegt haben. Und, als Bodt am 4. Januar 1745 gestorben war, ist Fredy, wie sich aus weiteren Kirchenbuchnotizen ergibt, sogar zum Königlichen Hofkoch aufgerückt: dessen hielt man in jener Zeit und am polnisch-sächsischen Hofe einen Deutschen doch kaum für würdig. Uebrigens trägt auch je eine der beiden von Fredy 1744 als Trauzeugen, 1755 als Paten zugezogenen Personen einen französischen Namen.

Aus Fredys erster Ehe stammte, soviel zu ersehen, nur ein Sohn, der am 18. August 1741 in Dresden getaufte Zacharias Claudius, über dessen Schicksale mir nichts bekannt geworden ist. Als Fredys erste Frau am 2. September 1743 in Dresden begraben worden war, wurde der Witwer daselbst am 30. Juni 1744 wiederum nach katholischem Ritus mit Jgfr. ⚭Katharina Gebler (8), unsrer

— (7) — Daß Thomas Fredy aus „Metz in Frankreich gebürtig“ war, wird außer an dieser Stelle auch in einer Eintragung vom 30. 6. 1744 im Kirchenbuch erwähnt, ebenso in den Aufzeichnungen seines Sohns, des Pfarrers Christian Thomas Fredy in Bauda, welche mir Herr Pfarrer Dr. Gerhard Fredy in Königswalde freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Uebrigens gibt es in Frankreich noch jetzt eine im XV. Jahrhundert geadelte, jetzt gräfliche Familie Fredy, die ihrer Ueberlieferung nach aus Italien stammt. — (8) — Im Kirchenbuche wird Katharina Gebler als Tochter eines Posamentiers in Radeberg bezeichnet. Eine alte im Besitze des Herrn Dr. Gerhard Fredy befindliche Notiz nennt als ihre Eltern ⚭Joh. Abraham Gebler, Posamentier, und ⚭Anna Dorothea „eine geborene Ottin“, als ihren vollen Namen Katharina Dorothea, als ihre Heimat Pulsnitz (wo aber nichts über sie zu ermitteln sein soll) und als Geburtstag den 18. 1. 1719. Ihr Sohn läßt sie in den Note 7 erwähnten, als Stoff zur Leichenpredigt bestimmten Aufzeichnungen am 15. 1. 1715 geboren sein. Beide Notizen sind aber in den Daten wenig zuverlässig, sie verlegen z. B. den Tod ihres Ehemannes Thomas Fredy irrtümlich in das Jahr 1754. Jene Notiz erwähnt noch, daß sie (vielleicht ist aber hierbei der zweimal verheiratete Gatte gemeint) 3 Töchter und 2 Söhne gehabt, wovon ein Mädchen und ein Sohn gestorben waren. Der Sohn Christian Thomas berichtet, daß die Mutter „weil damals alles sehr theuer gewesen und bey einer sehr geringen Hinterlassenschaft uns sehr kümmerlich hat erziehen müssen, und obschon die Hochsel. Königin ihr durch den catholischen Pater hat eine ansehnl. Pension, jedoch mit der Bedingung antragen lassen, uns Knaben in ein Kloster, die Mädchen in ein Stift zu versorgen, so hat sie doch lieber eine solche Pension fahren lassen und uns Kinder, da wir alle catholisch getauft waren, lieber in ihrer lutherischen Religion unterrichten lassen, so höchstnöthig sie auch diese Königl. Pension zu dem Bedürfniß ihres Lebens und zu unserer Erziehung gehabt hätte, denn es soll zu der Zeit in Dresden der Scheffel Korn 15 Thlr. gegolten haben und alle übrigen Lebensmittel sehr pretiös und theuer gewesen seyn.“ An diese tapfere Frau mag Richard Wagner gedacht haben, als er, an seinen Aufenthalt in Eisleben anknüpfend, die „Religionsfrage eine Gewissenssache seiner durchaus lutherischen Familie“ nannte. Er fährt fort: „Sobald wir nach Dresden kamen, wo der Hof katholisch war, versuchte man mit allerlei direkten und indirekten Mitteln, uns zum Uebergehen zum Katholizismus zu gewinnen, wobei das ‚zum Hofe gehörig‘ immer eine Rolle spielte. Vergebens, meine Familie

weiteren Stammutter, getraut. Am 18. Februar 1757 ward er, 49 Jahre alt, in Dresden begraben. Hierbei wird Fredy, wie schon bei der Taufe seines Sohns Thomas Christian (5. 6. 1755), als „Hausaufwärter am Kgl. Theater“ bezeichnet. Vielleicht hat der Stammvater an dieser für seinen Enkel so bedeutungsvoll gewordenen Stätte seine kulinarischen Künste als Verwalter des Büffets nutzbar gemacht. Wann seine Tochter &Christiane Wilhelmine Elisabeth später verehelichte Geyer geboren worden ist, habe ich nicht feststellen können.

Der Einschuß des Bluts meines Großvaters Ludwig Geyer hat sich in den Adern mancher seiner Nachkommen so stark geregt, daß auf seine Persönlichkeit an dieser Stelle näher eingegangen werden darf.

Der s. Zt. sehr bekannte literarische Hofrat K. A. Böttiger in Dresden hat in der dortigen „Abendzeitung“ (9) bald nach Geyers Tode dem Freunde einen „Nekrolog“ gewidmet vor „einem Publikum, das selten gegen den Künstler, nie gegen den Menschen gleichgültig sein konnte.“ Böttigers Worte, die den Vorzügen des Toten gerecht werden, ohne seine Schwächen zu verschweigen, niedergeschrieben zu einer Zeit, in der noch nicht das Gestirn Richard Wagners auf Geyers Leben besondren Glanz zurückstrahlte, scheinen mir noch heute die Eigenart meines Großvaters am besten wiederzugeben. (10)

Sich im Zeichnen und Malen zu üben, gehörte in jener Zeit zum guten Ton. Ein Maler aus Leipzig, der sich in Thüringen aufhielt, lehrte Ludwig schon früh, was er selbst verstand und wußte. Mit scharfem Auge sah der Knabe Natur und Menschen, jede Aehnlichkeit erfaßte er leicht und schnell. Aber der Vater wollte nichts davon wissen, daß der Sohn auf solch brotlose Kunst sein Leben gründe. Er schickte ihn auf das Gymnasium zu Eisleben, um ihn für das Studium der Jurisprudenz vorzubereiten. 1798 ward Ludwig Geyer als Student der Rechte in Leipzig immatrikuliert. Doch schon nach kaum einem Jahre nahm ihm der

war fest im Glauben ihrer Vorfahren.“ (Glasenapp I. S. 80.) Katharina starb 10. 9. 1788 bei ihrem Sohne Christian Thomas Fredy in Bauda bei Großenhain. Dieser (get. Dresden 5. 6. 1755, seit 1783 lutherischer Pfarrer in Bauda † daselbst 9. 5. 1826) ist übrigens der Stammvater einer ganzen Reihe evangelischer Geistlichen geworden. Sein Sohn Karl August, * Bauda 11. 7. 1798, ward 1826 Amtsnachfolger des Vaters und 1835 Pfarrer in Kaditz. 1865 emeritiert, starb er 1872 in Dresden. Karl Augusts Sohn Paul Alexander, * Kaditz 9. 3. 1838, ward 1865 Pfarrer in Deutsch-Neudorf, 1872 in Clausnitz. Er starb in Loschwitz 3. 7. 1907. Von Paul Alexanders Söhnen lebt Paul Constans Fredy, * Clausnitz 15. 5. 1873, seit 1903 als Dr. med. und praktischer Arzt in Dresden und Dr. phil. Gerhard Gotthard Fredy, * Clausnitz 25. 6. 1874, seit 1907 als Pfarrer in Königswalde bei Werdau in Sachsen. — (9) — Nr. 259 vom 29. 10. 1821 und Nr. 260 vom 30. 10. 1821. Herausgeber dieses damals auf künstlerischem Gebiete in Sachsen den Ton angebenden Journals waren der unter dem Decknamen Theodor Hell bekannte Hofrat C. G. Th. Winkler, ein Pate meiner Mutter, nach Geyers Tode auch ihr Vormund, und Friedrich Kind, der Dichter des Freischützlextes. — Wo ich in Geyers Lebensabriß zitiere, ohne eine andere Quelle anzugeben, führe ich Worte Böttigers an. — (10) — Vgl. ferner den S. 92 Note 10 genannten Aufsatz meines Bruders Ferdinand, dem neben den auf meine Mutter vererbten Briefen Geyers auch ihre allerdings nur mittelbaren Erinnerungen zu Gebote standen, sowie das auch hier vortreffliche Werk Glasenapps, Leben Richard Wagners. 4. Aufl. I. S. 41—48, 67—90, — C. F. Wittmann, Vorwort zur Reclamausgabe von Geyers „Bethlehemitischen Kindermord“. — Max Koch, Richard Wagner. Berlin 1907. I. S. 36—48. — Ferdinand Pfohl, Richard Wagner. Berlin und Wien 1911. S. 12—19.

plötzliche Tod des Vaters die Möglichkeit zu weiterer akademischen Ausbildung. Benjamin Geyer war bei der Rückkehr aus Dresden, wo er zu einer besseren Stelle verpflichtet worden war, auf einer der sprichwörtlich erbärmlichen kursächsischen Landstraßen mit der Postkutsche umgeworfen worden und am 4. Februar 1799 an den Verletzungen in Leipzig gestorben. Jetzt galt es für seinen erst zwanzigjährigen Sohn nicht nur sich selbst aus eigener Kraft durch's Leben zu bringen, sondern auch „im Verein mit einem Bruder von gleich edelmütigem Sinne" für die Mutter, die Schwester und den jüngsten Bruder zu sorgen. (11) Ludwig machte die bisher als Liebhaberei betriebene Malerei nun zum Lebensberuf. Er besuchte die Zeichenakademie in Leipzig und fristete sein und der Seinigen Leben durch Anfertigung kleiner Porträts: er zog herum in den Städten Thüringens und malte „alte Herren und junge Mädchen in den Bädern".

Im Jahre 1801 kehrte Geyer nach Leipzig zurück. Hier machte er die sein ganzes Leben bestimmende Bekanntschaft des Polizeiaktuarius Friedrich Wagner und seiner jungen Gattin Johanna Rosine geb. Pätz.

Wagner, übrigens ein angesehener Jurist und als der einzige vom Rate, der das Französische vollkommen beherrschte, in der nachfolgenden Franzosenzeit zeitweilig Polizeichef der Stadt, war ein Mann, dem das Herz warm für Kunst und Wissenschaft und ebenso warm für Freundschaft schlug. Er ward Geyers treuer, ja enthusiastisch bewundernder Freund. Seine Aufmunterung veranlaßte den jungen Maler zur Pflege einer ihm verliehenen Gabe, die er bisher im Freundeskreise in heiterer Geselligkeit verwertet hatte: des Talents zur Schauspielkunst. Geyer machte seine ersten schauspielerischen Versuche auf dem Liebhabertheater im Thomäschen Hause in Leipzig, bei dem auch Wagner eifrig mitzuwirken pflegte. Geyers Darstellungen gefielen: „Die Hoffnung, eine sichere Lage zu begründen, trieb ihn, die Aufnahme bei einer öffentlichen Schaubühne zu suchen." So wurde er mit zunächst leidenschaftlichem Eifer Schauspieler, ohne deshalb der Malerei zu entsagen. „Geyers Aeußeres", sagt Glasenapp (12), „empfahl ihn bestens für die Bühnenlaufbahn. Er war von tadellosem mittleren Wuchs und sprechenden,

— (11) — Geyers Mutter lebte jedenfalls Anfang 1814 noch. Wann und wo sie gestorben ist, habe ich nicht ermitteln können: weder in Artern noch in Leipzig, Dresden oder Waldenburg in Sachsen hat sich eine Nachricht hierüber ermitteln lassen. Wahrscheinlich hat sie bei ihrer einzigen Tochter Ernestine Henriette Christine (get. Eisleben 11. 4. 1777) gelebt. Diese wird 1814 als verheiratet erwähnt, ohne daß der Name des Ehemanns und der Wohnort ersichtlich sind. Ludwigs Bruder, der am 27. 5. 1781 zu Artern getaufte Friedrich Christian Benjamin Geyer, wurde am 11. 11. 1802 zu Waldenburg in Sachsen als „Bürger, Kauf- und Handelsherr daselbst" mit Karoline Theresia, der am 26. 11. 1778 dort geborenen Tochter des Kauf- und Handelsherrn Gottlob Friedr. Erdmann Schuchardt getraut. Er verstarb in Waldenburg am 25. 11. 1813 mit Hinterlassung einer Witwe und einer Tochter. Ludwigs jüngster Bruder Karl Friedrich Wilhelm Geyer, get. Artern 18. 3. 1786, ward 1813 Soldat und stand um Neujahr 1814 als Premierleutnant bei einem sächsischen Truppenteil in Hettstedt. Dann kehrte er zu seiner Profession als Gold- und Silberschmied zurück und starb am 27. 4. 1829 zu Eisleben. Bei ihm, der mit großer Liebe an seinem Bruder Ludwig hing, wurde nach dessem Tode Richard Wagner ein Jahr lang erzogen (Glasenapp S. 79—81). Ueber das Schicksal seiner Witwe und beiden hinterlassenen Kinder habe ich nichts erfahren können. — (12) — Glasenapp, a. a. O. S. 43. „Zum Kothurn und zu Königsrollen" reichten allerdings, wie Böttiger bemerkt, Geyers physische Mittel nicht aus.

feingebildeten Gesichtszügen, wie sie uns die erhaltenen Selbstporträts aus den Jahren reiferer Männlichkeit aufweisen (13). Dazu kam eine wohlklingende, ausdrucksfähige Stimme, auch im fröhlichen Gesange nicht zu verachten, eine mimische Begabung, die ihn in den Stand setzte, das Beobachtete nicht allein auf der Leinwand, sondern auch in beredtem Mienenspiel zu reproduzieren. Ein Temperament endlich, dessen echt künstlerische Mischung ihn leicht zu den extremsten Gemütsstimmungen fortriß, von ausgelassener Fröhlichkeit zu düsterer Schwermut und Hypochondrie. ‚Er durfte sich nicht zwicken um Humor zu haben', sagt Böttiger. Doch ist es bezeichnend für die Doppelnatur seines Wesens, daß neben den unübertrefflichen hochkomischen Gestaltungen seiner heitren Muse ihm gerade heimtückische, über schwarzer Untat brütende Bösewichter, wie Jago, Franz Moor, Marinelli, der Präsident in ‚Kabale und Liebe', Herzog Alba im ‚Egmont' vorzüglich gelangen und mit der Zeit sein eigentliches Fach wurden. Es war, als sonderten sich in solchen künstlerischen Gebilden alles düstersüchtige Wesen, alle quälenden Beunruhigungen umnachteter Stunden aus seinem Innern ab, als dienten sie dazu, jede ihn beschleichende Bitterkeit und Verfinsterung aus seiner reinen, menschenliebenden Seele auszuscheiden."

Nachdem Geyer — seine erste Rolle war Don Carlos — auf den Bühnen in Magdeburg, Stettin (1805—1806) und Breslau (1807) aufgetreten, ward er 1809 Mitglied der unter Secondas Leitung stehenden Gesellschaft der „Königlich Sächsischen Hofschauspieler", die im Winter in Dresden, im Sommer in Leipzig Vorstellungen gab. Aus dieser Secondaschen Gesellschaft ging 1816 die Staatsanstalt der Königlichen Hofbühne hervor, in deren Verband auch Geyer eintrat.

Inzwischen war am 22. November 1813 — genau ein halbes Jahr nach der Geburt seines Sohnes Richard — Friedrich Wagner an dem infolge der Schlacht in Leipzig wütenden Lazarettyphus gestorben. Auf dem Totenbett hatte er dem Freunde Geyer die Seinen feierlich und wie ein in der damaligen Kriegszeit doppelt-heiliges Vermächtnis ans Herz gelegt. In Geyer „schwieg jede engherzige Berechnung, im Vertrauen auf Gott und seine Talente reichte er der ganz unbemittelten Witwe des bis zum Tode treu erfundenen Freundes die Hand und wurde Vater von sieben Waisen." Nach Ablauf des Trauerjahres, am 28. August 1814, ward Geyer in der Dorfkirche zu Bödewitz bei Weißenfels mit Friedrich Wagners Witwe getraut. Der dortige Geistliche mag mit der aus Weißenfels stammenden Braut befreundet gewesen sein.

Was Geyer bei diesem Schritte — und zwar nach den verschiedensten Richtungen hin — wagte, aber auch seine vornehme Eigenart geht aus den Briefen hervor,

— (13) — Das eine, im Besitze meiner Schwägerin Maria Avenarius geb. Semper in Heidelberg, das ich hier zum ersten Mal — und zwar, da die dunklen Farben des Originals die photographische Aufnahme nicht gestatten, nach einer Zeichnung meines Sohnes Johannes — wiedergebe, trägt die Jahreszahl 1813. Ein zweites, anscheinend späteres, welches mein Bruder Ferdinand besitzt, ist bei Glasenapp S. 48 und öfter nachgebildet. Auf beiden Bildern trägt Geyer das sog. Wagnerbarett. Beide zeigen „ein weiches, leidend sinnendes Gesicht, das mich unendlich rührt", schreibt Richard Wagner.

Louis Geyer

die er in der Zeit vor der Eheschließung an Johanna Wagner gerichtet hat. Meine Mutter hat diese vergilbten Blätter als ein heiliges Vermächtnis treu verwahrt. Als sie ihrem Bruder eine Abschrift gesandt hatte, antwortet ihr Richard Wagner am 14. Januar 1870 (14): „Der Inhalt jener Briefe hat mich nicht nur gerührt, sondern wahrhaft erschüttert. Das Beispiel vollständigster Selbstaufopferung für einen edel erfaßten Zweck tritt uns im bürgerlichen Leben wohl selten so deutlich vor das Auge, als es hier der Fall ist. Ich kann sagen, daß ich über diese Selbstaufopferung unsres Vaters Geyer fast untröstlich bin. Ganz besonders ergreift mich auch der zarte, feinsinnige und hochgebildete Ton in diesen Briefen namentlich in den an unsere Mutter . . . Zugleich aber war es mir möglich, eben aus diesen Briefen an die Mutter einen scharfen Einblick in das Verhältnis dieser Beiden in schwierigen Zeiten zu gewinnen. Ich glaube jetzt vollkommen klar zu sehen, wenngleich ich es für äußerst schwierig halten muß, darüber, wie ich dieses Verhältnis sehe, mich auszudrücken. Mir ist es, als ob unser Vater Geyer durch seine Aufopferung für die ganze Familie eine Schuld zu verbüßen glaubte."

Ich lese diese Briefe anders, als mein Oheim: so schreibt kein Mann an eine Frau, die sich herbeigelassen hat, mit ihm den befreundeten Gatten schmählich zu betrügen. In der neueren Literatur pflegt man gleichwohl Wagners Vermutung, daß er auch leiblich Ludwig Geyers Sohn gewesen sei, geradezu als erwiesene Tatsache zu behandeln, wenn man auch „die Schuld, der Welt einen Richard Wagner geschenkt zu haben," Geyer nicht allzu schwer anrechnen will. Ich glaube daher eine Pflicht gegen das Andenken meiner Großeltern zu erfüllen, wenn ich diese Briefe — und zwar als Aktenmaterial, daher wortgetreu und ungekürzt — weiter unten im Zusammenhange wiedergebe.

Wenn aber eine Schuld auf Ludwig Geyer gelastet haben sollte, so hat er sie restlos gesühnt. Nicht nur in nimmer müder Sorge für das leibliche Wohl der verwaisten Kinder Wagners, auch und vor allem durch den geistigen Einfluß, den er treu auf die Entwicklung aller ausgeübt hat. „Es ist entzückend zu beobachten", sagt mein Bruder Ferdinand, „wie Geyer, der bei beschränkten Vermögensverhältnissen eine große Familie weiter zu bringen hatte, ein jedes von deren Gliedern anders und auf die gerade ihm angemessene Weise zu leiten sucht, wie er in seinen Briefen bald mit ruhigem Ernste vertraulichen Rat erteilt, bald warm ermuntert, bald mit der ihm eigenen milden Duldsamkeit tröstet, bald seine Ermahnungen mit Humor verzuckert — und immer ohne Phrase und immer mit bester Wirkung, weil immer am rechten Platze."

Mit guter Laune zeichnet Geyer die Eigenart eines jeden Kindes in dem 1816 zum Geburtstage seiner Frau geschriebenen Festspiele: „Die Ueberraschung." (15) Ich will daraus ein größeres Bruchstück mitteilen — zugleich

— (14) — Familienbriefe S. 276, 277. — (15) — Die Handschrift im Besitze von Rosaliens Tochter, Frau Rosalie Frey-Marbach zu Charlottenburg. Abgedruckt in dem gewöhnlichen Sterblichen leider unzugänglichen, nur in 100 Exemplaren und durchweg in Kupferätzung hergestellten Prachtwerke: Richard Wagner. His life and works from 1813 to 1834. Compiled from original letters, manuscripts and other documents by The Honourable Mrs. Burrell née Banks and illustrated with portraits and facsimilies. (London) MDCCCXCVIII.

als eine Probe der leichtflüssigen Gelegenheitsverse Geyers. Die Kinder stellen sich selbst dar: sie beraten, wie sie sich den Eltern nützlich machen können. Im Vordergrunde steht, ihrem Alter und ihrer Bedeutung entsprechend, die dreizehnjährige Rosalie — von den Geschwistern, die unter ihrer „Tyrannei" zu leiden haben, freilich nur widerwillig als „die Klügste" respektiert:

Ich will mich der schönsten der Künste weyhn,
Die allein dem Leben nur Glanz verleihn.
Thaliens Dienste geb ich mich hin
Und widme mich ihr als Priesterin. . .
Sobald ich die Bühne betreten kann,
Da geht auch gleich die Gage an.

Albert:

Das beweist nun, Fräulein Schwester, mit Gunst!
Nicht eben viel für Eure Kunst.
Die Gage macht den Künstler nicht allein,
Es muß auch Kunst zu erblicken seyn.
Freilich, alle, die zum Theater rennen,
Lassen sogleich sich auch Künstler nennen,
Sie mögen nun dumm seyn oder klug,
Sich selber sind sie immer genug.

Rosalie:

O vergleiche mich nicht mit jener Brut,
Die diesen Schritt aus Leichtsinn thut.
Mit ächtem Sinn für Kunst allein
Will ich Thaliens Priesterin seyn.
Um diesen Beweis recht deutlich zu führen,
Werd ich als Johanna von Arc debütiren
Und das überfüllte entzückte Haus
Ruft mich im höchsten Jubel heraus.
Dann kommt — dabey bleibts nicht allein —
Die Abendzeitung hinterdrein.
Die ist vorzüglich galant gegen Damen,
Durch sie erhält man erst einen Namen.
Setzt sie ihr kritisches Fernrohr an,
Entdeckt sie, was Niemand entdecken kann.
Und ist der Ruhm erst da festgestellt,
So hat man Ruhm durch die ganze Welt.
Und so kann es mir gar nicht fehlen,
Bald eine honette Gage zu zählen.
Der Mutter kauf ich in Loschwitz ein Gut,
Dem Vater ein Reitpferd Dienste thut,
Damit er den Hypochonder verreite,
Und so mach ich beyden die größte Freude.

Der siebzehnjährige Albert will der Schwester nicht nachstehn:

Steht Jemand wohl höher in der Welt,
Als der Arzt, der's Leben zusammenhält?
Hab ich erst einmal promovirt
Und einige Jahre praktizirt,
Fahr ich in der Carosse durch die Straßen.
Das sollt Ihr andern wohl bleiben lassen. . .
Die Hälfte von meinem Doktorgewinn
Geb ich zur Besserung des Landguts hin.
Mit der anderen Hälfte erhalte ich
Nicht nur des Vaters Reitpferd — auch mich.

Julius, der Nächstälteste, will als künftiger Goldschmied die Eltern mit Silber- und Goldgerät überschütten.

Luise, zehn Jahr alt, entwickelt ihren Lebensplan:

Ich könnte fast vor Aerger sterben.
Glaubt Ihr allein denn zu erwerben?
Hab ich gleich ohne Gelehrsamkeit
Mich jetzt schon dem Theater geweiht,
So zähl ich in Kurzem — was wollt Ihr wetten?
Mich gewiß zu Deutschlands ersten Soubretten.
Was Rosalie geistige Bildung nennt,
Ersetzt mein horrendes Kunsttalent . . .

Die um ein Jahr jüngere Klara (im Hause oft auch Regina genannt) erklärt:

Ich weiß nicht, die Leute sagen mir alle,
Ich wär' eine wahre Nachtigalle . .
Drum will ich mich nur aufs Singen verlegen,
Da kann ich die Aeltern und mich gut pflegen.
Ich gehe von Loschwitz herein manchmal
Und singe Concert in einem Saal.
Das Geld in der Schürze, komm ich sodann
Recht glücklich wieder in Loschwitz an.
Da leg' ich die übrige Zeit mich ins Bett
Oder mache auch Hühner und Gänse fett.

Die fünfjährige Ottilie verspürt, daß sie zur „Plastik" und zu mimischen Darstellungen „inkliniert":

Ich kriege eine sehr gute Figur,
Denn die wirkt bei solchen Stellungen nur.
Kann ich die nöthigen Shawls erst erwerben,
Dann werden die Eltern nicht Hungers sterben.

Dem dreijährigen Richard Wagner stellt Albert das Prognostikon:

Mit Richard, glaub ich, hat's auch keine Noth,
Der wird ein zweiter Paul Butterbrod.
Der geht seinen Weg so ganz im stillen
Und sucht sich nur immer den Magen zu füllen.
Ein guter Freßkünstler ist auch nicht so dumm,
Er findet nicht minder sein Publikum. (16)

Und Rosalie meint vom Nesthäkchen:

Was mir schon an Cäcilie gefällt,
Die schmeichelt gewiß sich durch die Welt.
Die wird zu der Aeltern Nutzen und Frommen
Gewiß einen recht reichen Mann bekommen . .
Gottlob! so wären wir alle versorgt,
Doch glaub ich, jetzt kriegen wir nichts drauf geborgt. —

Mit einer schwungvollen, Rosalien in den Mund gelegten Huldigung an die hohe Kunst und die heilige Elternliebe schließt das Spiel.

Ernste Mahnung klingt durch die lustigen Worte, die Geyer einige Jahre später seinem Stiefsohn Albert sendet: (17)

Mein Filius!

Den Liebesschuß
Hast, wie ich hör',
Du jetzt nicht mehr.
Dafür sey Gott gepriesen.
Wir wollen es benießen,
Daß keine Mädchenschlinge
Das Fieber wieder bringe.
Mach Dir den Spaß
Steck' nur die Nas'
In den Generalpaß (!).
Das wird Dich ehren
Und Dich ernähren,
Wenn früh oder spät
Die Stimme vergeht.
Laß ja Dir hübsch rathen,
Sonst nagt Ew. Gnaden
Am Hungerfaden
Statt Rindfleisch und Braten..

Gesundheit sey immer Dein nächstes Ziel,
Drum liebele nicht und friß nicht zu viel.
Adieu! ich muß jetzt wieder pingiren,
Um die Familie für den Winter zu equipiren ...

Auch als Geyers Mund längst verstummt war", schreibt mein Bruder, „webte sein Geist, wo Dissonanzen zwischen den Kindern auftauchten, immer wieder eine Harmonie zusammen. Denn gegen sein Andenken gab es keinen Widerstreit und seine Anschauungen kannten ja die Aelteren gut genug, um zu wissen, wie er gedacht und geurteilt haben würde." Vor allen hat auch Richard Wagner — der übrigens in der Matrikel der Dresdner Kreuzschule als „Wilhelm Richard

— (16) — Man denkt an die von Glasenapp I. S. 66 nach den Erinnerungen meiner Mutter erzählten, ein paar Jahre später sich ereignenden kleinen Geschichtchen von den von Richard gegen Windbeutel ausgetauschten Schillerschen Gedichten, von dem so übel abgelaufenen Raube bratender Koteletten u. s. w. — (17) — Original in unserem Besitze. Auch bei Mrs. Burrell abgedruckt.

Geyer, Sohn des verstorbenen Hofschauspielers Geyer" verzeichnet ist — sein Leben lang diese Nachwirkung Geyerschen Geistes in tiefer Dankbarkeit anerkannt, obwohl er beim Tode Geyers erst acht Jahre alt war. Das von Richard selbst gewählte, in Glasmalerei über der Eingangstür in Wahnfried angebrachte Familienwappen zeigt einen Geier mit dem Siebengestirn des Himmelswagens vereint „in Erinnerung an die aufopfernde Liebe, mit der sich Geyer nach des Freundes Tode der aus sieben Häuptern bestehenden Familie angenommen hat." (18)

Mit fröhlichen Versen knittelt der Großvater auch sonst gegen des Lebens Verdruß. Der „bremmelnden" Gattin widmet er, sauber in Goldpapier geheftet, ein Geburtstagscarmen „Frauenlob." (19) Lustig wird darin der Satz hin- und hergewendet, daß der Ehestand das zweckmäßigste Mittel sei, ohne Fegfeuer schon auf Erden geläutert zu werden:

Von allen irdischen Schlacken gereinigt,
Wird man im Jenseits nicht länger gepeinigt.

Geyer schließt:

Der Verse Scherz, die Narrenspossen
Haben Dich hoffentlich nicht verdrossen.
's wär wenigstens ein fatales Ding,
Wenn der heut'ge Tag mit Brummen vergieng.
Drum füge den Wunsch ich noch hinzu:
Laß Brummen und Knurren und Bremmeln in Ruh,
Dem Schmollen mußt gänzlich den Abschied Du geben,
Dann werden wir fröhliche Tage verleben.
Doch ist Dir das Bremmeln zur andren Natur,
So schmoll nur nicht ferner und laß mir nur
Den Glauben, daß von allem Dein Herze nichts weiß,
So bin ich zufrieden, Kyrieleis!
Und wenn Dich der Himmel mir lange erhält,
So bremmle meintwegen, soviel Dir's gefällt. —

Böttiger rühmt den Großvater als die Seele eines geselligen Kreises von Freunden und Freundinnen, „die der gastfreundliche Mann am liebsten bei sich selbst bewirtete und durch leicht ausprühende Witzfunken erheiterte. Kleine Familienfeste wurden bald zu geistreichen Puppenspielen, bald zu dramatischen Aufführungen gestaltet, wobei er alles selber anordnete, kostümierte und selbst dichtete". So entstand, ursprünglich als Puppenspiel gedacht, das kleine satirische Lustspiel „Die neue Delila, ein anfangs lustiges, aber gegen das Ende höchst trauriges Schäfer- und Ritterspiel" (20), und das Versspiel „Der Parnaß". (21)

Aber auch gewichtigeres poetisches Schaffen regt sich in den Dresdner Jahren. In dem s. Zt. oft und mit vielem Beifall aufgeführten kleinen Lustspiel

— (18) — Glasenapp a. a. O. III. 3. Aufl. S. 169. 444. — (19) — Gleichfalls zum 20. 9. 1816 — man hat den Geburtstag in diesem Jahre also wohl aus besonderen Gründen erst einen Tag später gefeiert. Das ungedruckte Carmen ist in unsrem Besitze. — (20) — Nach Geyers Tode zu Leipzig 1823 und im Fortgesetzten Kotzebueschen Almanach, Jahrgang 21, gedruckt. — (21) — Im Prachtwerk der Mrs. Burrell abgedruckt.

„Der Bethlemitische Kindermord“ (22) zeigt Geyer den Zusammenstoß des hochfliegenden Künstleridealismus seines Malers Klaus mit den prosaischen Fragen nach dem täglichen Brot, verkörpert in der Hausfrau, — Künstlers Erdenwallen! „Die Hauptidee“, sagt Böttiger, „ist eines Foote würdig; unmöglich können wir die urgesunde Komik verkennen, die sich überall im Stücke regt und es an innerem Werthe ganz gewiß über vieles hinweghebt, was damals und später weit berühmter geworden.“ Freilich könnte hier und da die Motivierung tiefer sein. Gleichwohl war auch Ludwig Tieck, zu jener Zeit Dramaturg an der Dresdner Hofbühne (an dessen berühmten Leseabenden übrigens meine Mutter später oft teilnahm) des Lobes voll.

Als weitere Dichtungen sind zu nennen „Das Mädchen aus der Fremde“, die Geyer eigens für das erste Auftreten seiner Stieftochter Luise auf der Dresdner Hofbühne (11. Mai 1817) unter dem Decknamen E. Willig in gereimten Alexandrinern verfaßt hat (23). Endlich das für Rosaliens erstes Auftreten (2. März 1818) geschriebene Spiel „Das Erntefest.“ (24)

Eine Gesamtausgabe von Geyers literarischen Werken bereitet z. Zt. Herr Otto Bournot aus Magdeburg vor.

Auch zum Königl. Sächsischen Hofmaler ward Geyer ernannt. Ja, er sah während seiner letzten Jahre in der Malerei seinen eigentlichen Lebensberuf. „Es ist“, sagt Böttiger, „nicht Jedermanns Sache und nicht zu jeder Stunde bequem, sich als Verruchter hassen, als Lustigmacher belachen zu lassen. Darum genügte dem edlen und gemütvollen Manne der ihm in solchen Rollen stumm oder laut zukommende Beifall am wenigsten. Er kannte Herrlicheres und strebte auch nach höher hängenden Kränzen.“

In dem von mir S. 238 zum Teil wiedergegebenen Gedicht an seinen Stiefsohn Albert klingt es noch humoristisch:

Die Zukunft ist dunkel, die Gegenwart matt,
Das Theater kriegt man am Ende recht satt.

Zwei Wochen vor seinem Tode aber schreibt Geyer an Albert, der, trotzdem ihn der Stiefvater eindringlichst vor „dem Strom des Komödiantentums“ gewarnt, sein medizinisches Studium mit der Sängerlaufbahn vertauscht hatte, sehr ernsthaft: „Bequemlichkeit, nimm mir's nicht übel, hat Dich zur Wahl eines Standes verführt, den ich gerne täglich verlassen möchte, der mir alle Freude, Ruhe und Gesundheit geraubt hat, denn meine ganze Krankheit sind Lorbeeren dieses un-

— (22) — „Dramatisch-komische Situationen aus dem Künstlerleben“ nennt Geyer das zwei Aufzüge umfassende Stück. Im Druck ist es erschienen 1823 in Theodor Hells „Weimarischem dramatischen Taschenbuch“ Jahrgang I. und im Separatabdrucke daraus bei Gebr. Hoffmann, sodann in der „Deutschen Schaubühne“ XIV. Wien 1825, endlich, herausgegeben von C. F. Wittmann, in Reclams Universalbibliothek Nr. 1979. — Am 22. 5. 1873, dem sechzigsten Geburtstage Richard Wagners, wurde dem Meister durch die Aufführung des „Kindermordes“ im Bayreuther Opernhause eine Ueberraschung bereitet. — Bei der leichten Zugänglichkeit des Stücks sehe ich von einer Inhaltsangabe ab. — (23) — Unter dem Titel „Die Braut aus der Fremde“ aufgeführt. Zwei Akte. Handschrift im Archiv des Dresdner Hoftheaters. Inhaltsangabe bei Glasenapp I. S. 63. — (24) — Gedruckt im Kotzebueschen Almanach für 1822. Inhaltsangabe bei Glasenapp I. S. 64.

glücklichen Standes.“ Dies möge Albert beherzigen, „als heiliges Testament des Vaters, der nichts hinterlassen kann, als das Andenken an seinen besten Willen.“ — Ein Komödiant im gewöhnlichen Sinne des Worts ist der Hofschauspieler Ludwig Geyer ganz gewiß nicht gewesen.

Auf der Dresdner Kunstausstellung von 1816 fand eine von ihm gefertigte Kopie der Himmelfahrt Mariä von Luca Giordano viel Beifall; noch mehr, fast Aufsehen erregten auf einer spätern die lebensgroßen Bildnisse der Königin von Sachsen und der Prinzessin Auguste. 1819 ging Geyer sogar im Auftrage der Königin nach München, um für sie das Bild ihres Bruders, des Königs von Bayern, zu malen. „Es ist unbeschreiblich“, heißt es in einer gleichzeitigen Korrespondenz (25), „welch große Sensation dies Bild machte. Geyer malte jetzt auch die Königin von Bayern und vereinigte auch durch dies Bild die Stimmen der unparteiischen Kenner für sich. Er wurde nun mit Bestellungen überhäuft, und es ist kaum glaublich, wenn man hört, daß er im Laufe von sechs Wochen an dreißig Porträts gemalt hat, worunter sich die Bildnisse des Herzogs Wilhelm, des Feldmarschalls Fürsten Wrede, des Ministers Grafen Rechberg nebst Familie, des Oberzeremonienmeisters Karl Grafen Rechberg, des Generalleutnants Anton Grafen Rechberg, des preußischen und französischen Gesandten u. a. befinden. Er mußte zuletzt, da sein Urlaub zu Ende ging, eine Menge Bestellungen ablehnen. Es muß dem Künstler zur besonderen Ehre gereichen, diese Auszeichnung in einer Stadt zu genießen, wo die Hauber, Kellerhofen, Ettlinger in diesem Fache der Malerei doch so berühmt sind; aber ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß in dem Punkte der Aehnlichkeit, gleich auf die erste Anlage, es Keiner Herrn Geyer gleichtut. Diesen schnellen Blick, diese richtige Auffassung habe ich kaum bei einem Künstler für möglich gehalten.“

An seinen Selbstbildnissen erfreut, im Gegensatz zu allem Schauspielertum, das es ja auch bei den Malern gibt, die Ruhe und Vornehmheit der Auffassung wie der Komposition, die mit zurückhaltender Charakteristik gepaart ist. Der feine Melancholiker ist unverkennbar. Daß der Humorist, wie so oft, mit ihm zusammenwohnte, dafür das beigefügte Bildchen und zugleich als Probe der Geyerschen Zeichenkunst. Die Skizze, die wir in Geyers Brieftasche fanden, zeigt mit flüchtigen und doch überaus sicheren Strichen seine Stieftochter Rosalie, wie sie, Noten im Kopf, nachts aus dem Bett ans Klavier geschlichen ist.

„Aus Geyer wäre viel geworden, hätte er nicht so jung sterben müssen,“ sagt der Altmeister Ludwig Richter. (26) Geyer selbst aber wußte trotz alles Lobes sehr wohl, was ihm als Maler fehlte: eine tüchtige Schule in jungen Jahren. „Hätte er diese und längere Arbeits- und Lebenszeit gehabt, so würden“, urteilt mein Bruder Ferdinand, „seine Bilder wohl ebenso sehr in den Galerien von ihrer Umgebung abstechen, wie jetzt in den sächsischen und bayerischen Königsschlössern.“ Das heiße Sehnen Geyers, das er seinen „Maler Klaus“ aussprechen läßt, an Italiens Kunstschätzen seine Kraft zu eignem höchsten Schaffen zu steigern, ward nicht erfüllt.

— (25) — Dresdner Abendzeitung 1819 Nr. 221, 222 (bei Glasenapp a. a. O. S. 71).
— (26) - Bei Wittmann a. a. O. S. 6.

„Es war Geyer hoher Ernst mit allem, was seine Kunst gebot" — die Muse der Malerei wie die der Schauspielkunst:

Wer nicht den Mut besitzt, das Höchste zu erstreben,
Verdient als Klexer nur, als Künstler nicht zu leben!

läßt er seinen „Klaus" sagen. „Den Feinsinnigen, der das Vollendete in sich gestaltete und nach Idealen streben konnte, befriedigte nie, was er wirklich leistete." Julius Kapp (27) hat Geyer als einen jener beneidens- und beklagenswerten Menschen abtun wollen, die man landläufig „Universalgenies" nennt. Wer weiß aber, ob, wenn sein Leben nicht so früh gebrochen worden wäre, er sich nicht eher zu so etwas wie einem „Gesamtkünstler" im Kleinerem entwickelt haben würde, wie es sein Stiefsohn im Großen war?

Es ging früh zu Ende. Schon 1820 begann eine langsam zunehmende Entkräftung. „Geyer arbeitet zu viel und macht sich zu wenig Bewegung, das ist eine furchtbare Hypochondrie", hieß es. Eine mehrwöchige Kur brachte so weit Besserung, daß er seinen „Kindermord" am Dresdner Hoftheater in Szene setzen und am 20. Februar 1821 bei der Erstaufführung als Klaus auftreten konnte. Mit innigem Behagen bezog er Ostern eine neue, „geschmackvoll verzierte" Wohnung am Jüdenhof, in der er sich auch eine geräumige Kunstwerkstätte angelegt hatte. „In einem erst in den letzten Zeiten von ihm mit besondrer Liebe gepflegten Blumengarten wollte er seine Lieben noch oft um sich versammeln." Aber die Schwäche kehrte wieder. Von einer im Hochsommer in Begleitung Rosaliens unternommenen Reise nach Breslau und in das Riesengebirge kam Geyer schwer leidend zurück. Ein Aufenthalt in Pillnitz, wie er schreibt: „auf Befehl, aber nicht auf Kosten der Königin", die ihm indeß die dankbar begrüßte Erlaubnis zur freien Jagd in den königlichen Revieren ausgewirkt hatte, ward „des Heidenwetters wegen" bald abgebrochen. Am 30. September 1821 starb Ludwig Geyer, erst 42 Jahre alt, in Dresden. Worin des Großvaters Leiden bestanden hat, ist nicht ersichtlich. Das Kirchenbuch nennt als Todesursache „Nervenschwäche". Vielleicht litt er an chronischer Nierenentzündung, jener heimtückischen Krankheit, deren eigentliches Wesen von den damaligen Aerzten noch gar nicht erkannt war.

Die oft verbrauchte Verzierung eines durch die Palette gesteckten Pinsels mit der leicht daneben schwebenden Maske", sagt Böttiger, „würde bei ihm die deutungsreichste Anwendung finden, wenn sie auf einen mit Tränen betauten Myrtenkranz gelegt würde." Wir aber, seine Enkel, dürfen sagen: Uns war er mehr. Neunzig Jahre nach seinem Tode lebt er, den wir nie gekannt haben, nicht nur in unsrem Blut, lebt er auch noch in unsrem Denken, in unsrer Phantasie und in unsrer Dankbarkeit weiter.

Ludwig Geyers Grab auf dem alten Eliasfriedhofe in Dresden ist leider eingeebnet. Wie ich aus meinen Knabenjahren mich erinnere, trug die Denktafel die Inschrift:

Man geht durch Nacht in Sonne,
Durch Graus in Wonne,
Durch Tod in Leben ein.

— (27) — Julius Kapp, Richard Wagner. Berlin 1910. S. 2.

Notizbuchskizze von Ludwig Geyer:
Rosalie Wagner, die im Nachthemd
noch einmal ans Klavier schleicht

An dieser Stelle mögen als „auch ein Beitrag zur Wagnerfrage“ jene „rührenden Dokumente“, wie sie mein Oheim Richard genannt hat, eingeschaltet werden, von denen ich S. 235 sprach, die

Briefe Ludwig Geyers an seine spätere Frau.

Der erste dieser Briefe (28) ist noch bei Lebzeiten Friedrich Wagners geschrieben:

Dresden, den 6ten Jun: 1813. Theuerste Freundin! Dank, tausendfachen Dank für Ihr gütiges Schreiben, womit Sie meine Zweifel gelößt nnd mir die freundliche Hofnung der Fortdauer unsres freundschaftlichen Verhältnisses geben, ich hege diese stolze Hofnung auch von meinem guten Wagner, der trotz seines fortwährenden Schweigens doch auch vielleicht zuweilen an mich denkt. Noch keinen Sommer habe ich mich so nach Leipzig gesehnt als diesen, wo es mir nur in der Ferne vergönnt ist, an Ihren angenehmen Sommerbeschäftigungen in dem lieblichen Stötteritz Theil zu nehmen — denken Sie dort zuweilen an mich, wenn ich in Erinnerung an mein geliebtes Leipzig die Töplitzer Berge besteige. Heute ist es endlich entschieden, daß wir dahin gehen, und den Tag nach den Feyertagen brechen wir auf. Die Reise nach Leipzig hätte mich entzückt, Töplitz ist mir ganz gleichgültig, ich möchte beinahe sagen, unangenehm, doch die Hofnung: die letzten Monate des Sommers in Leipzig zuzubringen: wird meinen Wiederwillen bekämpfen.

Ich hatte die angenehme Aussicht, mich diesen Winter durch meine Oekonomie ganz schuldenfrey zu machen, und es wäre mir auch gelungen, wenn diese Kriegsverhältnisse nicht eingetreten wären, die nicht allein Theurung, sondern auch Abzug der Gage bewirkten. Der Schneider Sebold hat noch 42 rthlr. und der Schumacher Bruns 22 rthlr. an mir zu fordern, ich habe soviel erspart, um es bezahlen zu können, und ich hätte dann in Leipzig keine Schulden mehr, aber die Theurung in Töplitz und der Verlust eines Drittheils der Gage läßt mich die Rücksicht nehmen, mich nicht ganz auszugeben. Keiner von beiden Creditoren hat mich gemahnt, sie haben wahrscheinlich Ursache mich für einen redlichen Mann zu halten und werden sich einen kleinen Aufschub wohl gern gefallen lassen. Haben Sie die Güte, dem Hr. Sebold in meinem Nahmen die Versicherung zu geben, daß ich mich zu Michaelis nicht mehr seinen Schuldner nennen würde, und sollte Hr. Träger vielleicht so artig seyn, mir (für) Christs Portrait etwas zu geben, so bitte ich selbiges dem Schumacher Bruns in Nr. 13 auf dem Neuen Neumarkte der Feuerkugel gegenüber 3 Treppen hoch, zuzustellen, mit der Versicherung, daß ich den Rest bey meiner Ankunft in Leipzig vollends entrichten würde. Ich fühle wohl, wie unartig es von mir ist, Sie gutes Weibchen mit diesen Aufträgen zu belästigen, aber Sie haben mir selbst durch Ihre öftere gütige Sorgfalt für meine Oekonomie den Muth eingeflößt, die Bitte dieses Geschäfts halber an Sie zu wagen. Nicht wahr, Sie werden nicht böse? Ich wage nicht, Herrn Träger für das Bild etwas anzurechnen, und es wäre wegen der in diesem schätzbaren Hause

— (28) — Von diesen Briefen sind die vom 22. 12. 1813, 14. 1. 1814, 28. 1. 1814 und 11. 2. 1814 abgedruckt in dem Note 17 genannten Prachtwerke der Mrs. Burrell. Die anderen sind ungedruckt.

genossenen Freundschaft etwas unzart von mir, seiner Willkühr ist es allein überlassen und Ihre Einsicht wird das am besten einzuleiten wissen.

Der Waffenstillstand ist publizirt und läßt uns einen nahen Frieden hoffen, der jedoch wie gewöhnlich so beschaffen seyn wird, daß in den Friedensartikeln ein neuer Krieg liegt. Napoleon hat Sachsen zu einem Paradies umzuschaffen, versprochen; die Aussicht ist wahrhaft vortrefflich, bis aufs Hemde sind wir beynahe ausgezogen und die Erfüllung des Versprechens wird uns ganz in den Stand der Unschuld zurückführen.

Meinen letzten Brief, den ich den Tag vor Empfang des Ihrigen absandte, werden Sie hoffentlich erhalten haben.

Da Sie jeden Sommer eine Reise zu machen pflegen, so bereden Sie doch das liebe Männchen zu einer Parthie nach Töplitz, das wäre ganz herrlich, wenn Sie mir diese Ueberraschung bereiteten. Ich sehe mit Zuversicht dieser fröhlichen Stunde entgegen. Leben Sie bis dahin recht glücklich, denken Sie zuweilen meiner, und bleiben Sie mir stets gewogen. Meinen Gruß den theuren Ihrigen. Mit unverändert treuer Freundschaft

der Ihrige Geyer.

Bitte einliegendes Brieflein an Regis zu besorgen.

Alsbald nach Wagners Tode hat Geyer die älteren Kinder des Freundes Rosalie, Luise und Julius — der älteste Sohn Albert besuchte als Sekundaner die Fürstenschule in Meissen — zu sich nach Dresden genommen. Vielleicht, um sie den in Leipzig nach der Schlacht herrschenden Seuchen zu entziehen; vielleicht auch, um die Witwe in feiner Weise materiell zu unterstützen. Geyer schreibt an Johanna:

Dresden, den 22ten Decbr. 1813. Freundin! Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief, der mich aus einer recht unbequemen Stimmung riß, und mich auf einmal wieder aufrichtete, da ich Sie gefaßter und mit Kraft dem Schikfal, das gewiß recht liebevoll an Ihnen handeln wird, ergeben fand. Der Umgang mit lieben Freunden, ihre herzliche Theilnahme an frohen und trüben Stunden, ihre redliche Ausdauer, ist wohl eine der höchsten Glückseligkeiten des Lebens, und Sie sind im Genuß derselben, während ich vergraben wie ein Dachs, losgerissen von allen meinen Lieben, in meiner Einsamkeit die Stube messe, und höchstens einmal zur Hartwig schleiche, um zu sehn was meine Pflegetochter macht. Von Dresdens Jämmerlichkeit haben Sie gar keinen Begriff, die Menschen haben hier keinen Muth zu leben, und fürchten sich doch vor dem Tode, da sie doch nichts bequemeres thun könnten, als sterben, ich selbst mögte diesen Winter wenigstens, ein Murmelthier seyn; aber ich habe mir vorgenommen, mit Macht gegen diese Weltironie, deren Narren wir sind, anzukämpfen, und wenn gute Miene zum bösen Spiel machen schon für eine Probe von Welt gilt, so will ich mit Freiheit sogar eine gutmüthig lächelnde dazu machen, die mir doch auch vortrefflich zu Gesichte stehen muß.

Beykommend erhalten Sie das Portrait von Herrn Schletter, welches ich Mad. Lakariere baldigst zuzustellen bitte, ich hätte mir die Freiheit genommen

selbst an sie zu schreiben, wenn ich nicht befürchten müßte, daß dann eine Erwiederung meiner Zeilen in Betreff des Bildes mehr artig als wahr ausfallen dürfte, und ich will hier nur die Wahrheitsliebe nicht die Gutmüthigkeit dieser vortrefflichen Frau in Anspruch nehmen. Die Eindrücke der letzten Zeit und dann die wenigen Stunden, welche Herr Schletter der Arbeit widmen konnte, lassen vielleicht manches an dem Gemälde zu wünschen übrig, jedoch kann das nachgeholt werden. Theilen Sie mir gewissenhaft die Aufnahme desselben mit, und ist sie günstig, so darf ich es ohne unartig zu seyn, in meinem jetzigen Verhältniß wohl wagen, das bewußte Honorar, welches ich für die gemachte Auslage in Empfang zu nehmen bitte, anzunehmen?

Meine Rosalie ist der Liebling ihrer Erzieherin die sich mit so zarter Sorgfalt ihrer annimmt, und zu dankbarer Hochachtung auffordert. Wenn man auch vielleicht einige Schwärmereyen oder Schwächen der guten Hofkantorin aus früherer Zeit als Verbrechen anrechnen könnte, so leidet sie dabey nicht weniger, wie jede andre gebildete Frau, die sich über die Flachheit der gewöhnlichen Dresdnerinnen zu erheben sucht. Die Frau Legationsräthin Gebhardt, eine sehr achtungswerthe Frau, wirft selbst ein Steinchen auf sie, und weiß nicht daß das Publikum sie eben so hämisch bekrittelt hat, als sie den Kammersänger Benelli in 30 Stellungen gezeichnet, der Königin in Pillnitz überreicht hat. In Dresden bleibt kein guter Nahme ganz. Die Woche habe ich alle Hände voll zu thun, mit der großen Bescheerung am Christabend. Feldkümmel (29) dessen Garderobe noch im besten Stande ist, bekommt eine Weste und eine Mütze, bei unserm Abgange werde ich ihn erst für den Sommer equipiren, Rosalie erhält ein rothes Umschlagetuch zu 5 rthlr., ein Nähkästchen, eine Stolle, Aepfel, Nüsse und einen ungeheuern Christbaum von mir und ein schwarzes Kleid von Mad. Hartwig, bey Luisen wird es auch so ausfallen, ich freue mich nicht wenig auf diese Feyerlichkeit. Thun Sie ein gleiches zu Hause, und brennen Sie den Cosaken (30) einen schönen Baum an, ich möchte den Buben gern ein wenig auf meinem Sopha herumkollern. Albert hat mich heute um Vorschuß für den Rektor gebeten, morgen schicke ich 6 rthlr. an ihn ab, ich bitte das Albertchen, den mein Brief an König wohl nicht mehr in Meisen treffen wird, dieses zu notificieren. Schreiben Sie mir doch, wie Sie es mit den Weynachtsgeschenken für die Lehrer ge . . . (Der Rest des Briefes ist nicht erhalten).

Dresden, den 29sten Decbr. 1813. Geliebte Freundin! Traulich reiche ich Ihnen abermals die Hand, lassen Sie mit einem warmen Händedruck jede Erinnerung vertilgt seyn, die uns das Leben trübt, vorzüglich das Andenken an unsre letzte Correspondenz. Lassen Sie uns das reinere Metall, nicht stets die Schlacken in uns finden, ich bin jetzt empfänglicher für alles Gute, wie könnte ich mich denn sonst mit solcher Festigkeit an Sie und Ihre Lieben schließen? Ueber den Sarkophag des 1813ten Jahres lassen Sie uns unser Freundschaftsbündniß noch fester schließen, die Aufforderung dazu ist groß und edel. Und so vertilge ich jeden Argwohn, der je noch in mir haften könnte! Thun Sie ein gleiches und

— (29) — Mit dem Spitznamen ist Julius Wagner gemeint. — (30) — Richard Wagner. —

lassen Sie uns fest und wahr einander gegenüber stehen. Leben Sie recht glücklich. Geyer.

Drei Tage darauf:

Dresden 1sten Jan. 1814. Theure Freundin! Ihre Briefe vom 26. und 29. Decbr. erhielt ich gestern den 31sten zugleich, wie das zugegangen seyn mag weiß ich nicht, auf alle Fälle ist es eine Unordnung des Postwesens, und da Sie den Tag nach Absendung meines ersten Briefes einen zweiten erhalten haben müssen, so brauchen wir nun wohl keine weitere Auseinandersetzung des unangenehmen Mißverständnisses — genug, wir haben uns wieder verstanden, und somit sey alles vergessen! Das Leben ist jetzt so schnell dahin, daß man ja jede Gelegenheit vermeiden muß, einander Uebles zuzufügen weil es so drückend ist mit irgend einem Vorwurf gegen sich oder seine Freunde die Welt zu verlassen. Drum lassen Sie uns als gute Menschen, zu guten Zwecken verbunden, das neue Jahr antreten und ausdauernd es vollenden.

Wie tief mich des guten Alberts Krankheit und Ihr Leiden dabey beugt, fühlen Sie ohne breitere Versicherung gewiß selbst; Gott wird uns aber seine Hand nicht so schwer fühlen lassen und gewiß es zum besten wenden. Zu meiner Beruhigung höre ich von hiesigen Aerzten, daß hier mehrere an diesen bösartigen (unleserliches Wort) durchgekommen als gestorben sind, versäumen Sie nur ja nichts an der sorgfältigen Behandlung des Knaben — doch das darf ich der liebenden Mutter nicht sagen. Sollte, was Gott verhüten wolle, der traurige Fall eintreten, daß auch Albert uns entrissen würde, so übergeben Sie nur der guten Jettchen ihr ganzes Hauswesen und kommen Sie schnell zu uns, Sie sind auch hier im Cirkel Ihrer Freunde und Kinder und finden vielleicht eher Trost und Beruhigung, da Sie die Gegenstände der Erinnerung im Rücken lassen; doch ich traue fest auf Gott und wünsche daß Sie diesen traurigen Trost nicht bedürfen, sondern ruhiger und gestärkter uns besuchen mögen. Oh warum kann ich jetzt nicht bey Ihnen seyn, glauben Sie daß ich in dieser Entfernung mehr leide, als wäre ich bey Ihnen, wo ich jede Sorge mit Ihnen theilen und zu Ihrer Beruhigung etwas beytragen könnte!

Bähr meldet mir gestern den Tod der Reinow: so ist denn dieses heitre lebensfrohe Wesen auch dahin! Richter und Klugens, die wirklich bei diesem Verlust sehr viel leiden, dauern mich außerordentlich.

Erhalten Sie sich nur aufrecht, geben Sie Sich auch wenn das Schikśal noch so sehr auf Sie einstürmt, nicht zu sehr dem Kummer hin, denken Sie, daß Sie noch große Pflichten auf der Welt haben, da Sie Mutter sind und Ihre Kinder Ihrer Pflege bedürfen. Nehmen Sie Rücksicht auf die Bitten Ihres treuesten Freundes, dem in diesem Falle es selbst an Stärke fehlen würde, dies Härteste zu ertragen.

Den Brief an den Rektor König haben Sie wahrscheinlich in der Zerstreuung einzuschließen vergessen, senden Sie ihn lieber, wenn es noch nicht geschehen ist, unmittelbar an ihn.

Geben Sie mir ja recht bald wieder Nachricht von Ihrem Hause, und nehmen Sie meine heißen Wünsche, für alles was Ihnen Freude und Beruhigung geben kann. Fest und unerschütterlich bin ich

der Ihrige

Geyer.

Die Kinder befinden sich wohl. Möge auch Albert und Richard es bald wieder!

Dresden den 14ten Jan. 1814. Theure Freundin! Aus dem Tiefsten meines Herzens danke ich dem Himmel für Alberts Genesung, und die mit dieser frohen Hofnung wiederkehrende Ruhe in Ihrem Gemüth. Armes gutes Weib! Der Himmel hat Sie jetzt recht zur Dulderin erkohren, er hat Ihnen aber auch die Kraft verliehen zu tragen, und wahrhaft stärkend und erhebend muß jetzt die Freude über die Erhörung Ihres Flehens um Alberts Leben, seyn. Ich habe gewiß redlich das Schreckliche mit Ihnen gefühlt, denn wäre Albert mein Sohn, so könnte er meinem Herzen nicht näher seyn, und so wünsche ich Ihnen und mir und Albert Glück zu dem neu errungenen Leben, deßen Werth für uns alle erhöht worden ist. Ihre liebe Besorgniß für mich und meine Gesundheit verdient meinen herzlichen Dank, aber Gottlob! ich bin, so wie wir hier alle, die Ihnen nahe stehn, gesund, und nur die bisherige tägliche Beschäftigung im Theater und das Memoriren einiger schwierigen Rollen, konnte mich in die Ungezogenheit versinken laßen, einen Brief unbeantwortet zu laßen, und nun denken Sie nicht gleich wieder etwas Schlimmes, sondern entschuldigen Sie mich mit Herzlichkeit und Nachsicht. Herrn Regis war ich lange eine Antwort schuldig, er hat sie vor kurzen erhalten, und er wird nicht unterlassen haben, Ihnen zu referiren, daß ich Ihrer wie immer gedacht habe. Wie es scheint, so werden Sie Ihre Wohnung behalten? wenn Sie sichere und gute Vermiethungen haben, und Schindler etwas vom Zinß abläßt, glaube ich, wird es auch am Besten seyn, aber liebe Freundin, jetzt bitte ich Sie auch um einen guten Rath. Mein Bruder hat nun einmal das Schikßal, daß er fürs Vaterland fechten muß, und ist in diesem Augenblick vielleicht schon vor Magdeburg, wohin sein Regiment bestimmt ist; zu Ostern spätestens kömmt also meine Mutter zu mir, die ich aus mancherley Verhältnissen nicht zu meiner Schwester um meines Schwagers willen, bringen kann, und es wohl meine Schuldigkeit ist, meinen Geschwistern, die bisher mehr für sie gethan haben, als ich, nicht nachzustehn. Ein kleine häusliche Einrichtung ist unter diesen Umständen für mich wohl das zweckmäßigste, da meine Mutter, an Thätigkeit gewöhnt, bey einer läßigen Bequemlichkeit, bald untergehen würde, und eine sogenannte Junggesellenwirthschaft meine Oekonomie wohl sehr stören dürfte. Das Nöthigste, als Betten, Küchengeräthe etc. könnte meine Mutter mitbringen, wenn ich nun ein hübsches kleines Logis von zwey Stuben, Kammer, Küche etc. bekommen könnte, so wäre mir es sehr lieb, man kann ja dergleichen auch auf Monate haben, und Sie hätten in diesem Fall wohl die Güte, sich ein wenig darum zu bekümmern, oder Jemanden Auftrag zu geben. Das Logis in der Reitbahn finde ich nicht für passend zu diesem Plan, doch sagen Sie Stallmeisters noch nichts davon, und ertheilen Sie mir Ihren Rat ohne allen Rückhalt. Sie werden sehr mit mir

zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich gar keine Schulden mehr habe, außer den Rest der Schneiderrechnung von 10 rthlr. 19 gr. welche mit 8 rthlr. getilgt seyn wird, ich athme jetzt auch recht frey. Für die Kinder ist auch alles bezahlt; Julius bekommt morgen eine Pikesche, eine Mütze und eine Weste, freylich nicht neu, aber doch gut für den Winter. Die Kinder befinden sich alle wohl. Morgen werde ich wegen Julius ein Schreiben an die Freimaurerloge einreichen (31). Den treuen Seelen, Jettchen und Luischen äußern Sie meinen Wunsch: so in ihrer Achtung zu stehen, wie sie in der meinigen. Den Cosaken seine Wildheit kann nicht anders seyn als göttlich, fürs erste Fenster, das er einwirft bekommt er eine silberne Medaille. Gott erhalte Sie! Allen Freunden und meinem Albert Gruß und Kuß von Ihrem ewig treuen Freund Geyer.

Dresden den 28sten Jan. 1814. Geliebte Freundin! Der Tod wollte nun noch ein Opfer aus Ihrer Familie, recht auffallend zeigte er an Ihnen, was er würgen könnte, und womit er sich begnügte. Ich kenne Ihr vortreffliches Mutterherz, das keinem Ihrer Kinder einen Vorzug vor dem andern gestattete, und so wird Ihnen Theresens (32) Tod gewiß nicht gleichgültig seyn, doch der Himmel schenkte Ihnen Albert und die Freude darüber muß den Schmerz des neuen Verlustes lindern. Therese war ein sieches Kind, und versprach in keiner Hinsicht für die Zukunft viel, ihrem Herzen that es wehe, wenn sie nicht die Aufmerksamkeit erregte, wie ihre Geschwister, und so hat sich der Himmel mehr wohlthätig als strafend ins Mittel geschlagen und wird Ihnen gewiß in der Ausbildung Ihrer andern mir so lieben Kinder, reichlichen Ersatz für den gehabten Verlust geben. Es fehlt mir ordentlich etwas, wenn ich nicht alle Wochen einen Brief von Ihnen erhalte, ich martre mich dann immer mit tausend Gedanken, ich denke mir Sie krank, (und das wäre bey den vielen ausgestandenen Leiden wahrhaftig kein Wunder) oder böse und gleichgültig gegen mich, und das ist dann auch immer ein wenig Krankheit bey Ihnen, wenigstens Gemüthskrankheit, da Sie das Gemüth nie mit voller Gesundheit für mich sprechen lassen, sondern im Hinterhalt immer noch so ein kleines Uebel sitzt, das bey dem mindesten Reize ausbricht. Doch das wird sich auch noch geben! Sie haben mir versprochen, künftig recht gut und vertrauungsvoll gegen mich zu seyn, und ich hoffe, meine gute herzensliebe Freundin wird Wort halten. Ich scheine Ihnen vielleicht jetzt in manchem anders, aber bey Gott! ich bin besser und hoffe es Ihnen noch künftig beweisen zu können. Der Himmel meint es eigentlich recht gut mit mir, er ertheilt mir den schönen Beruf Ihr Freund zu seyn: und indem ich dieses Ziel mit Ausdauer verfolge, finde ich mich auch jetzt in meiner Kunst belohnt die ich mit strenger Sorgfalt ausbilde und bedeutende Fortschritte darin mache; meine Madonna muß Zeuge meiner Worte seyn. Wenn mich die Kunst so lieb gewinnt werden Sie, die Sie vereint mit ihr die Freuden meines Lebens ausmachen, wohl je aufhören können, meine Freundin zu seyn? Doch meine Forderungen an beyde sind wohl zu groß, als daß ich mir je schmeicheln dürfte meine Wünsche zu erreichen! Wegen meiner Sommer-

— (31) — Um Aufnahme in die bekannte Freimaurerische Erziehungsanstalt in Dresden? Eine Wendung in Böttigers Nekrolog läßt darauf schließen, daß Geyer der Loge angehört hat. — (32) — Maria Theresia, vierte Tochter Friedrich Wagners, geb. am 1. 4. 1809.

einrichtung bin ich noch nicht einig, bey Stallmeisters wohnte ich freilich am liebsten, doch sitzt in den alten Wänden eine solche fatale Feuchtigkeit, die mir zwar nichts, aber meinen Bildern entsetzlich viel schadet, betrachten Sie nur jetzt um diese Jahreszeit den modrigen Ausschlag an den Fensterwänden, so werden Sie einen Maasstab für das Ganze bekommen. Ich werde mir noch überlegen, was ich thun werde. Haben Sie doch die Güte, innliegenden Brief an Mad. Schmidt im goldnen Schiff zu überliefern, freilich auf geheimem Wege, weil er Gauchs Portrait betrifft, und der Mann nichts wissen soll; Sie dürfen ihn nur Gerlachs Röschen schicken, die wird ihn schon an die Behörde liefern. Was die Kinder hier betrifft, so geht alles recht gut, sie sind alle gesund und froh. Richard geht mir sehr ab, wie gern spielte ich täglich ein Stündchen mit ihm. Lassen Sie Alberten ja nicht eher nach Meißen reisen, bis er vollkommen hergestellt ist, und dann packen Sie ihn in des Vaters blauen Kallmuckmantel recht warm ein. Werden wir Sie diesen Winter noch das Vergnügen haben, hier zu sehen? Grüßen Sie alle die sich meiner freundlich erinnern, und schreiben Sie mir ja recht bald. Nehmen Sie sich ums Himmelswillen bey Ihrer Neigung zu bösen Hälsen vor der Bräune in Acht, ich bin deshalb recht besorgt um Sie. Leben Sie wohl. Ewig der Ihrige Geyer.

Dresden den 11ten Febr. 1814. Geliebte Freundin! Meine Unruhe über Sie hatte schon einen hohen Grad erreicht, als ich endlich Ihren lieben Brief erhielt, und aus ihm ersah, daß Sie wohl und gesund seyn und zuweilen auch in allem Guten an mich denken. So wenig Sie auch bey den jetzigen traurigen Verhältnissen in Dresden Vergnügen finden werden, so müssen Sie doch hübsch denken, daß uns, vorzüglich mir es eine große Freude seyn wird, Sie nach so vielen überstandenen Leiden einmal wieder zu sehn und ans Herz zu drücken, darum lassen Sie sich diese kleine Reise nicht ausreden, sondern kommen Sie ja, Sie sind Ihrer Gesundheit wirklich diese Zerstreuung schuldig. Bey der Hofmalern würden Sie sehr unbequem logiren, denn sie hat sich ganz ins Enge gezogen, ein schwarzer hölzerner Kasten 3 Ellen unter der Erde ist jetzt ihr ganzer Raum, sie ist den Weg alles Fleisches gegangen, vielleicht aber bekommen Sie eine Stube 3 Treppen hoch bey der alten Fritschen, wo Sie doch am liebsten wohnen; schreiben Sie mir nur bestimmt den Tag Ihrer Ankunft, damit ich die Sache in Ordnung bringen kann. Sie brauchen auch kein Geld mitzubringen, 30 rthlr. liegen für Sie bey mir, welche ich durch den Hofrath Eichler aus Teplitz von der Brede erhalten habe. Sehn Sie liebes Frauchen, so hilft Ihnen der Himmel auch zu ungewissen Schulden und ich denke Selbrig wird auch bezahlen. Ich habe recht viel mit Ihnen zu sprechen, und ich kann die Zeit kaum erwarten, wo ich mich auf dem traulichen Sopha so recht herzlich mit Ihnen aussprechen kann, eine kleine Warnung halte ich für nöthig, und daß ich Ihnen diese gebe, dafür werden Sie mir vielleicht einmahl danken. Die Annäherung Ihres Schwagers gefällt mir nicht recht, ich habe Gründe zu dieser Aeußerung, darum bitte ich Sie, behandeln Sie ihn mit Artigkeit, lassen Sie ihn aber nie in irgend eines Ihrer Verhältnisse einen Blick thun, ich habe Ursache jetzt mehr als je an seinem Herzen zu zweifeln

und ich kann es mir nicht vorstellen, daß er es redlich mit Ihnen meint. Lassen Sie mein Vertrauen Geheimniß unter uns bleiben uud behandeln Sie ihn fortdauernd mit Artigkeit. Der Tod Ihrer Schwiegermutter hat mich nicht überrascht, er war zu erwarten, und ich bin froh, daß Sie diese Unbequemlichkeit nicht auch noch in Ihrem Hause haben ertragen müssen. Ich lebe fortgesetzt wie ein Einsiedler und komme gar nicht unter Menschen ich suche mich so zu gewöhnen, daß es mir einerley ist, auf dem Dorfe oder in der Residenz zu leben, in Leipzig hoffe ich wie die Schneken, mein Haus wieder zu verlassen, und meinen Freunden leben zu können. Mein Bruder scheint sich in seinen militärischen Verhältnissen so wohl zu gefallen, daß ich glaube, er bleibt dabey, wenn er nach dem Frieden eine Offizierstelle in einem preußischen Regiment erhält, er ist jetzt Premier Lieutenant, und steht noch in Hettstädt bey Eisleben. Die Mutter wird mir also wohl für die Zukunft bleiben, und über meine Einrichtung will ich bloß Ihrem Rathe folgen, Sie sehen darin richtiger wie ich und haben praktische Erfahrung. Dem Albert danke ich für seinen Brief, doch bitte ich ihn recht väterlich, ein wenig aufmerksam auf sich zu seyn, wenn er an Personen schreibt welche es vielleicht nicht verzeihen, daß ein Meißner Secundaner orthographische Fehler macht. Daß ich übrigens an seiner Genesung den wärmsten Antheil nehme, bedarf keiner Versicherung. Zum Schluß wiederhole ich die Bitte, mir den [Tag] Ihrer Ankunft genau zu schreiben, damit ich Sie vorher mit Ihrer hiesigen Einrichtung bekannt machen kann. Uebrigens leben Sie so glücklich als meine Wünsche aus dem tiefsten meines Herzens es für Sie aussprechen. Die Kinder sind gesund und grüßen die Mutter, die ich denn auch recht herzlich bitte, stets gut gegen mich zu bleiben, ich bin unwandelbar der Ihrige Geyer.

Hiermit enden die Briefe. Bei der kurzen Anwesenheit Johanna Wagners in Dresden „kam es zwischen ihr und dem Freunde zur entscheidenden Erklärung. In Geyers Seele war in den Monaten seit dem Tode des unvergeßlichen Freundes ein seiner würdiger Entschluß zur vollen Klarheit gereift: in aller Stille vollzog sich seine Verlobung mit der Witwe des Dahingeschiedenen.“ (33) Bald darauf folgte Geyer der Braut nach Leipzig zur üblichen Spielzeit der Kgl. Schauspieler während der Ostermesse. (34)

Auch nach Geyers Tode hielt die Familie eng zusammen. Hatte er auch kein Vermögen hinterlassen, so waren die Seinen, wenn auch nicht glänzend, doch keineswegs ärmlich gestellt. Die älteren Geschwister hatten bald gute

— (33) — Glasenapp I. S. 59. — (34) — Das den Verlobten erteilte, in den Akten der Kirche zu Bödewitz aufbewahrte Leipziger Dimissoriale lautet: „Es ist Herr Ludwig Heinrich Christian Geyer, Mitglied der Königlich Sächs. Hofschauspielergesellschaft allhier mit Frau Johanna Rosinen, Herrn Karl Friedrich Wilhelm Wagners, Königl. Sächs. Policey-Amts-Actuarii allhier hinterl. Wittbe Dom. 10. u. 11. p. Trinit. ohne Hinderung aufgebothen worden. Da nun auch bey dem dritten Aufgebothe auf nächstkommenden Sonntag etwas Ehehinderliches ebenfalls nicht zu vermuthen ist, und die Verlobten sich auf gedachten Sonntag in Bödewitz copuliren lassen wollen, so wird Ihnen dieses Testimonium integritatis zur sicheren Trauung daselbst mit Anwünschen göttlichen Seegens hiermit ertheilet, sowie die Entrichtung der Jurium stolae hierdurch bescheinigt. Leipzig den 26. August 1814. D. Johann Georg Rosenmüller, Pastor und Superintendent.“

Einnahmen (35), Geyers hinterlassene Bilder stiegen im Preise, eine königliche Pension scheint hinzugekommen zu sein. Als die zweitälteste Tochter Luise sich in Leipzig verheiratete und Rosalie in den Verband des dortigen Hoftheaters eintrat, zog auch Geyers Witwe mit ihren jüngeren Kindern wieder dorthin. Freilich: die Söhne flogen aus, auch die andern Töchter heirateten und Großmutter paßte kaum so recht in den Kreis, der sich bei den Schwiegersöhnen zusammenfand. „Sie war", sagt mein Bruder Ferdinand, „eine mit praktischem Blick und frischem Mutterwitz begabte Frau, deren natürliche Anlagen für den Mangel an Vielseitigkeit und Tiefe ihrer Bildung entschädigten. In ihren Briefen lebte sie mit der Rechtschreibung auf höchst gespanntem, mit Menschen- und Weltkenntniß auf desto vertrauterem Fuße. Berühmt waren ihre „originellen Antworten", mit denen sie geistesgegenwärtig und mit gutem Humor Blößen in ihren Schulkenntnissen zu verdecken verstand" und —, wenn das nicht glückte, über sie mitlachte. Aus den Erinnerungen meiner Mutter: Als einmal mein Vater als Bräutigam Cäciliens zu Tisch geladen war, kam das Gespräch auf die Einmachekunst der Großmutter. Diese pries ein von ihr erprobtes Rezept zum Einlegen von „Pfeffergorken". Meine Mutter empfand diese gut thüringische Aussprache in Gegenwart des sich höchst gewählt ausdrückenden Bräutigams peinlich und blinzelte der Großmutter zu. Diese aber sagte seelenruhig: „Dummes Ding, ich meine ja ganz kleine!" und brach in fröhliches Lachen aus, das die Spannung lustig auflöste. Bei einem Spaziergang auf der Leipziger Promenade lag sie plötzlich, schon eine alte Dame, der Länge lang im Gras; sie war über einen der kleinen Pflöcke gestolpert, die den Wegrand markierten, der sogenannten „Vergißmeinnicht." Als die Töchter bestürzt zu Hilfe kamen, konnte sie vor Lachen kaum reden — man hatte von der Montgolfiere gesprochen, da sei sie geschlossenen Augs gewandelt, um sich vorzustellen, wie das Fliegen sei. Auf Rohrstühlen saß die Großmutter nicht gern, weil nach ihrer Meinung durch deren Geflecht die Luft „durchfauchte". Mama Geyer reiste viel in Bäder: zur Benutzung der Eisenbahn hat sie sich aber ihr Lebtag nicht entschließen können: die „ging ihr zu schnell", besonders aber stand ihr die dabei geforderte Pünktlichkeit in „ekelhaftem" Widerspruch zur „Gemütlichkeit". Als sie 1840 ihren Sohn Albert einmal auf einige Wochen in Würzburg besuchte, brachte sie auf dem „Retourwagen" ihr „großes Kanapee", an das sie nun einmal gewöhnt war, aus Leipzig mit. „Der Albert hat schön gelacht", schreibt sie vergnüglich meiner Mutter.

Trotz ihrer Eigentümlichkeiten genoß Mama Geyer bis zu ihrem Ableben am 9. Januar 1848 in weitem Kreise hoher Verehrung. Richard hat mit schwärmerischer Liebe an ihr gehangen (36) — noch am letzten Abend seines eigenen Lebens hat er in Venedig den um ihn versammelten Seinen von der

— (35) — Rosalie z. B. erhielt, als sie mit siebzehn Jahren in den Verband der Dresdner Hofbühne eintrat, ein Anfangsgehalt von 824 Thlrn. Ein Professor an der Kunstakademie erhielt damals, wie aus Ludwig Richters Lebenserinnerungen hervorgeht, nur 200 Thlr. Geyer selbst hatte 1040 Thlr. Jahresgage gehabt. — (36) — Man lese z. B. Richards rührenden Brief an seine Mutter vom 25. 7. 1835. Familienbriefe S. 15.

Mutter erzählt. Ihr Sohn Albert preist (37) ihren Sinn für Kunst und Naturschönheit. Die Mutter, fährt er fort, „war von einer wirklich hohen Religiosität, einfach, ohne alle Schein- oder Werkheiligkeit. Sie ging nicht in die Kirche, aber die Erhabenheit der Natur, der Adel in den höchsten Geisteswerken des Menschen machten den tiefen religiösen Eindruck auf sie, der sie für die kirchlichen Gebräuche entschädigte und sie Gott erkennen ließ. So war auch ihr Tod ein heiteres, herrliches, in Gott ergebenes Dahinscheiden, wenn auch kein Priester bei ihr stand."

Die Großmutter war in ihrer Jugend eine schöne Frau gewesen, wie das von Geyers Hand gemalte, im Besitze der Familie Brockhaus befindliche Oelbild (38) zeigt. Im Alter wiesen ihre Züge das charakteristische „Wagnerprofil", das ihre Kinder somit von der Mutter, nicht vom Vater geerbt haben. Bei meiner Mutter trat dieser Gesichtsschnitt ja sogar besonders scharf hervor.

Das Grab der neben ihre Tochter Rosalie gebetteten Großmutter auf dem alten Johannisfriedhofe in Leipzig ist erhalten. (39) Im Herbst 1910 hat Rosaliens Tochter, meine Cousine Rosalie Frey-Marbach in Charlottenburg mit ihrem Gatten den beiden Schläferinnen ein gemeinsames schönes Denkmal errichtet. Auf einem Sockel von Granit erhebt sich ein Marmorblock mit einem von H. Hidding in Berlin ausgeführten Relief: zwei Engelgestalten tragen eine ruhende, in wallendes Gewand gehüllte Frauengestalt, deren Antlitz Rosaliens Züge trägt, zu lichten Höhen empor. Darunter ist der Vers eingemeißelt, den Rosaliens Gatte Oswald Marbach einst für das Grab seines eigenen Vaters niederschrieb:

Was der Erde entsproß,
Nahm sie mütterlich auf,
Was sich vom Himmel ergoß,
Schwang sich zum Himmel hinauf.

Die Ahnen meiner Großmutter Johanna Rosina Geyer-Wagner (wie sie sich selbst schrieb) geborenen Pätz (40) hat Kekule von Stradonitz (41) auf folgender Tafel dargestellt, die ich mit seiner gütigen Erlaubniß wiedergebe:

— (37) — In einem Briefe vom 18. 1. 1848 an seine Tochter Franziska, der er ausführlich über den Tod der Großmutter berichtet. Abgedruckt bei Hausegger, Alex. Ritter S. 137. Ebendort ist in Nachbildung der Handschrift ein kennzeichnender Brief der Großmutter an ihre Enkelin Franziska Wagner wiedergegeben. — (38) — Dies Oelbild ist öfter, auch in den Wagnerbiographien von Glasenapp, Koch und Pfohl wiedergegeben — leider technisch recht mangelhaft. Auch die hier beigefügte, in unsrem Besitze befindliche Zeichnung der begabten Dilettantin Auguste Böhm ist mehrmals z. B. bei Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner, und im Wagnerkalender für 1908, gleichfalls nicht sehr glücklich und bei ersterem in den Farben geradezu falsch, nachgebildet. — (39) — Eine Photographie bei P. Benndorf, der alte Leipziger Johannisfriedhof. Leipzig 1907 Tafel 44. Das Denkmal ist in der Leipziger Illustrierten Zeitung Nr. 3511 vom 13. 10. 1910 abgebildet. — (40) — Nicht Bertz, Berthis oder Perthes, wie auch Glasenapp — freilich nach Richard Wagners eigener Angabe — sie nennt. — (41) — Ueber die mütterlichen Ahnen Richard Wagners. Im Wagner-Jahrbuch II. 1907. S. 19.

Johann Geyer Wagner

⚭Joh. Heinrich Pätz
Zimmermann
zu Magwitz

⚭Friedrich Kühn
Posamentier-
meister zu
Weißenfels

⚭Joh. Adam Iglisch
Lohgerbermeister
zu Weißenfels

⚭Joh. Wilhelm Nägler
Weißgerber-
meister
zu Weißenfels

⚭Joh. Gottfried Pätz
Weißbäckermeister
zu Weissenfels

⚭Eva Elisabeth Kühn

⚭Joh. Gottfried Iglisch
Lohgerbermeister
zu Weissenfels

⚭Marie Rosina Nägler

○ Weissenfels 18. 8. 1732

○ Weissenfels 18. 6. 1737

⚭Joh. Gottlob Pätz
Bürger und Weißbäckermeister
zu Weissenfels * das. 13. 10. 1741
† das. 17. 1. 1802.

⚭Dorothea Erdmuthe Iglisch
* Weissenfels 30. 6. 1742, begr.
das. 5. 1. 1789.

○ Weissenfels 11. 1. 1763.

⚭Johanna Rosine Pätz
* Weissenfels 19. 9. 1774, † Leipzig 9. 1. 1848.
○ (wo?) 2. 6. 1798 Karl Friedrich Wilh. Wagner.
○○ Bödewitz 28. 8. 1814 Ludwig Geyer.

Unsere Vorfahren in dieser Reihe waren also sämtlich Handwerksmeister und Meisterinnen. Daraus und aus ihrem Wohnsitze in Weissenfels, das allerdings im XVIII. Jahrhundert eine besondere Pflegestätte der Musik war, zieht Kekule genealogische Schlüsse: Habe Richard Wagner in den „Meistersingern“ nach Glasenapps Wort „deutscher Volksnatur und deutschem Bürgertume für alle Zeiten seine Deutung gegeben“ und „damit zugleich seine eigene innige Zugehörigkeit zu beiden bekundet“, so liefere diese Ahnenreihe den Beweis, daß des Meisters Zugehörigkeit zu beiden eine im Blute begründete, tatsächliche, durch jene Ahnen bedingte gewesen sei.

Hier noch einige Notizen über die Halbgeschwister unsrer Mutter. Die Bildnisse der Schwestern sind den „Familienbriefen Wagners“ beigegeben.

1. Albert Wagner, * Leipzig 2. 3. 1799 † Berlin 31. 10. 1874. Verließ, wie wir uns erinnern, sein medizinisches Studium, um Opernsänger zu werden. Zuletzt Regisseur am Kgl. Opernhause zu Berlin. ○ Elise Gollmann, Schauspielerin aus Mannheim, † Berlin 30. 8. 1864. Kinder: a. Johanna Wagner, * 13. 10. 1828 † Würzburg 16. 10. 1894. Gefeierte Sängerin, seit 1862 Schauspielerin am Kgl. Hoftheater zu Berlin. Später nur noch Lehrerin der Gesangskunst, erhielt sie als eine der ersten Frauen den Titel als Kgl.

Professor. ○ Berlin 1859 Landrat Alfred Jachmann auf Trutenau, Ostpr., * 13. 4. 1829, der jetzt in Charlottenburg lebt. Eine ihrer Töchter, Elisabeth, ist mit Dr. Richard von Wentzel, dem Oberpräsidenten der Provinz Hannover, vermählt. — b. Franziska Wagner, * Augsburg 1829 † München 20. 6. 1895. ○ Dresden 12. 9. 1854 Alexander Ritter, Komponist, der meist in Würzburg lebte, * Narwa 27. 6. 1833 † München 12. 4. 1896. Beiden prächtigen Menschen hat ihr Schwiegersohn Siegmund von Hausegger in seinem Buche „Alexander Ritter" Berlin o. J. (1907) ein schönes Denkmal gesetzt. — c. Maria Wagner, * 25. 1. 1831 † 19. 5. 1876. ○ Carl Thaddäus Jacoby, * 17. 11. 1826 † 20. 7. 1894, Kaufmann in Hamburg.

2. Joh. Rosalie Wagner, * Leipzig 4. 3. 1803. † dort 12. 10. 1837. (Ueber ihren frühen Tod Glasenapp I. S. 501.) Gefeierte Schauspielerin, geistig von den Geschwistern Richard Wagners ihm wohl die Nächste und von dem Bruder als „seine heilige Rosalie" enthusiastisch gepriesen. Nach Geyers Tode war sie die Stütze der verwaisten Familie: „der Vater war zu gut für uns, darum hat Gott ihn über uns erhoben — aber wir wollen ihn noch zu verdienen suchen". (Glasenapp I. S. 77) Bereits von 1820 ab Mitglied des Kgl. Hoftheaters in Dresden, 1826—1828 an der Bühne in Prag, seit 1829 am Kgl. Hoftheater in Leipzig. ○ Schönefeld bei Leipzig 24. 10. 1836 Dr. phil. Gotthard Oswald Marbach, * Jauer 13. 4. 1810 † Leipzig 28. 7. 1890, Dozent, später Hofrat und Professor der Mathematik an der Universität Leipzig, Mitbegründer und Leiter der Versicherungsgesellschaft Teutonia. Bekannt als Dichter (Gedichte z. T. unter dem Decknamen Silesius Minor, Novellen, dramatische Werke, Neubearbeitungen der Dramen des Sophokles, Aeschylos, Aristophanes, Shakespeare usw.), mit Recht gefeiert als der bedeutendste freimaurerische Schriftsteller der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Eine Johannesnatur von edelster Reinheit. Tochter: Rosalie Marbach, * Leipzig 7. 10. 1837 ○ Leipzig 5. April 1875 Eduard Frey, * Altona 16. Juli 1840, früher Kgl. Württ. Hofschauspieler, dann Dozent an der Humboldtakademie in Charlottenburg. — Aus einer zweiten, am 22. 4. 1840 geschlossenen Ehe Oswald Marbachs mit Johanna Scheffler aus Liegnitz, * Luxemburg 12. 4. 1819 † Leipzig 1. 5. 1896, ging als einziger Sohn Dr. Hans Marbach hervor, * Leipzig 21. 1. 1841 † dort 5. 9. 1905, Dichter und Schriftsteller („Das Mysterium der Kunst", „Christus und Faust", „Gedanken über Religion und Sittlichkeit" usw.).

3. Karl Julius Wagner, * Leipzig 7. 8. 1804 † Dresden 29. März 1862. Goldschmied. Ein höchst jovialer Junggeselle, dem freilich der Gedanke, anders als aus den Taschen seiner Geschwister zu leben, kaum jemals gekommen zu sein scheint.

4. Luise Konstanze Wagner, * Leipzig 14. 12. 1805 † Dresden 2. Januar 1872. Schauspielerin am Leipziger Stadttheater, ○ Leipzig 16. 6. 1828 Friedrich Brockhaus, Verlagsbuchhändler, bis 1850 Mitinhaber der Firma F. A. Brockhaus zu Leipzig, dann Rittergutsbesitzer auf Prossen in der sächs. Schweiz,

* Dortmund 23. 9. 1800 † Dresden 24. 8. 1865. Kinder: a. Marianne Brockhaus, * Leipzig 22. 2. 1829. ○ ebenda 11. 8. 1847 Peter Friedr. Ludwig von Weltzien, * 1. 4. 1815 † 16. 10. 1870 vor Metz als Großh. Oldenb. Kammerherr, Kgl. preuß. Generalleutnant und Kommandeur der 15. Inf.-Division. Mariannens einziger Sohn fiel vor Metz; ihre einzige Tochter war mit dem Kammerherrn Dr. Arnold Woldemar von Frege auf Abtnaundorf verheiratet, der einige Zeit hindurch Vizepräsident des Deutschen Reichstags war und nun den Namen von Frege-Weltzien führt. — b. Elisabeth Brockhaus, * 1830 ○ Adolf Schumann, † 1908 als Kgl. sächs. Generalmajor z. D. und Ritter des Eis. Kreuzes I. Kl. — c. Klara Brockhaus, * 1833, † 1899, ○ Kurt von Kessinger, Kgl. sächs. Generalmajor a. D. — d. Ottilie Brockhaus, * 1836 † 1903 unverm.

5. Klara Wilhelmine Wagner, * Leipzig 29. 11. 1807 † Chemnitz 17. 3. 1875. Wagners „gute Kläre". In ihrer Jugend bedeutende Sängerin, verlor sie früh die Stimme. ○ Augsburg 1829 Heinrich Wolfram, Sänger und Regisseur, später Kaufmann in Chemnitz, † dort 24. 10. 1874. Von ihren Kindern sind ihre Töchter zu nennen: die hochbegabte, früh verstorbene Schauspielerin Rosalie Wolfram und Marie Wolfram, die Gattin des Tiermalers Prof. Fedor Flinzer in Leipzig.

6. Wilhelmine Ottilie Wagner, * Leipzig 14. 3. 1811 † ebenda 17. 3. 1883. ○ Leipzig 11. 4. 1836 Dr. Hermann Brockhaus, * Amsterdam 28. 1. 1806, der 1839 a. o. Professor in Jena, seit 1841 in Leipzig, von 1848 an hier ordentl. Professor für altindische Sprache und Literatur und Geh. Hofrat war, † Leipzig 5. 1. 1877. Kinder: a. Clemens Brockhaus, * Dresden 14. 2. 1837, Prediger zu St. Johanni und a. o. Professor der Kirchengeschichte zu Leipzig, † an Trichonose dort 10. 11. 1877. — b. Friedrich Brockhaus, * Dresden 21. 9. 1838, ordentl. Prof. des Staatsrechts, 1871 in Basel, 1872 in Kiel, 1888 in Marburg, 1889 in Jena, † Jena 14. 10. 1895. — c. Anna Brockhaus ○ Kaufmann Kettembeil in Leipzig. — d. Doris Brockhaus ○ Hauptmann a. D. von Berkefeld.

7. Wilhelm Richard Wagner, der Dichter-Komponist. * Leipzig 22. 5. 1813 † Venedig 13. 2. 1883. ○ Königsberg i. Pr. 24. 11. 1836 Christine Wilhelmine (Minna) Planer, * Oederan im Erzgebirge 5. 9. 1809 † Dresden 22. 1. 1866. ○○ Luzern 25. 8. 1870 Cosima Liszt, * Belaggio 25. 12. 1837, gesch. Gattin Hans von Bülows, Tochter von Franz Liszt (* Reiding 22. 10. 1811 † Bayreuth 31. 7. 1896) und Marie Gräfin d'Agoult geb. de Flavigny, die den Schriftstellernamen Daniel Stern führte (* Frankfurt a. M. 1805 † Paris 1876). Sohn: Helferich Siegfried Wagner, * Triebschen bei Luzern 6. 6. 1869.

Von den von Cosima während der Ehe mit Bülow geborenen Töchtern ist Daniela Gattin des Kunsthistorikers Geh. Hofrat Prof. Dr. Henry Thode in Heidelberg, Blandine Witwe des Grafen Gravina, Isolde ist mit dem Kapellmeister Beidler und Eva seit 1909 mit dem bekannten Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain vermählt.

Cosimas einzige Schwester Blandine ward die Gemahlin Emil Olliviers, der als Minister Napoleons den Krieg von 1870 so „leichten Herzens“ begann. Die Mutter ihrer Mutter, Marie Elisabeth Bethmann aus Frankfurt a. M., war die Schwester des 1826 gestorbenen Frankfurter Bankherrn Simon Moritz Bethmann, Kaiserl. Russischen Staatsrats und Generalkonsuls, der am 11. Mai 1808 den österreichischen erblichen Ritterstand erhielt und dessen Urenkel der fünfte deutsche Reichskanzler Dr. Theobald von Bethmann Hollweg ist. Cosimas erster Gatte Hans von Bülow war übrigens ein ziemlich naher Vetter des vierten deutschen Kanzlers, des Fürsten Bernhard von Bülow.

Helene Rühlmann 1852

Durch meine Frau ist dem Gelehrten-, Beamten- und Künstlerblute unsrer Familie — ich meine, nicht zu ihrem Schaden — altes thüringisches Bauernblut zugeführt worden. Seit Alters sind die Rühlmann (auch Rühlemann) — in früher Zeit vielleicht ein Freisassengeschlecht, dann Hintersassen des Klosters Pforta — in dem bei Kösen gelegenen Dorfe Niedermöllern angesessen.

⚭Johann Friedrich Rühlmann, „Nachbar“ d. h. selbständiger Grundbesitzer und Kirchenvorsteher daselbst, überließ kurz nach den Freiheitskriegen das Erbgut seinem älteren Sohne und erwarb zum Ausgleich für seinen jüngeren Sohn ⚭Christian Wilhelm (* Niedermöllern 29. 4. 1799 † daselbst 2. 2. 1872) das ansehnliche ehemalige Schausche Gut in Niedermöllern, als Christian Wilhelm sich schon am 26. November 1815 — noch nicht 17 Jahre alt (1) — mit ⚭Hanna Christiane († Niedermöllern 3. März 1876), der ältesten Tochter des „Nachbarn“ ⚭Johann Gottfried Mondschein zu Oberhäseler, verheiratet hatte.

⚭Christian Wilhelm hatte neben mehreren Töchtern nur einen am 9. April 1821 geborenen ⚭gleichnamigen Sohn († Kösen 26. Oktober 1895). Als dieser am 24. Oktober 1847 zu Schulpforta ⚭Karoline Emilie Heckenberg (2) heiratete, übernahm er ländlicher Sitte gemäß das väterliche Anwesen. Aber die in städtischen Verhältnissen aufgewachsene Frau vermochte sich in die Landwirtschaft nicht zu schicken. Wilhelm überließ daher das Gut seiner am 5. April 1823 geborenen Schwester Karoline verehel. Thieme. Bald darauf nahm er, als Reservist zur Fahne einberufen, am badischen Feldzuge Teil und trat sodann in die Dienste der Aktiengesellschaft, welche damals die Thüringische Eisenbahn betrieb. Als seine Kinder größtenteils versorgt waren, zog er sich wieder nach Kösen zurück.

— (1) — So frühe Heiraten waren unter der ländlichen Bevölkerung jener Zeit nichts seltenes. Zum Teil sind sie wohl auch auf die damaligen Kantonnementsverhältnisse zurückzuführen: oft blieb der verheiratete Hofbesitzer vom Militärdienste befreit. — (2) — * Kösen 15. 9. 1820 † daselbst 8. 10. 1895, Tochter des Salinengradirmeisters ⚭ Joh. Christian Gottlob Heckenberg, († Kösen 6. 12. 1846) und der ⚭Christiane Marie geb. Möder aus Eckartsberga († Kösen 16. 11. 1860 als wiederverehel. Herrmann).

Wilhelm Rühlmanns hervorstechender Zug war innige Freude an der Natur und feinstes Verständnis für ihre Schönheit. Noch im hohen Alter konnte der bescheidene Mann unermüdlich in den Buchenwäldern Kösens umherstreifen, um Blumen für sein Heim zu sammeln. In deren Bau wie an der Farbenpracht des Firmaments offenbarte sich dem streng am alten Kirchenglauben Haltenden Gottes Allmacht und Güte. Gespräche, in denen Jemand diesen Glauben als etwas Diskutabeles behandelte, brach er kurz ab, seinen eigenen Standpunkt aber drängte er Niemanden auf. Ingrimmig aufbrausen und schelten jedoch konnte der feste Preuße, wenn er, etwa in Wahlkämpfen, ein Abweichen von der dem König und dem Vaterlande schuldigen Treue zu erblicken, das Eindringen radikaler Ideen in die ländliche Bevölkerung wahrzunehmen glaubte: „Halt fest zum Reich, Bauer, — es falle süß oder sauer!“ Von geradezu rührender Feinheit war das Verhältnis zwischen Wilhelm und seiner Frau. Das Wesen beider war grundverschieden: die Paarung des Starken mit dem Milden gab hier wirklich einen guten Klang. Als die Frau starb, wußte jeder und der Mann am allersichersten, daß es nun auch mit ihm zu Ende war. Drei Wochen nachher setzte man ihn als den Nächstverstorbenen der kleinen Stadt neben seiner Emilie bei.

Mußte man den Mann suchen, um hinter seine Eigenart zu kommen, die Frau gewann durch ihren schlichten Liebreiz und warme Herzlichkeit sofort jeden, der mit ihr in Berührung kam. In der Kunst behaglich zu bemuttern habe ich ihresgleichen nie gesehen. Nie auch so strahlende Augen, deren leuchtender Glanz mit der zunehmenden Schwerhörigkeit sich immer mehr verklärte. Sie muß im Leben von einem guten Engel ganz besonders gnädig davor bewahrt geblieben sein, übele Erfahrungen mit den Menschen zu machen. Daß Einer das offene Vertrauen, das sie einem jeden entgegenbrachte, jemals mißbrauchen, selbstsüchtige Zwecke irgendwie verfolgen könne — der Gedanke kam ihr auch im hohen Alter niemals. Allem, was geschah, wußte sie, oft mit glücklichem Humor, eine gute Seite abzugewinnen. Immer freute sie sich, daß zwischen zwei sonnenhellen Tagen ja nur eine dunkle Nacht liegt. So schritt sie rein durch das Leben. Ihr war das glückliche Los gefallen, wie Kinder fromm und fröhlich zu sein.

Kinder:

a. Marie, * Kösen 15. November 1848 † Leipzig 11. Februar 1905. ○ Leipzig 12. Februar 1882 Karl Glorius, Fabrikbesitzer in Leipzig-Lindenau, * Leipzig 16. Februar 1855. (Kinder: aa. Elisabeth, * Leipzig 7. Dezember 1882. — bb. Alexander, * Leipzig 28. Januar 1884, Kaufmann im väterlichen Etablissement). — b. Luise, * Kösen 9. Dezember 1850. ○ Leipzig 20. Mai 1883 George Bornkessel, Oberbahnassistent in Leipzig, * Kassel 27. November 1855 † Leipzig-Eutritzsch 26. Oktober 1907. (Kinder: aa. Walter, * Knauthain 5. März 1884, Kaufmann, z. Zt. in London. — bb. Charlotte, * Zschortau 9. Juni 1888). — c. Helene Karoline Klara, * Halle 5. September 1852 ○ Leipzig 15. August 1882 Dr. Ludwig Avenarius. — d. Klara, * Halle 5. Januar 1854 ○ Leipzig 22. Mai 1884 Ludwig Bösel, Kaufmann zu Leipzig, * Kösen 14. April 1842 † Leipzig 28. November 1892. (Kinderlos. Stiefsohn: Kurt Bösel, Fabrikbesitzer in Leipzig-Reudnitz). — e. Anna, * Leipzig 22. Februar 1860, unvermählt in Kösen.

Vierter Teil

Die Avenarius von Eisenach

Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte, gibs zu lesen!

Goethe.

Auf allen drei Kupferstichen, welche M. Johannes Avenarius von Gera (III. 7) darstellen, ist sein Wappen angebracht: im goldnen Schilde ein schwarzgekleideter Bauer, der in der Rechten drei Haferähren hält. Helmzier: zwei Büffelhörner. Die Fahne wehte uns also schwarz und gelb voran. Ohne Farbenbezeichnung erscheint dieser Wappenschild auch auf der Denkmünze, die auf Johannes Tod geschlagen worden ist (S. 30), jedoch wiederholt sich hier als Helmzier „wachsend" der Mann aus dem Schilde. In der einen oder der andren Form haben fast alle Nachkommen des Geraer Landessuperintendenten dies Wappen geführt: sowohl die Abkömmlinge seines älteren Sohns Joh. Caspar (IV. 15), wie ein im Besitze des Fräuleins Therese Avenarius in Sangerhausen (VII. 38a) befindliches Petschaft beweist, als auch der Pfalzgraf Georg Ludwig (IV. 16), der ja schon von Amtswegen ein Wappen zu führen hatte, und dessen Enkel, der Kammerrat Ludwig (VI. 30) und der Landrat Ernst Avenarius (VI. 31). Neuerdings hat Kommerzienrat Richard Avenarius in Gaualgesheim (VIII. 61) dies Wappenbild in der Form, wie es auf jener Gedächtnismünze erscheint, als Warenzeichen für das von ihm erfundene Karbolineum eintragen lassen, aber hierbei aus Unkenntnis der heraldischen Regeln den Schild mit wagerechten Linien schraffiert und damit wider Willen als blau bezeichnet. Mit dieser irrigen Färbung Silber-Blau ist das Wappen sodann in das Neue Siebmachersche Wappenbuch (Band V. 2 Tafel 41) aufgenommen worden.

In der älteren, von dem zweiten Sohne des Matthäus, dem Organisten Joh. Nicolaus von Steinbach (III. 6) abstammenden Linie haben, wie erhaltene Petschafte ergeben, einzelne Nachkommen des Bauinspektors Friedrich Avenarius von Sooden (VII. 32) ein anderes, oben gleichfalls dargestelltes „redendes" Wappen geführt: im senkrecht geteilten Schilde (heraldisch-) rechts drei stark stilisierte Haferähren, links ein Bauer, der in der Rechten eine Aehre, in der Linken eine Sichel trägt. Helmzier: die Figur des linken Feldes „wachsend". Die Färbung ist auf den Petschaften nicht angedeutet.

Ein in meiner Linie von Geschlecht zu Geschlecht forterbender Kristallpokal, aus welchem bei besonders feierlichen Gelegenheiten getrunken zu werden

pflegt, zeigt eingeschliffen zwei Kavaliere in der Tracht des ersten Drittels des XVIII. Jahrhunderts und den Spruch:

Freund im Ernst, Freund im Schertz,
Wie der Mund, so auch das Hertz.

Das auf dem Pokal eingeschliffene Wappen scheint das dem am 19. Dezember 1661 vom Kaiser geadelten Kur-Brandenburgischen Oberstleutnant Caspar Seibert von Cronenfels verliehene zu sein. Eine Verwandtschaft mit dieser Familie habe ich nicht feststellen können. Wahrscheinlich ist der Pokal als Paten- oder Hochzeitsgeschenk eines Seibert von Cronenfels an einen meiner Vorfahren gekommen.

Unsere Familie ist in der geraden Linie dem lutherischen Bekenntnis treu geblieben. Die in Preußen wohnenden Glieder haben im XIX. Jahrhundert der Union der beiden evangelischen Kirchen nicht widerstrebt. Die im ehemaligen Kurfürstentum Hessen lebenden Nachkommen des Bauinspektors Friedrich Avenarius (VII. 32) haben sich zu den evangelischen Kirchen ihrer Wohnsitze gehalten und sind so, wohl ohne sich der Gegensätze bewußt zu werden, die einst ihrem Stammvater Matthäus das Leben schwer gemacht haben, reformierten Bekenntnisses geworden. Die Nachkommen von Friedrichs Bruder Franz Karl Tilemann (VII. 33) sowie die Enkel des Landrats Ernst Avenarius (VI. 31) sind infolge katholischer Heiraten ihrer Väter der katholischen Konfession zugeführt worden. Unsere Familie zählt mithin unter ihren Gliedern Lutheraner, Unierte, Reformierte, Katholisierte, Amerikanisierte, Polonosierte und, wenn, wie nicht unwahrscheinlich, die russische Familie eines Stammes mit uns ist, auch Russifizierte und Griechische Katholiken. Kaum das herzogliche Haus Koburg stellt eine Musterkarte von bunterer Mannigfaltigkeit dar. Nur hat uns allezeit der bei solcher Anpassung bewiesene Geschäftssinn dieses erlauchten Hauses gefehlt. Zum Glück sind wir aber auch vor den in ihm üblichen Familienskandalen verschont geblieben.

Ich lasse nun eine Uebersicht über das Gesamtgeschlecht folgen. Ich gebe sie — ebenso wie später die Ueberschau über unsre Namensverwandten aus Eger, Witzenhausen und in Rußland — so vollständig wie möglich. Nur diejenigen Kinder habe ich fortgelassen, welche nachweislich vor dem sechzehnten Lebensjahre verstorben sind; wo dieser Nachweis nicht erbracht werden konnte, sind ihre Namen genannt, aber ebenso mit dem Zeichen w. u. („weiteres unbekannt") versehen worden, wie die Namen derjenigen Familienglieder, welche zwar im Alter von mehr als fünfzehn Jahren noch einmal auftauchen, über deren weiteres Schicksal aber nichts zu ermitteln gewesen ist.

Da die neuere genealogische Wissenschaft Gewicht auf die Zahl der einem Familienmitgliede überhaupt geborenen Kinder legt, ist diese Zahl, soweit sie sicher feststeht, da in Klammer besonders beigefügt worden, wo sie mit der Anzahl der namentlich aufgeführten Kinder nicht übereinstimmt.

Die Töchter, hin und wieder aber auch kinderlos verstorbene Söhne, von denen nichts besonderes zu berichten war, sind des beschränkten Raumes wegen in den beigegebenen Stammtafeln nicht aufgeführt und nur unter den Kindern ihres Vaters — und somit auch unter des Vaters Stammtafelnummer — mit verzeichnet werden.

t. bedeutet „getauft", ○ „in erster", ○○ „in zweiter Ehe vermählt mit . .".

Erstes Geschlecht

1. **Hans Habermann** (Hofermann, Haffermann), Bürger, Weißgerber und Fellhändler zu Eisenach.
* (Jülich?) . . . † nach 1641. Was über sein Leben bekannt ist, habe ich S. 3—6 mitgeteilt.
○ . . . Elisabethe Beinhard. (w. u.)

Kinder, t. Eisenach: a. Katharina 5. 3. 1618. (w. u.) — b. Dorothea 23. 5. 1620. (w. u.) — c. Anna 16. 7. 1622. (w. u.) — d. Matthes II. 2. — e. Katharina 9. 1. 1628. (w. u.) — f. Hans II. 3. — g. Johannes II. 4. — h. Elisabethe 31. 1. 1638. (w. u.)

Zweites Geschlecht

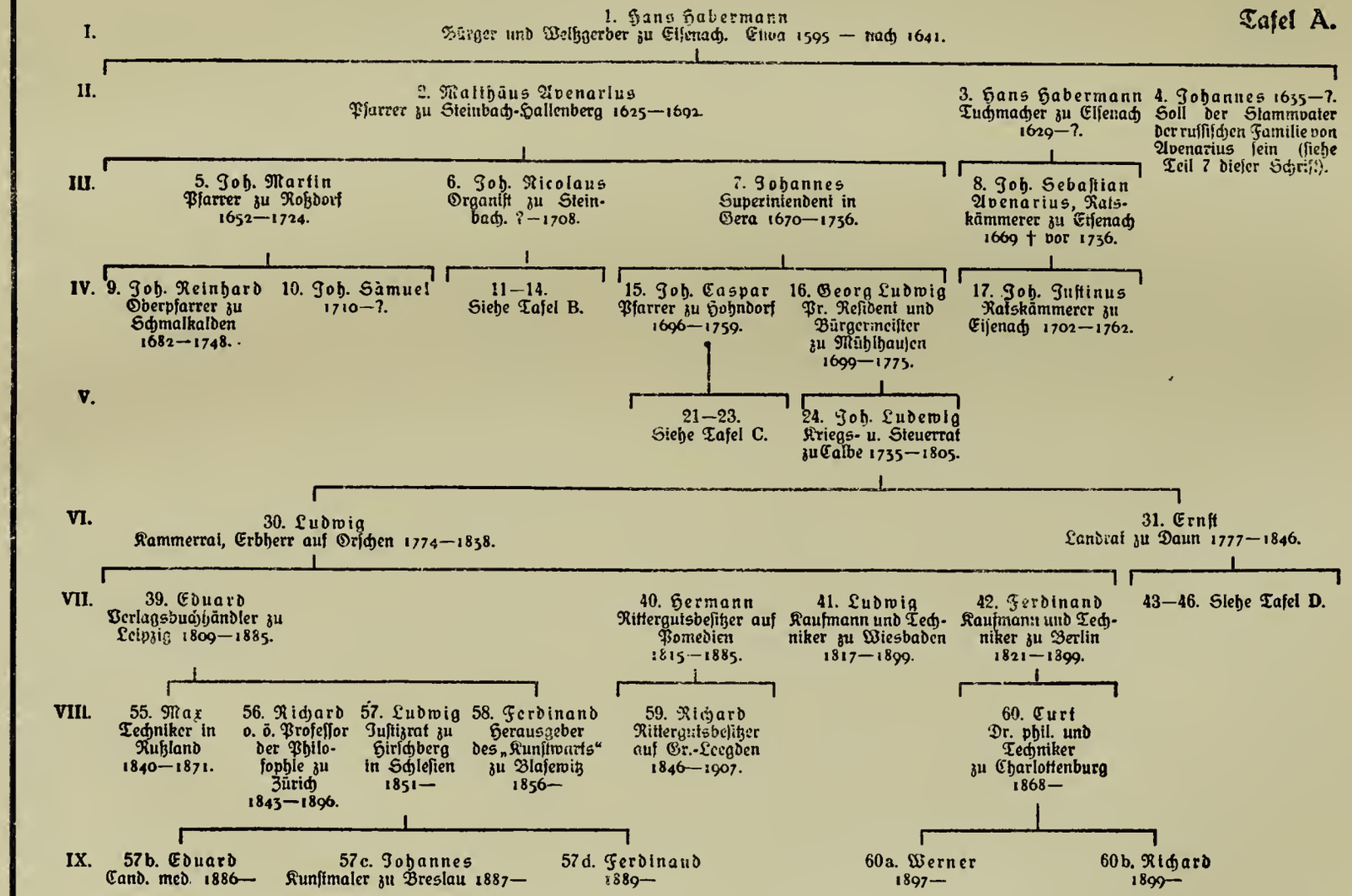
Hans Habermanns Söhne

2. **a. Matthäus Avenarius,** luth. Pfarrer zu Steinbach-Hallenberg.
t. Eisenach 22. 2. 1625. † Steinbach 24. 4. 1692. Das Leben des Matthäus ist Seite 1—15 geschildert. (Matthes Habermanns Taufe und Eltern. S. 3—5. Eisenach im dreißigjährigen Kriege S. 4—6. Matz Habermann wandelt sich beim Eintritt in die Lateinschule in Matthäus Avenarius S. 5. Drangsale 1642, Flucht nach Koburg und Eintritt ins Casimirianum S. 6. Studium in Marburg und Leipzig. Informatorzeit S. 6. 1650 Berufung als Kantor und Collega tertius nach Schmalkalden S. 7. Matthäus Heirat und Kinder S. 7. Calvinische Gegenreformation in Schmalkalden S. 7—10. Matthäus wird 1662 Pfarrer in Steinbach-Hallenberg S. 10. Seine Verdienste um Kirche und Schule S. 11. Zweite Ehe 1675 S. 11. Sein Schwiegervater „Doktor Meerrettig" S. 12. Musikalische und poetische Bestrebungen S. 12—14. Der wiedergefundene Foliant S. 14. 15. Schriften S. 15. Tod S. 15.)

○ Schmalkalden 4. 5. 1654 Margarethe, * Schmalkalden 10. 4. 1635 † Steinbach 23. 9. 1673, Tochter des Ratskämmerers und Weinschenks Balthasar Ender und der Ursula geb. Pfannstiel in Schmalkalden. — ○○ Steinbach 1675 Magdalene Sabine, * . . . † . . ., Tochter des Volkmar Schellhaas (Schellhauß) von Koburg, Schullehrers zu Oberschönau.

Kinder I. Ehe (3 S. 6 T.): a. Joh. Martin III. 5. — b. Anna Margaretha, * Schmalkalden . . . (w. u.) — c. Joh. Nicolaus III. 6. —

Tafel A.


I.
1. Hans Habermann
Bürger und Weißgerber zu Eisenach. Etwa 1595 — nach 1641.
II.
2. Matthäus Avenarius
Pfarrer zu Steinbach-Hallenberg 1625—1692.
3. Hans Habermann
Tuchmacher zu Eisenach
1629—?.
4. Johannes 1635—?.
Soll der Stammvater der russischen Familie von Avenarius sein (siehe Teil 7 dieser Schrift).
III.
5. Joh. Martin
Pfarrer zu Roßdorf
1652—1724.
6. Joh. Nicolaus
Organist zu Steinbach. ?—1708.
7. Johannes
Superintendent in Gera 1670—1736.
8. Joh. Sebastian Avenarius, Ratskämmerer zu Eisenach
1669 † vor 1736.
IV.
9. Joh. Reinhard
Oberpfarrer zu Schmalkalden
1682—1748.
10. Joh. Samuel
1710—?.
11—14.
Siehe Tafel B.
15. Joh. Caspar
Pfarrer zu Hohndorf
1696—1759.
16. Georg Ludwig
Pr. Resident und Bürgermeister zu Mühlhausen
1699—1775.
17. Joh. Justinus
Ratskämmerer zu Eisenach 1702—1762.
V.
21—23.
Siehe Tafel C.
24. Joh. Ludewig
Kriegs- u. Steuerrat zu Calbe 1735—1805.
VI.
30. Ludwig
Kammerrat, Erbherr auf Orschen 1774—1838.
31. Ernst
Landrat zu Daun 1777—1846.
VII.
39. Eduard
Verlagsbuchhändler zu Leipzig 1809—1885.
40. Hermann
Rittergutsbesitzer auf Pomedien
1815—1885.
41. Ludwig
Kaufmann und Techniker zu Wiesbaden
1817—1899.
42. Ferdinand
Kaufmann und Techniker zu Berlin
1821—1899.
43—46. Siehe Tafel D.
VIII.
55. Max
Techniker in Rußland
1840—1871.
56. Richard
o. ö. Professor der Philosophie zu Zürich
1843—1896.
57. Ludwig
Justizrat zu Hirschberg in Schlesien
1851—
58. Ferdinand
Herausgeber des „Kunstwarts“ zu Blasewitz
1856—
59. Richard
Rittergutsbesitzer auf Gr.-Leegden
1846—1907.
60. Curt
Dr. phil. und Techniker zu Charlottenburg
1868—
IX.
57b. Eduard
Cand. med. 1886—
57c. Johannes
Kunstmaler zu Breslau 1887—
57d. Ferdinand
1889—
60a. Werner
1897—
60b. Richard
1899—

d. Anna Maria, t. Schmalkalden 17. 2. 1659. (w. u.) — e. Anna Gertrud, t. Steinbach 20. 9. 1667. (w. u.) — f. Johannes III. 7.

Kinder II. Ehe: 3 Töchter (w. u.).

3. **b. Hans Habermann d. J.,** Tuchmacher zu Eisenach.
t. Eisenach 8. 4. 1629. † . . . ○ Eisenach 16. 8. 1658 Katharina, Georg Raschs Tochter. Der Schwiegervater dürfte der bei Peter S. 63 als „Mietling" genannte Tuchmacher sein.

Kinder (2 S. 1 T.), t. Eisenach: a. Katharina . . . 1659. (w. u.) — b. Valentin 31. 12. 1663. (w. u.) — c. Johann Sebastian III. 8.

4. **c. Johannes Habermann (Avenarius?).**
t. Eisenach 16. 1. 1635. † . . . (w. u.) Soll nach Ueberlieferung der russischen Familie Avenarius (siehe den siebenten Teil dieses Buchs) als Lehrer der Theologie an die von Christine von Schweden gestiftete Universität Åbo berufen und Stammvater dieser Familie geworden sein.

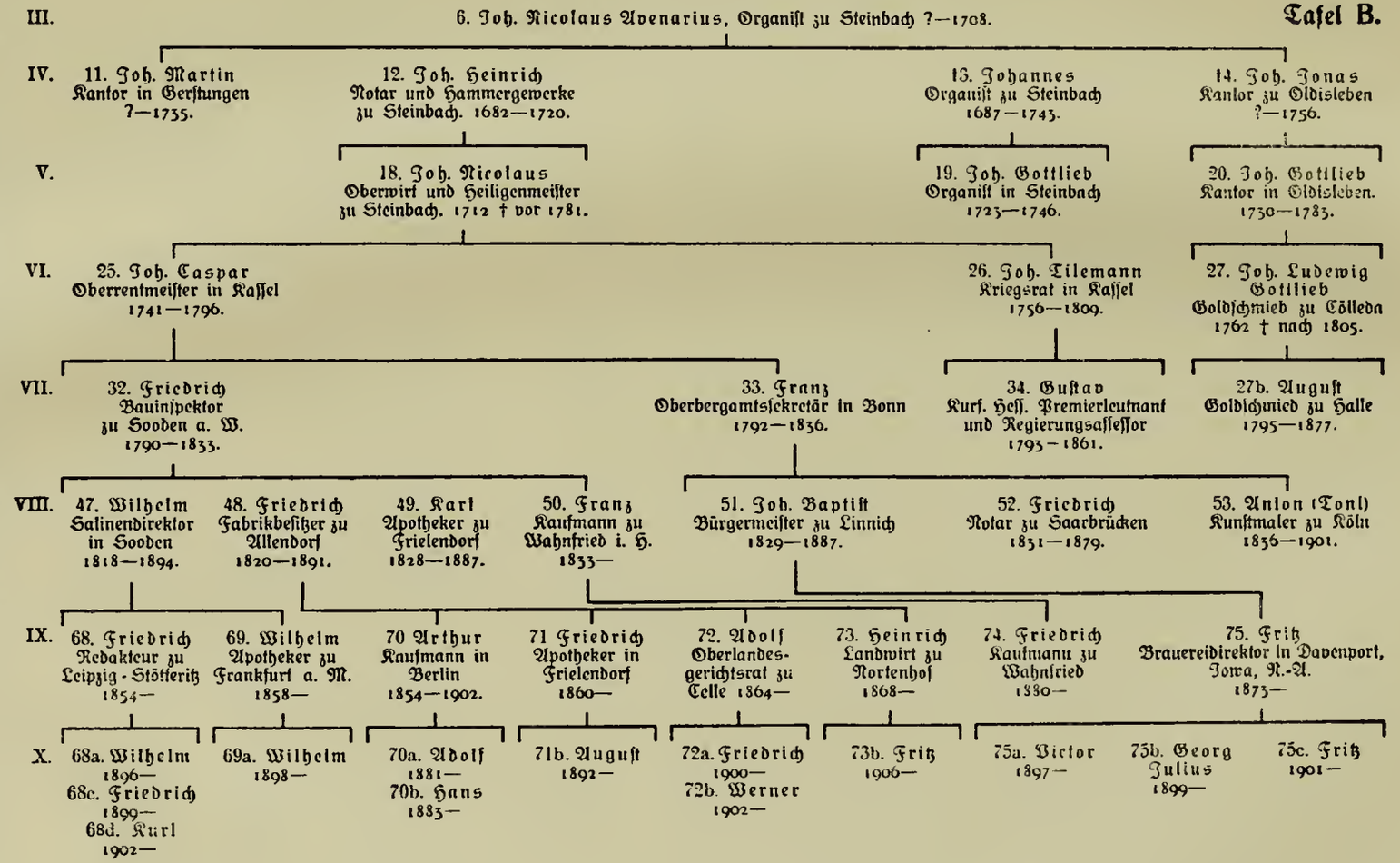
Drittes Geschlecht

A. Die Söhne des Pfarrers Matthäus Avenarius von Steinbach-Hallenberg (II. 2)

5. **a. M. Johann Martin,** Pfarrer zu Roßdorf in der Rhön.
Literatur: Geisthirt, Smalc. lit. und Historia Smalc. — * Schmalkalden 5. 4. 1652, begr. Roßdorf 3. 1. 1724.

In seinen S. 14 erwähnten Aufzeichnungen erzählt Martins Vater Matthäus, daß sein Aeltester am 15. 7. 1662 bei einem gefährlichen Sturze wie durch ein Wunder bewahrt blieb. Matthäus fährt fort: „Diesen meinen Sohn habe ich sobalden Deo consecriret, in die Lutherische Schule gen Schmalkalden verschicket, ferner" — 1667 — „ad illustre Collegium Saxo-Portense, item" — 1670 — „ad Gymn. Swinfurtense und endlich, da er seine Fundamenta ziemlich geleget, ad academiam Jenensem verschicket." Der damals noch viel umständlichere Wechsel der Schulen gibt zu denken. In Jena wurde Martin am 9. 2. 1671 immatrikuliert, am 20. 8. 1672 promovierte er bereits „in magistrum." Am 21. 2. 1673 bezog Martin die Straßburger Universität, um dort die namhaften Theologen Sebastian Schmidt, Faust und Balthasar Bebel zu hören. Diese Studien, aber auch eine schwere Krankheit hielten Martin in Straßburg länger als beabsichtigt fest. Dann kehrte er, da die wunderschöne Stadt eine „sedes belli ward und dadurch Theuerung und andere incommoditet veruhrsachete", am 12. 4. 1675 nach Steinbach zurück, wo er die Mutter nicht mehr am Leben traf und dem Vater geholfen haben mag. Wie wir S. 11 gesehen haben, setzte es Martin auch durch, daß sich der Vater am 22. Juli 1678 die förmliche Substitution des Sohns gefallen ließ. Auf die hieraus entspringende überaus geringe Einnahmequelle hin heiratete Martin alsbald am Dienstag nach Trin. 1679 Martha Regina, Tochter des Pfarrers Johannes Mylius in

Tafel B.


III.
6. Joh. Nicolaus Avenarius, Organist zu Steinbach ?—1708.
IV.
11. Joh. Martin
Kantor in Gerstungen
?—1735.
12. Joh. Heinrich
Notar und Hammergewerke
zu Steinbach. 1682—1720.
13. Johannes
Organist zu Steinbach
1687—1743.
14. Joh. Jonas
Kantor zu Oldisleben
?—1756.
V.
18. Joh. Nicolaus
Oberwirt und Heiligenmeister
zu Steinbach. 1712 † vor 1781.
19. Joh. Gottlieb
Organist in Steinbach
1723—1746.
20. Joh. Gottlieb
Kantor in Oldisleben.
1730—1783.
VI.
25. Joh. Caspar
Oberrentmeister in Kassel
1741—1796.
26. Joh. Tilemann
Kriegsrat in Kassel
1756—1809.
27. Joh. Ludewig
Gottlieb
Goldschmied zu Cölleda
1762 † nach 1805.
VII.
32. Friedrich
Bauinspektor
zu Sooden a. W.
1790—1833.
33. Franz
Oberbergamtssekretär in Bonn
1792—1836.
34. Gustav
Kurf. Hess. Premierleutnant
und Regierungsassessor
1793—1861.
27b. August
Goldschmied zu Halle
1795—1877.
VIII.
47. Wilhelm
Salinendirektor
in Sooden
1818—1894.
48. Friedrich
Fabrikbesitzer zu
Allendorf
1820—1891.
49. Karl
Apotheker zu
Frielendorf
1828—1887.
50. Franz
Kaufmann zu
Wahnfried i. H.
1833—
51. Joh. Baptist
Bürgermeister zu Linnich
1829—1887.
52. Friedrich
Notar zu Saarbrücken
1831—1879.
53. Anton (Toni)
Kunstmaler zu Köln
1836—1901.
IX.
68. Friedrich
Redakteur zu
Leipzig-Stötteritz
1854—
69. Wilhelm
Apotheker zu
Frankfurt a. M.
1858—
70 Arthur
Kaufmann in
Berlin
1854—1902.
71 Friedrich
Apotheker in
Frielendorf
1860—
72. Adolf
Oberlandes-
gerichtsrat zu
Celle 1864—
73. Heinrich
Landwirt zu
Nortenhof
1868—
74. Friedrich
Kaufmann zu
Wahnfried
1880—
75. Fritz
Brauereidirektor in Davenport,
Iowa, N.-A.
1873—
X.
68a. Wilhelm
1896—
68c. Friedrich
1899—
68d. Kurt
1902—
69a. Wilhelm
1898—
70a. Adolf
1881—
70b. Hans
1883—
71b. August
1892—
72a. Friedrich
1900—
72b. Werner
1902—
73b. Fritz
1906—
75a. Victor
1897—
75b. Georg
Julius
1899—
75c. Fritz
1901—

Zella St. Blasii. Zum Glück für alle Theile erhielt der junge Ehemann schon 1681 das Pfarramt in dem Meiningischen Dorfe Roßdorf, das er fast 43 Jahre hindurch bis zu seinem Tode verwaltet hat. Vielleicht stammen die jüngeren Kinder von einer zweiten Frau, über die wir aber nichts wissen.

Außer den in Roßdorf getauften Kindern hat Martin wenigstens noch drei Töchter gehabt, die wohl in Steinbach getauft, in Roßdorf geheiratet haben: a. Maria Elisabeth ○ 21. 10. 1705 Heinrich Josias Reinhardi, Jur. utr. Cand. und Gerichtsverwalter in Völkershausen, Sohn des luth. Archidiakonus Josias Sebastian R. in Schmalkalden. — b. Elisabethe Maria Ernestine ○ 30. 5. 1714 Joh. Phil. Wahl, Med. Dr. et pract. in Schmalkalden. — c. Christiane Susanne ○ 29. 10. 1726 Joh. Albert Jacob Grimm, Stud. theol., der vielleicht ein Vorfahre der Brüder Wilhelm und Jacob Grimm gewesen ist.

Die in Roßdorf getauften Kinder (6 S. 7 T.) sind:
d. Johann Reinhard, IV. 9. — e. Barbara Sidonie, t. 23. 9. 1687 ○ Roßdorf 24. 7. 1708 Johann Gesell, Jur. utr. Cand. in Salzungen. ○○ Roßdorf 22. 7. 1720 Martin Rommel, Bürger und Goldschmied in Salzungen. — f. Anna Regina, t. 26. 4. 1692. (w. u.) — g. Johann Christian, t. 4. 11. 1700. Wird in Jena 20. 4. 1720 immatrikuliert und von Goldner 1723 als cand. med. genannt. (w. u.) — h. Caroline Christine t. 16. 8. 1706. (w. u.) — i. Eleonore Hedwig, t. 17. 3. 1708 ○ Roßdorf 26. 10. 1735 Cornelius Farher (?), Verwalter des Geysoischen Gutes in Roßdorf. — k. Johann Samuel IV. 10.

6. **b. Johann Nicolaus,** Organist und Schulkollega in Steinbach-Hallenberg.
* Schmalkalden etwa 1654 † Steinbach 1708. Er hatte des Vaters musikalische Neigungen geerbt und erlernte, in den Schulen zu Meiningen und Schweinfurt vorgebildet, die Musik beim Stadtorganisten Meders in Schmalkalden. 1675 wurde er Lehrer und Organist an der Kirche zu Steinbach, an welcher sein Vater Pfarrer war. 1676 heiratete er Katharina, * 1656, Tochter des Knabenschulmeisters und Kantors Nicolaus Kister und der Marie N. N. in Mehlis. Seine Wittwe starb 25. 12. 1720 bei einem Besuch im Hause ihres ältesten Sohnes zu Gerstungen.

Als Kinder sind ersichtlich: a. Johann Martin IV. 11. — b. Johann Heinrich IV. 12. — c. Johannes IV. 13. — d. Johann Jonas IV. 14.

Ein 23. 4. 1723 in Jena immatrikulierter Joh. Jacob Avenarius aus Steinbach (w. u.) dürfte gleichfalls ein Sohn des Joh. Nicolaus sein.

7. **c. Johannes,** Magister der freien Künste, Pfarrer, Landessuperintendent, Assessor consistorii primarius, Professor theol. publicus zu Gera.
* Steinbach 6. 11. 1670 † Gera 11. 12. 1736. Lebensabriß S. 16—33. (Johannes Selbstbiographie. Schuljahre S. 16. 1689—1692 Studium in Jena. Promotion zum Magister S. 17. Erstes Pfarramt in Berka a. W. S. 17. 18. 1702 Berufung nach Schmalkalden S. 18. Johannes wird 1723 als Landessuperintendent und Professor der Theologie nach Gera berufen S. 18. 21.

Goldners Programm De claris Avenariis S. 21. Amtseinkünfte in Gera S. 22. Die pietistische Bewegung S. 22. 23. Johannes Beziehungen zu August Hermann Francke S. 23. 24. Johannes Verdienste um das deutsche Kirchenlied S. 25. 26. Sein „Geraisches Gesangbuch" eine kritische Anthologie S. 26. Die Austreibung der Salzburger Protestanten und ihr Durchzug durch Gera 1732 S. 26. 27. Das „Liebthätige Gera" (Verfasser: Johannes?) und Goethes „Hermann und Dorothea" S. 28. Das „Kreuz" der einzigen Tochter S. 29. Tod und Trauerschriften S. 29. Gedächtnismünze und Bildnisse S. 30. Schriften S. 31—33).

○ Markstuhl 15. 10. 1694 Anna Sophia, * Ruhla 1. 1. 1677 † Gera 12. 5. 1735, Tochter des Pastors M. Joh. Caspar Rebhan und der Anna geb. Thym in Markstuhl. Ueber ihre Familie vgl. S. 211.

Kinder (4 S., 1 T.): a. Johann Caspar IV. 15. — b. Georg Ludwig IV. 16. — c. Katharina Sophie * Schmalkalden 6. 3. 1703 † . . , ○ Gera 15. 5. 1725 Heinrich August Albrecht, Kauf- und Handelsherr zu Gera (* Gera 27. 8. 1698 † daselbst 30. 12. 1736).

B. Der Sohn des Tuchmachers Hans Habermann von Eisenach (II. 3)

8. Johannes Sebastian.

t. Eisenach 28. 4. 1669. Wurde am 6. 2. 1691 in Jena als Avenarius immatrikuliert und behielt mit seinen Nachkommen diesen Namen bei. Er wird in Eisenach 1699 als Notarius publ. Caes., dann als Juris practicus erwähnt. † dort vor 1736 als „E E. Raths Kämmerer und Stadtschreiber". Drei Söhne sind ihm in Eisenach getauft: a. Johann Georg, t. 30. 10. 1699, ward 11. 4. 1720 in Jena immatrikuliert. (w. u.) — b. Johann Justinus IV. 17. — c. Christian Heinrich t. 11. 10. 1705, der vor 14. 9. 1736 gestorben sein muß.

Viertes Geschlecht

A. Die Söhne des Pfarrers Joh. Martin Avenarius von Roßdorf (III. 5)

9. a. Joh. Reinhard, Oberpfarrer zu Schmalkalden.

t. Roßdorf 22. 1. 1682 † Schmalkalden 3. 4. 1748. Literatur: Geisthirt, Historia Smalc., Zeitschr. für Hennebergische Geschichte 1889, Heft 6 S. 107—118. Suppl. Heft VI. S. 61 ff.

Joh. Reinhard besuchte 1690—1701 das Gymnasium zu Gotha. Ward 30. 9. 1701 in Jena immatrikuliert. Disputierte publice unter seinem Lehrer und Gönner D. Phil. Müller über Brückners Casus conscientiae, wurde auch in die Zahl der Prediger an der Paulinerkirche, die sich aus zwölf Magistern und Studenten zusammen setzten, aufgenommen. Dabei hatte er alle drei Wochen vor dem berühmten D. Hebenstreit in der Stadtkirche zu predigen. 1704 legte Joh. Reinhard in Meiningen das theologische Examen ab. Er war zunächst Informator bei zwei jungen Freiherren Riedesel, sodann bis 1707 ohne Ordi-

nation „Cabinetsprediger“ der Baronin Anna Sidonie Riedesel geb. von Reckrod auf Sickendorf bei Lauterbach in Oberhessen. Auf Peter und Paul 1707 wurde Joh. Reinhard als Pfarrer zu Buchenau in Hessen eingeführt. 1715 folgte er einem Rufe nach Steinbach-Hallenberg, wo sein Großvater so lange im Segen gewirkt hatte. Er baute hier die Sakristei an die Kirche an, förderte den Bau einer neuen Orgel, ließ die dritte Empore mit Bildern schmücken, zu denen er die Verse verfaßte — kurz, er regte sich an lieber Stätte behaglich.

Da starb 1730 der lutherische Oberpfarrer und Inspector Neunesius zu Schmalkalden. Von jeher waren das Primariat und Inspectorat d. h. die Superintendentengeschäfte in einer Hand gewesen, trotz des umfangreichen Amtsbereichs des Primarius: gehörten doch zum Schmalkalder lutherischen Pfarramt nicht weniger wie sechzehn Dörfer oder Filialen, von denen sechs sogar eigne Kirchen und Pastoren hatten. Jetzt wurde von der Gemeinde in Schmalkalden Joh. Reinhard Avenarius zum Oberpfarrer gewählt, der Diakonus Joh. Val. Merkel in Schmalkalden aber zum Inspektor der Schmalkalder Kirche vom Landgrafen ernannt. Schon die Art, wie der Oberpfarrer eingeführt wurde, ließ den braven Geisthirt Trübes ahnen. Das geschah, sagt er, „nicht auf gewöhnliche Weise, nämlich daß die Pastores und Schuldiener auf dem Lande in der Kirche erschienen und solche nebst den Herren Collegae der lutherischen Stadtschule ihm gratulieren müssen und nach vollendeter Introduction ein convivium ritu consueto auf dem Rathhaus gehalten worden. Denn dies blieb alles weg, sondern, da der Herr Avenarius den 26. Juli seine Predigt, welche zwei Stunden über Ps. 34 V. 12 gedauert, gehalten und er von Hrn. Diacono Merkel investiert worden“ (der selbst noch gar nicht als Inspektor investiert war), „gingen die Herrn des Raths von einander und war von einem convivio nichts zu hören, indem die Reformati darwider protestirten, vorgebend, weil bei der instehenden Introduction des Diaconi und Inspectoris eine Mahlzeit gegeben werden müsse, so könnte man die Stadt nicht mit doppelter Ruthe strafen. Jedoch damit man in der Sache auch nicht gar zu wenig thun möchte, kamen etliche lutherische Rathsherrn in des Kämmerers Buchhorsten Haus“ (der späteren Rosenapotheke) „zusammen und stellten eine Collation an, ohne noch zu wissen, auf welche Kosten solche geschehe.“

Der Anlaß zur Trennung beider Aemter hat, wie es scheint, darin gelegen: Avenarius hatte bei der Pfarrwahl 537 Stimmen, Merkel 268 Stimmen erhalten. Man mag in Kassel dies Ergebnis nicht vorausgesehen und Merkel, der sich anscheinend bei den Reformierten liebes Kind zu machen gewußt hatte, voreilige Zusagen gemacht haben, die man jetzt irgendwie einlösen wollte. Man mochte auf die Friedlichkeit beider Gottesmänner vertrauen und unterließ es, hinsichtlich der Amtsgewalt wie der Einkünfte eine klare Scheidung eintreten zu lassen. Die Halbheit rächte sich schwer: „Was vor eine Scena gespielt und welches unselige Wesen, Streit, Verwirrung, Verbitterung und Uneinigkeit durch die Separation verursacht ist“, mag man bei Geisthirt im einzelnen nachlesen.

Beide Geistliche waren offenbar streitbare Männer, Avenarius vom Vertrauen der Gemeinde getragen, Merkeln wurde durch die Reformierten und die Landesherrschaft der Nacken gesteift. Die ganze Stadt war in zwei Lager gespalten, Flugblätter flogen hinüber und herüber. Der Rat, die Kirchenseniores, die Zünfte und die Mehrzahl der eingepfarrten Dörfer schickten sogar auf gemeinschaftliche Kosten zwei vom Herzog von Gotha mit einem warmen Empfehlungsschreiben ausgerüstete Abgesandte an den inzwischen auf den schwedischen Königsthron gelangten Landgrafen Friedrich nach Stockholm, um mit persönlichen Vorstellungen für Avenarius zu wirken. Die Gesandten haben — was bei ihrer Rückkehr recht peinlich empfunden wurde — zwar 350 fl. über die bewilligten Gelder hinaus verausgabt, aber nichts erreicht. Der reformierte Stadtschultheiß Ambrosius ging soweit, Schmalkalder Bürger, die, „weil sie vor Avenarius und sein Amt sehr portiert waren", dessen Predigt in Filialgemeinden nachgereist waren, deshalb zu bestrafen. Kurzum, viel allzu Menschliches! Ein die Streitfragen leidlich billig regelnder Erlaß vom 25. Januar 1732 vermochte, was einmal geschehen war, doch nicht wieder aus der Welt zu schaffen. Erst als Avenarius am 3. 4. 1748 starb und Merkel ihm zwei Monate darauf ins Grab nachfolgte, glätteten sich die Wogen.

Joh. Reinhards literarische Thätigkeit hat im wesentlichen in der im amtlichen Auftrage erfolgten Redaktion des Schmalkalder Gesangbuchs bestanden, einer Erweiterung der auch hier eingeführten Marburger Liedersammlung. Dies Avenariussche Gesangbuch ist unter dem Titel: „Himmlische Seelenlust oder ordentlich Schmalkaldisches Gesangbuch", bis 1888 vielfach aufgelegt worden und zu Schmalkalden im alleinigen Gebrauch geblieben. Joh. Reinhard hatte die Genugtuung, daß ein von seinem Gegner Merkel privatim herausgegebenes „Schmalkalder Gesangbuch" vom Konsistorium verworfen wurde. (1)

Am 9. 8. 1707 hatte Joh. Reinhards Gönnerin, Freifrau von Riedesel, ihm in Sickendorf die Hochzeit ausgerichtet mit einer Tochter des Mag. Johann Bechstadt, Schulrectors und Collaboratoris ministerii der Reichsstadt Friedberg in der Wetterau, und seiner Gattin Anna Kunigunde geb. Diehl — vermutlich mit der 7. 7. 1669 in Friedberg geborenen Marie Katharina. — Später muß Joh. Reinhard in zweiter Ehe eine Christiane Veronika N. N. geheiratet haben, da diese „seine Eheliebste" am 2. 3. 1735 als Taufpatin erwähnt wird.

a. Tochter I. Ehe: Sidonie Christine, * Buchenau 23. 5. 1708 † angeblich 27. 10. 1774, o M. Michael Heinrich Kobe, * Hildburghausen 5. 2. 1697 (Sohn des Archidiakonus und Superintendenten Michael Kobe in Eisfeld und der Marie Katharina geb. Sternbeck). Michael Heinrich Kobe hatte von 1718 ab in Wittenberg und Jena studiert und ward 1728 Stadtdiakonus in Hildburghausen. Begr. dort 20. 3. 1732.

— (1) — Vgl. J. G. Holzapfel, Insp. zu Schmalkalden, Nachricht von dem . . . neuen Gesangbuche in den Hess. Kass. Landen, . . . Schmalkalden 1787. S. 10. — Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen. Marburg 1876. II. S. 310.

b. Sohn II. Ehe: Julius Christian Gottfried, t. Schmalkalden 18. 3. 1740. Dieser ward, wohl weil er in Eisenach das Gymnasium besucht hatte, als „Isenac." am 28. 10. 1760 in Jena immatrikuliert, scheint aber früh gestorben zu sein. (w. u.)

10. **b. Joh. Samuel.**
t. Roßdorf 23. 8. 1710. Goldner führt ihn 1723 als alumnus scholae Salzungensis auf. (w. u.)

Am 28. 10. 1756 wurde in Homburg in Hessen ein dimittierter Regimentsfeldscherer Samuel Avenarius beerdigt, angeblich 60 Jahre alt. Dieser wird identisch sein mit dem im Kirchenbuch der reformierten Gemeinde Möllenbeck, Grafschaft Schaumburg, am 5. 6. 1759 genannten „weiland gewesenen Regimentschirurgus in Prinz Georgs Regiment Samuel Avenarius", dessen Sohn Johannes, „zeitiger Küster" zu Möllenbeck, an jenem Tage Charlotte Henriette, weiland Simon Heinrich Reuters, Pastors zu Bega, nachgel. Tochter geheiratet hat. Beiden wurde in Möllenbeck am 26. 7. 1760 ein Kind Charlotte Friederike Adolphine geboren. Johannes ward 1764 an die Provinzialschule nach Detmold berufen. Weniger die Angabe des Alters bei der Begräbnisnotiz — solche Angaben sind vielfach irrtümlich —, als daß der Sohn reformierter Kirchenbeamter war, läßt bezweifeln, daß jener Regimentschirurg der Sohn Joh. Martins gewesen ist.

B. Die Söhne des Organisten Joh. Nicolaus Avenarius von Steinbach-Hallenberg (Ill. 6)

11, **a. Joh. Martin,** Kantor zu Gerstungen.
* Steinbach um 1680 † Gerstungen 27. 4. 1735. In Jena immatrikuliert 4. 2. 1700, begegnet er uns 1709 als Kantor in Gerstungen. In diesem Amte ist er bis zu seinem Tode geblieben. ○ Gerstungen 26. 10. 1712 Christiane Johanne Katharine († ebenda 20. 7. 1730), Tochter des Amtsschreibers Joh. Leonhard Wiedemann zu Gerstungen († 15. 10. 1711).

Kinder (2 S. 6 T.), * zu Gerstungen: a. Johanna Katharina Elisabetha, * 10. 7. 1715 † Gerstungen 28. 10. 1761, ○ Gerstungen 1. 6. 1735 Konrad Hildebrandt, Kantor und Amtsnachfolger ihres Vaters zu Gerstungen († Neustadt a. W. 20. 3. 1794). (1) — b. Johannetta Margaretha, * 24. 12. 1719 † Gerstungen 12. 9. 1758, ○ ebenda 25. 4. 1741 Joh. Adam Döbling, Töpfer in Gerstungen († dort 20. 5. 1772). — c. Johanna Rosina, * 21. 9. 1724, ○ Gerstungen 19. 9. 1747 Johannes Bühl, „Fürstl. Gastwirth" in Gerstungen. — d. Katharina Elisabeth, * 20. 7. 1730. Stand 1748 Gevatter. (w. u.)

12. **b. Joh. Heinrich,** Notarius publicus, Juris practicus und Hammergewerke zu Steinbach-Hallenberg.

— (1) — Kinder: aa. Joh. Wilhelm Hildebrandt, seit 1775 Pastor in Neustadt a. W. — bb. Joh. Christiane Wilhelmine, t. 5. 3. 1741 ○ 2. 9. 1766 Joh. Christian Molter, Pfarrer in Fernroda. — cc. Joh. Elisabeth t. 28. 3. 1748. (w. u.)

* Steinbach 27. 5. 1682, begr. dort 9. 1. 1720. Goldner führt ihn 1723 irrtümlich als noch lebend auf.

Hinterließ einen Sohn: Joh. Nicolaus V. 18.

13. c. **Johannes,** Organist und Schulkollege zu Steinbach-Hallenberg. * Steinbach 10. 1. 1687, begr. ebenda 31. 1. 1743. Erhielt seine Vorbildung in Meiningen und Ohrdruf und bezog die Universität in Erfurt, um Theologie zu studieren. Schon nach $1^1/_2$ Jahren kehrte er indes heim, um den kränklichen Vater im Amte zu unterstützen. 1708 ward er dessen Nachfolger als Organist. Er verfaßte um 1729 eine Chronik von Steinbach-Hallenberg, aus welcher der Hennebergische Geschichtsverein in den „Mittheilungen zur Henneberg. Geschichte", Schmalkalden u. Leipzig II. S. 9 ff., Auszüge veröffentlicht hat. In ihr wird u. A. berichtet, wie Landgraf Karl von Hessen am zweiten Kirmeßtage 1715 nach Steinbach gekommen und Johannes ihm „seine unterthänigste Devotion mit einer geringen, soviel in Eyl möglichen Tafelmusik bezeigen" wollen. Der Landgraf sah über den unbeabsichtigt anzüglichen Text 1. Mos. 24 V. 31 („Komm herein, ich habe das Haus geräumt und für die Kameele auch Raum gemacht") gnädigst hinweg, ließ sich die Komposition nachschicken und belohnte den guten Johannes mit sechs Talern.

○ Steinbach 15. 11. 1713 Maria Dorothea May, * Steinbach Januar 1687 begr. ebenda 7. 2. 1743. Sie gebar ihm 7 Kinder, von denen das lückenhafte Kirchenbuch nur die vier jüngsten nennt: a. Anna Christina Kunigunda, * Steinbach 16. 5. 1721. (w. u.) — b. Joh. Gottlieb V. 19. — c. Christian Jacob, * Steinbach 23. 7. 1726. (w. u.) — d. Joh. Christophel, * Steinbach 1. 9. 1730. (w. u.)

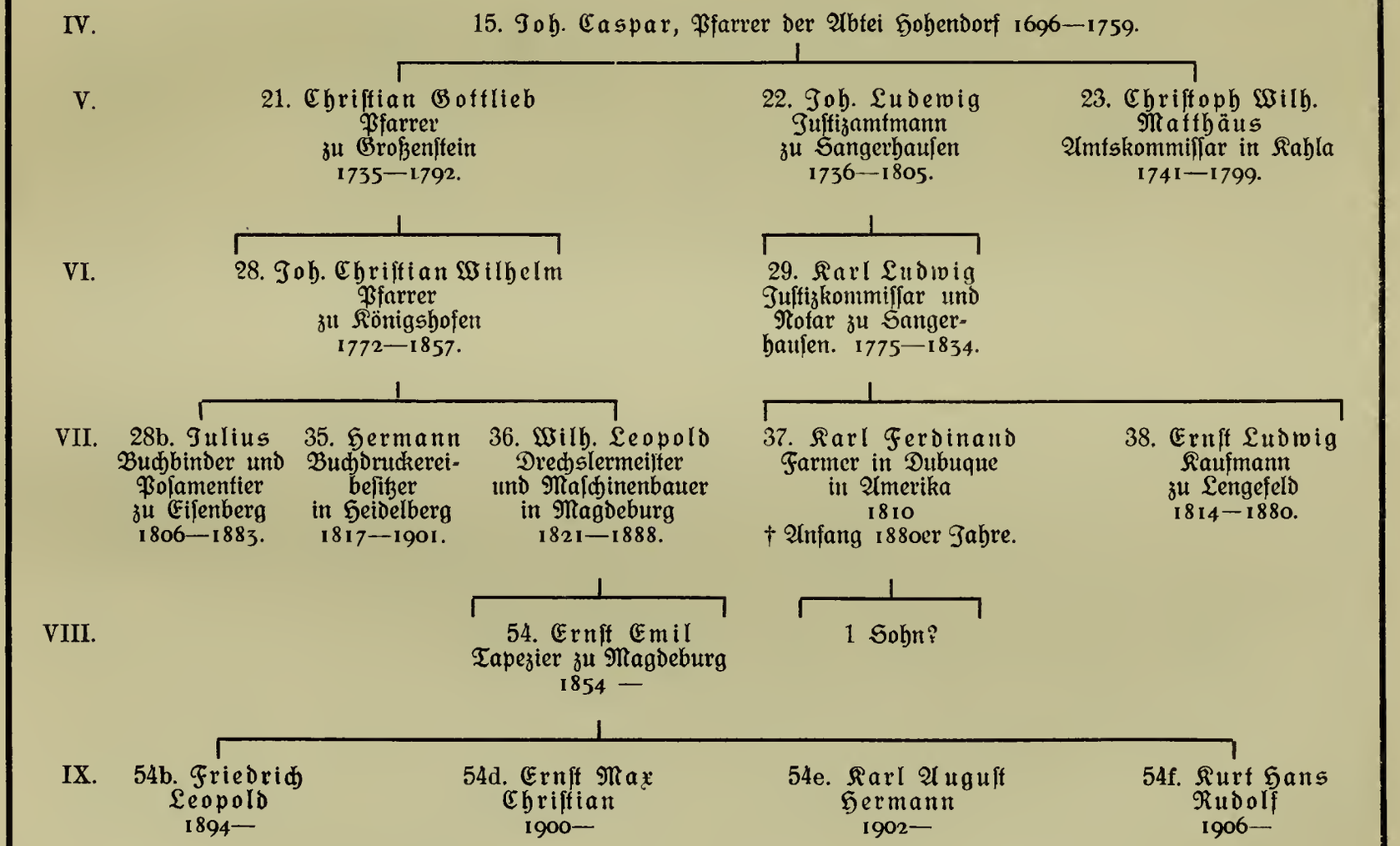
14. d. **Johannes Jonas,** Kantor und Schulcollega zu Oldisleben bei Heldrungen. * Steinbach . . . † Oldisleben 23. 4. 1756. War 1729 Substitut des Knabenschulmeisters Johann Büchner in Gorsleben bei Kölleda; ward 1735 Organist, 1738 zugleich Kantor in Oldisleben. „Ein frommer, fleißiger Mann, der von allen sehr bedauert worden", rühmt ihm das Kirchenbuch nach. ○ Gorsleben 11. 1. 1729 Susanna Magdalene, * Nausitz 9. 9. 1713 † Oldisleben 25. 9. 1779, Tochter des Müllermeisters und Rittergutspächters Johann Schirlitz und der Susanne Marie geb. Haase in Gorsleben.

Kinder, * Gorsleben: a. Johann Gottlieb V. 20. — b. Christine Friederike, * 28. 2. 1735. (w. u.)

C. Die Söhne des Superintendenten M. Johannes Avenarius von Gera (III. 7)

15. a. **Johann Caspar,** Pfarrer der Fürstl. Abtei Hohendorf bei Bürgel. * Berka a. W. 11. 7. 1696 † Hohendorf 24. 5. 1759. Ward 11. 5. 1715 in Jena immatrikuliert, besuchte sodann die Universität in Halle, wo er unter D. Joh. Friedemann Schneider 1720 öffentlich de crimine fidei disputierte. Alsdann Hofmeister bei einem Baron von Creutzburg. 1727 Pfarrer in Hohendorf. ○ Münchenbernsdorf 27. 1. 1733 Christiane Katharina aus Jena, Tochter

Tafel C.



Die Nachkommen Joh. Caspars (IV. 15) sind auch Nachkommen Martin Luthers. (S. 34)

des † Ephraim Gerhard, Jur. utr. Dr. et Prof. publ. ord. in Altdorf, eine Nachkommin Martin Luthers (vgl. S. 34),

Kinder (4 S.), * Hohendorf: a. Christian Gottlieb V. 21. — b. Johann Ludewig V. 22. — c. Christoph Wilhelm Matthäus V. 23.

16. **b. Georg Ludwig,** Röm. Kaiserl. Pfalzgraf, Sr. Kgl. Majestät in Preußen Resident im Thüringischen Kreise und Regierender Bürgermeister der Freien und Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen.
* Berka a. W. 4. 5. 1699 † Mühlhausen 11. 3. 1775. Lebensbeschreibung S. 34 ff. (Studium in Jena und Halle. Advokatur in Mühlhausen S. 35. Die Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen und ihre Verfassungskämpfe S. 35. 36. Georg Ludwig wird Fürstl. Fuldischer wirklicher Lehnsrat und Kommissarius im Thüringischen Kreise S. 36. 1734 Heirat und Kinder S. 37. Grundbesitz S. 37. Georg Ludwig wird Kaiserlicher Pfalzgraf S. 37—39. 1735 tritt er in den Senat S. 39. 1738 Ernennung zum Kgl. Preuß. Residenten und Aufregung der Reichsstadt darüber S. 39—42. Jämmerliche Zustände im Heiligen Reich S. 43. Vertrauen der Bürgerschaft zu Georg Ludwig S. 43. Mühlhausen im siebenjährigen Kriege S. 44. Schwierige Lage Georg Ludwigs S. 44—47. Völlige Erschöpfung der öffentlichen Mittel der Reichsstadt S. 47. Georg Ludwig wird wiederholt Consul und ruiniert durch das preußische Amt seine eigenen Finanzen S. 47. 48. Sein Sohn Joh. Ludewig wird ihm als Kriegsrat beigeordnet S. 47. Georg Ludwigs Tod S. 48. Sein Bildnis S. 48.)
○ Mühlhausen 2. 8. 1734 Johanna Dorothea, t. Mühlhausen 15. 10. 1704 begr. ebenda 15. 6. 1779, Tochter des Archidiakonus Benjamin Eisenhart und der Marie Christiane geb. Falcke zu Mühlhausen. Ueber ihre Familie vgl. S. 212. 213.
Kinder, * zu Mühlhausen: a. Johann Ludewig V. 24. — b. Katharina Sophie, t. 4. 5. 1737 † Calbe a. S. (?) 1812, unvermählt.

D. Der Sohn des Ratskämmerers Joh. Sebastian Avenarius von Eisenach (III. 8)

17. **Joh. Justinus,** Ratskämmerer zu Eisenach.
t. Eisenach 26. 9. 1702. Am 9. 8. 1720 in Jena immatrikuliert. Heiratete in Eisenach 14. 9. 1736 als Cand. jur. „Frau Anna Magdalena, Hrn. Joh. Nicolaus Martini E. E. Raths Cammerschreiber seel. hinterlassene Frau Wittbe". Ward, wie sein Vater, Ratskämmerer der Vaterstadt. Seine „Eheliebste" ward dort 13. 3. 1761 beigesetzt, er selbst 26. 1. 1762. Anscheinend kinderlos.

Fünftes Geschlecht

A. Der Sohn des Notars Joh. Heinrich Avenarius von Steinbach (IV. 12)

18. **Joh. Nicolaus,** Metzger und Oberwirt zu Unter-Steinbach-Hallenberg.
* Steinbach 1712 † Steinbach (?) vor 1781. Wird 1748 als Heiligenmeister und 1756 als Kirchenseniор aufgeführt. Köbrichs Chronik berichtet von

mancherlei Unbill, die ihm im siebenjährigen Kriege widerfahren ist: „1760 20. 5. langten vier Württemberger Husaren in Steinbach an, verlangten vom Vorsteher Geld, erhielten aber nur 4 Tlr. Damit nicht zufrieden, nahmen sie dem Wirt Avenarius sein Pferd ab, das ihnen aber wieder abgetrieben wurde. — 1760. 18. 8. brach die am 14. 8. eingetroffene württemb. Armee von 12000 Mann auf und zog über den Wald weiter, nahm noch acht Geiseln wegen rückständiger Kontribution mit. Ihre letzte Exekution hat übel gehaust, geplündert und die Leute übel zerschlagen, so auch den Vorsteher Jäger und den Wirt Avenarius".

Johann Nicolaus war dreimal verheiratet: ○ Steinbach 1. 4. 1739 Anna Elisabeth Motz (* Steinbach 1717 † ebenda März 1751), ○○ Steinbach 25. 11. 1751 Osanna Reimschüssel verw. Köllmann (* 1727, begr. Steinbach 14. 10. 1760). — ○○○ ? geb. N. N., begr. als Witwe in Steinbach 1. 12. 1781, 68 J. 5 M. 7 T. alt.

Als Kinder, in Steinbach geboren, sind aus dem lückenhaften Kirchenbuch ersichtlich:

I. Ehe: a. Katharina Margarethe, t. 22. 3. 1740. (w. u.) — b. Johann Caspar VI. 25. — c. Magdalene, t. 2. 12. 1743, ○ Steinbach 23. 2. 1764 Wilhelm König. (w. u.) — d. Johann Jonas, t. 8. 2. 1746. (w. u.) — e. Anna Marie, t. 27. 4. 1748. (w. u.)

II. Ehe: f. Johanna Agathe, t. 23. 11. 1752 † . . . 1827. (w. u.) — g. Johann Tilemann VI. 26. — h. Sabine Barbara, t. 24. 4. 1759 † . . . 1829. (w. u.)

B. Der Sohn des Organisten Johannes Avenarius von Steinkirch (IV. 13)

19. **Johann Gottlieb,** Organist und Schulcollega zu Steinbach-Hallenberg. t. Steinbach . 7. 1723, begr. Steinbach 8. 7. 1746. Er war nur drei Jahre lang Amtsnachfolger seines Vaters.

○ Steinbach 27. 11. 1743 Anna Kunigunde, Tochter des Chirurgus und Baders Joh. Reinhard Gerling daselbst. Anscheinend kinderlos.

C. Der Sohn des Kantors Joh. Jonas Avenarius von Oldisleben (IV. 14)

20. **Johann Gottlieb,** Kantor in Oldisleben.
* Gorsleben 16. 4. 1730 † Oldisleben 7. 6. 1783. Amtsnachfolger seines Vaters. ○ Oldisleben 12. 11. 1759 Juliane Christiane Elisabetha, * Oldisleben 28. 1. 1743 † ebenda 20. 2. 1786, Tochter des „hochfürstl. Erbbestandmüllers Joh. Gottfried Rumkwitz in Oldisleben.

Kinder: (5 S. 4 T.) * Oldisleben: a. Dorothea Friederike Christiane, * 3. 11. 1760 ○ ebenda 11. 5. 1786 Friedr. Christ. Haueißen, Schneidermeister in Frankenhausen. — b. Johann Ludewig Gottlieb VI. 27. — c. Joh. Ludowika Elisabetha, * 1. 10. 1764 † Oldisleben 12. 9. 1792 ○ ebenda 26. 9. 1786 Friedr. Rudolf Schöneweck, Schneidermeister in Oldisleben. — d. Joh. Georg Gottlieb, * 10. 11. 1767 † Lauchstädt

13. 3. 1805. Goldschmied. Ledig. Ein verlorener Sohn. — e. Joh. Jacob Gottlieb, * 20. 2. 1770. (w. u.) — f. Karoline Rosine Sophie, * 2. 5. 1777 ○ Oldisleben 21. 4. 1793 den Witwer ihrer im Wochenbett gestorbenen Schwester Schöneweck. Der hierzu nötige Dispens des Gothaer Oberkonsistoriums kostete nicht weniger als 19 Taler. — g. Joh. Friedrich Christian, * 15. 9. 1779. Soll in Kelbra gestorben sein. (w. u.)

D. Die Söhne des Pfarrers Joh. Caspar Avenarius von Hohendorf (IV. 15)

21. **a. Christian Gottlieb,** Pfarrer in Großenstein bei Ronneburg.
* Hohendorf 22. 9. 1735 † Großenstein 8. 5. 1792. Besuchte das Gymnasium in Gera, studierte 1753—1757 in Jena. Fungierte als Informator in Groitzschen, dann in Altenburg. Ward 1771 zum Pfarramt in Heilingen bei Orlamünde berufen und 1777 ans Pfarramt in Bremsnitz bei Roda S.-A. versetzt. 1784 Adjunkt, 1788 Pfarrer in Großenstein. ○ Bürgel 15. 10. 1771 Emilie Sophie; † Heilingen 26. 2. 1775, einzige Tochter des Pastors und Adjunkten M. Joh. Christoph Stern aus Eckolstädt bei Camburg a. S.

Kinder (3 S. 1 T.), * Heilingen: a. Johann Christian Wilhelm VI. 28. — b. Johanna Charlotte Emilie, * 9. 2. 1775, ○ Pölzig S.-A. 4. 5. 1794 Joh. Gottlob Friedr. Lippold, Chirurgus daselbst.

22. **b. Johann Ludewig,** Kurf. Sächs. Justizamtmann zu Sangerhausen.
* Hohendorf 20. 10. 1736 † Sangerhausen 5. 9. 1805. Mit seinen beiden Brüdern am 26. 4. 1753 in Jena immatrikuliert. 1764 Kurf. Sächs. Amtssekretär in Sangerhausen. 1794 Kurf. Justizamtmann daselbst. Wird als ein jovialer Herr geschildert.

○ Sangerhausen 31. 5. 1774 Karoline Friederike Christiane, * Sangerhausen 15. 6. 1743 † daselbst 15. 9. 1797, Tochter des † Kommissionsrats Joseph Theodor Securius und der Joh. Magdalene geb. N. N. ○○ Sangerhausen 8. 2. 1799 Joh. Sophie (?) Magdalene, Wittwe des vor 1788 verstorbenen Kantors Georg Friedrich Einecke geb. Poppe (?) in Nordhausen († Sangerhausen 4. 10. 1808).

Als Sohn I. Ehe (2 S.) überlebte ihn nur Karl Ludwig VI. 29.

23. **c. Christoph Wilhelm Matthäus,** Amtskommissar in Kahla.
* Hohendorf 21. 7. 1741 † Kahla 16. 7. 1799. Ward zugleich mit seinen beiden Brüdern als „Christoph Wilhelm A. aus Hohendorf im Osterlande" in Jena bereits am 26. 4. 1753 immatrikuliert. So junge Studenten waren damals nichts Seltenes. Erst am 30. 11. 1764 legte er die erste juristische Prüfung ab. 1772 wird er als Herzogl. Sachs. Gothaischer und Altenburgischer Hofadvocat in Eisenberg S.-A. aufgeführt. 1773 erhielt er die Gerichtshalterstelle daselbst. Am 21. 2. 1780 ward er zum Amtskommissar in Kahla bestellt. Das dortige Kirchenbuch nennt ihn Joh. Christoph Matthäus und gibt 1799 sein Alter auf 62 Jahre an. An der Identität kann aber kein Zweifel sein. Unverheiratet.

E. Der Sohn des Residenten Georg Ludwig Avenarius von Mühlhausen (IV. 16)

24. **Johann Ludewig,** Kgl. Preuß. Resident zu Mühlhausen i. Th., dann Kriegs- und Steuerrat zu Calbe a. S.
* Mühlhausen i. Th. 12. 6. 1735 † Calbe 12. 12. 1805. Lebensabriß S. 49—57. (Schulpforta um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. K. F. Bahrdt „mit der eisernen Stirn" wird Joh. Ludewigs „Untergesell" S. 49. Joh. Ludewig als Student in Helmstädt und Göttingen S. 49. 50. Er macht als Kornet im Landgräfl. Hessischen Husarenkorps den siebenjährigen Krieg mit S. 50. „Was nun?" Joh. Ludewig Goethes Nebenbuhler bei „Fritzgen"? S. 51. Er wird 1771 dem Vater als Kriegsrat in den Residentengeschäften beigeordnet S. 51. Joh. Andreas Hertzog S. 51. 52. Joh. Ludewigs Heirat S. 52. C. A. Hübners Hochzeitscarmen S. 52. Joh. Ludewig wird 1775 Kgl. Preuß. Resident. Seine Erfolge im Amt S. 53. 1781 Kriegs- und Steuerrat in Calbe S. 53. Kinder S. 54. Persönlichkeit. Die „liebe Gustell". Tod 57.)

○ Magdeburg 20. 7. 1773 Auguste Agnes, * Magdeburg 18. 12. 1748 † Calbe a. S. 13. 4. 1798, Tochter des Kammerrats Joh. Andreas Hertzog und der Friederike Wilhelmine geb. Zorn in Magdeburg. Ueber ihre Familie vgl. S. 214. 215.

Kinder (3 S. 2 T.): a. Joh. Ludwig Karl August VI. 30. — b. Joh. Ernst Karl Friedrich VI. 31. — c. Christiane Wilhelmine Karoline Sophie Charlotte, * Calbe 20. 7. 1782, ○ Calbe 4. 12. 1803 Joh. Heinrich Hummel, Fabrikbesitzer in Eilenburg, dann in Wettin, später Kaufmann in Wien, Sohn des Spezialsuperintendenten Wendelin Hummel in Blaubeuren. Siehe S. 54, Note 18. (1)

Sechstes Geschlecht

A. Die Söhne des Metzgers Joh. Nicolaus Avenarius von Steinbach (V. 18)

25. a. **Johann Caspar,** Oberrentmeister in Kassel.
* Steinbach 11. 10. 1741 † Kassel 24. 10. 1796. Wird bei der Immatrikulation in Jena 26. 5. 1762 als „Smalc." bezeichnet, offenbar weil er von der Lateinschule in Schmalkalden kam. 1774 Auditeur und Regimentsquartiermeister der Landgr. Hessischen Garde du corps und I. Garde. Seit 1786 Oberrentmeister in Kassel.

○ Sooden a. W. 30. 3. 1780 Johanna (Jeanette) Elisabeth, * 1761 † Kassel 16. 1. 1795, Tochter des Rats und Oberrentmeisters Friedr. Wilhelm Koch zu Sooden-Allendorf.

Kinder (3 S. 5 T.), * Kassel: a. Johanna Wilhelmine Franziska, * 6. 4. 1781, ○ Kassel 13. 12. 1812 Hermann Christian Justus Schreiber, Salinenrendant zu Karlshofen († 22. 11. 1842). — b. Friedrich Wilhelm,

— (1) — Kinder: aa. Heinrich Hummel, 1835 Oberleutnant im K. K. Mineurcorps. — bb. Otto, 1835 K. K. Bankbeamter in Wien. — cc. Minna.

* 8. 8. 1782. (w. u.) — c. Susanne Amalie Friederike, * 13. 8. 1786. (w. u.) — d. Friedrich Wilhelm VII. 32. — e. Franz Karl Tilemann VII. 33. — f. Marie Luise Erneſtine, * . . . † Kaſſel 29. 5. 1842, ○ Kaſſel 1. 3. 1820 Joh. Jakob Heer, „Lichtkämmerer", ſpäter Oberbaurat in Kaſſel. Kinderlos.

26. **b. Johann Tilemann,** Kurf. Heſſ. Kriegsrat u. Kgl. Weſtfäl. Kriegskommiſſar in Kaſſel.
* Steinbach 8. 11. 1756 † Vacha 28. 3. 1809. Wurde 1784 Archivar beim Fürſtl. Kriegskollegium in Kaſſel, im Juni 1787 zugleich Sekretär, 1800 Aſſeſſor cum voto. 1804 erhielt er den Titel Kriegsrat. 1808 Kgl. Weſtf. Kriegskommiſſar in Kaſſel. Starb auf einer Dienſtreiſe. — ○ . . . Susanna Amalie Philippine, Tochter des Kriegs- und Domänenrats Joh. Balthaſar Schröder in Kaſſel.

Kinder, * Kaſſel: a. Balthaſar Wilhelm * 26. 2. 1786. (w. u.) — b. Karl Auguſt, * 14. 8. 1788. (w. u.) — c. Guſtav Karl Chriſtian VII. 34. Die beiden älteren Söhne ſind offenbar früh verſtorben.

B. Von den Söhnen des Kantors Joh. Gottlieb Avenarius von Oldisleben (V. 20)

27. **Johann Ludewig Gottlieb,** Bürger, Goldſchmied und Trankſteuerreviſor zu Kölleda i. Thür.
* Oldisleben 21. 10. 1762 † nach 1805. ○ Kleinneuhauſen 31. 10. 1791 Johanna Dorothea Henriette, Tochter des † Pfarrers Joh. Heinrich Bech, aus Rettgenſtedt bei Kölleda.

Kinder (3 S. 4 T.), * Kölleda: a. Suſanne Wilhelmine Chriſtiane * 24. 6. 1791. (w. u.) — b. Auguſt, * 6. 5. 1795 † Halle a. S. 3. 6. 1877. Goldſchmied. Ledig. — c. Luiſe, * 20. 2. 1801 † Halle 19. 12. 1864. Ledig.

C. Der Sohn des Pfarrers Chriſtian Gottlieb Avenarius von Großenſtein (V. 21)

28. **Joh. Chriſtian Wilhelm,** Pfarrer zu Königshofen bei Eiſenberg S.-A.
* Heilingen 19. 6. 1772 † Königshofen 17. 6. 1857. Am 15. 2. 1793 in Jena immatrikuliert. 1802 Rektor zu Kahla. 1809 Pfarrer in Vierzehnheiligen bei Jena. Seit 7. 10. 1824 Pfarrer in Königshofen. 1851 emeritiert.
○ Synderſtedt 14. 7. 1803 Karoline Friederike Antoinette, * 25. 7. 1782 † Königshofen 25. 11. 1836, Tochter des Pfarrers Karl Andreas Edler zu Synderſtedt.

Kinder (6 S. 3 T.), * a.—c. Kahla, d.—h. Vierzehnheiligen: a. Karl Aemil, * 16. 6. 1804, Gerichtskanzliſt in Eiſenberg S.-A. Starb unverh.. — b. Ernſt Julius, * 15. 3. 1806. Buchbinder und Poſamentier in Eiſenberg, als jovialer Junggeſelle geſchildert, † Roda 17. 6. 1883. — c. Agnes Hildegard, * 30. 4. 1808, unverm. † Eiſenberg 4. 8. 1891. — d. Friederike Karoline, * 21. 5. 1810, ○ 4. 12. 1855 Heinrich Gottlob Müller, Kantor in Kleinromſtädt bei Weimar. — e. Ernſt Emil, * 12. 7.

1812, Stud. theol., † Königshofen 16. 5. 1832. — f. Auguste Amalie, * 13. 12. 1815 † 2. 6. 1899, ○ 25. 4. 1844 Friedrich Oertel, Pfarrer in Buchheim S.-A. — g. Heinr. Aug. Hermann VII. 35. — h. Wilhelm Leopold VII. 36.

D. Der Sohn des Justizamtmanns Joh. Ludewig Avenarius von Sangerhausen (V. 22)

29. **Karl Ludwig,** Justizkommissar und Notar zu Sangerhausen.
* Sangerhausen 13. 3. 1775 † ebenda 27. 7. 1834. Wird bis 1831 als Rentmeister, seit 1832 in genannten Aemtern aufgeführt. Ueber die Einverleibung des halben Sachsens ergrimmt, sehnte er sich nach dem von Preußen freien Amerika. Im Uebrigen ein behaglicher und umgänglicher Mann. ○ Sangerhausen 9. 5. 1809 Joh. Christiane Sophie, † 11. 11. 1814, Tochter des M. Joh. Christoph Güntersberg, Pfarrers zu Heynroda.
Kinder (3 S.), * Sangerhausen: a. Karl Ferdinand VII. 37. — b. Ernst Ludwig VII. 38.

E. Die Söhne des Kriegsrats Johann Ludewig Avenarius von Calbe (V. 24)

30. **a. Joh. Ludwig Carl August,** Kgl. Prinzl. Kammerrat und „Erbherr" auf Orschen bei Landsberg O.-Pr.
* Mühlhausen i. Th. 10. 2. 1774 † Orschen 5. 1. 1838. Lebensabriß S. 58—84. (Ludwigs Beschreibung seines Lebens S. 58. Im Kloster Bergen S. 58. 59. Der Hallische Student von 1793 ein Muster von Ehrbarkeit S. 59. Ludwigs Stammbücher S. 60. Ludwig Senior der Landsmannschaft der Magdeburger. 1795 Auditeur in Prinz Louis Ferdinands Regiment. Beziehungen zu diesem Prinzen und die heikele Mission von 1799 S. 60. 61. Seltsame Geschäfte als Lieferant für die Armeeverpflegung S. 62. 1802 Tod des Prinzen Heinrich von Preußen. Uebereilter Eintritt in Louis Ferdinands Glücksschiff. Kgl. Prinzl. Kammerrat S. 62. Der „preußische Alcibiades" S. 63. 64. Erfolge Ludwigs in der Besserung der Finanzen des Prinzen S. 64. Das Leben in Schricke S. 65. Wettin S. 66. Friedrich Kleemann S. 66. 1805 Verlobung und 1806 scheinbar improvisierte Hochzeit S. 66. 67. Marie Kleemann S. 67. Louis Ferdinand und die klägliche preußische Politik von 1805 S. 67. 68. Des Prinzen Prophezeiung vom Untergang Preußens. Saalfeld und Jena S. 68. Berlin nach der Katastrophe S. 68. Louis Ferdinands Güter müssen Clarac übergeben werden S. 69. Ludwig geht als Abgeordneter des Saalkreises nach Hamburg und wird Mitglied des Generaldepartementsrats S. 69. 70. Das Königreich Westfalen S. 71. Verpaßte Gelegenheiten S. 71. Ludwig stiftet 1808 die Loge „zur aufgehenden Sonne" in Halberstadt S. 71. Mitglied der außerordentlichen Domänenadministration. 1812 Rübenzuckerfabrikation S. 72. Das Jahr 1813 und seine Folgen für Ludwig S. 72. 73. Ludwig wird 1815 zum Mitglied der Gouvernementskommission für die von Preußen wiedererworbenen Lande berufen S. 73. Ludwig

wird 1817 dem König zum Kreislandrat und Oberbürgermeister von Halberstadt vorgeschlagen S. 73. Spezialaufträge des Ministeriums und Begründung der „Kgl. Preuß. privilegierten Halberstädtischen Oekonomischen Gesellschaft“ (1819) sowie der „Allg. Hagelschaden-Assekuranz-Sozietät“ (1820) S. 73. 74. Der Verkauf von Stecklenburg und die Folgen dieses Projekts. Ludwigs Immediateingabe an den König S. 74. 80. Ende der Beamtenlaufbahn S. 79. 1827/1828 reift in Ludwig der Plan zu innerer Kolonisation der Ostmark S. 80. 81. 1828 Ankauf von Orschen S. 81. 82. 1829 Uebersiedlung nach Ostpreußen S. 82. Herbe Enttäuschungen S. 82. 83. Tod S. 84.)

○ Löbnitz 8. 4. 1806 Joh. Marie Friederike Charlotte, * Rothenburg a. S. 8. 1. 1785 † Königsberg i. Pr. 10. 2. 1849, Tochter des Oberbergrats Joh. Aug. Friedr. Kleemann und der † Maria Katharina geb. Aurbach zu Rothenburg an der Saale. Ueber ihre Familie vgl. S. 215—224.

Kinder: (5 S. 3 T.), * Halberstadt: a. Eduard Ludwig Friedrich VII. 39. — b. Marie, * 14. 5. 1811 † Königsberg i. Pr. 1. 4. 1893, unvermählt. — c. Luise Karoline, * 6. 8. 1813 † Berlin 3. 11. 1899. ○ Heilsberg i. Pr. 6. 8. 1839 Friedr. Gustav Konstantin Heinrich, Dr. med. in Landsberg i. Pr., später Kgl. Kreisphysikus in Heilsberg i. Pr., * Tilsit 25. 3. 1813 † Heilsberg 18. 12. 1857, Sohn des Oberlandesgerichtsassessors Friedr. Wilhelm Heinrich (*Berlin 24. 12. 1791 † Lyck 1848). (1) — d. Hermann Ludwig VII. 40. — e. Ludwig Wilhelm Heinrich VII. 41. — f. Therese, * 28. 11. 1819 † Königsberg i. Pr. 23. 4. 1881. ○ Königsberg 4. 7. 1852 Adolf Lützow, Banktaxator und Kaufmann daselbst, * 18. 9. 1815 † Königsberg 8. 10. 1867. (2) — g. Ludwig Ferdinand Ernst VII. 42.

31. **b. Joh. Ernst Karl Friedrich,** Kgl. Preuß. Landrat a. D. zu Daun i. Eifel. * Mühlhausen 15. 5. 1777 † Ehrenbreitstein 6. 12. 1846. Den unter seinen Nachkommen forterbenden Vornamen Ernst erhielt der Täufling von seinem Paten, dem Premier-Capitän Ernst von Franckenberg. Ernst besuchte eine Zeit lang die Schule zu Kloster Bergen und widmete sich der Landwirtschaft. Er beteiligte sich an den Intendanturgeschäften seines Bruders Ludwig und übernahm bei dessen Ausscheiden aus der Armee eine Pachtung in Westfalen. Bald gab er sie wieder auf, um bei der Intendantur der Armee, zunächst als Obermagazinsrendant, einzutreten — eine Stelle, mit der damals übrigens die Anwartschaft auf eine Staatsdomänenpachtung verbunden war. Beim Ausbruch des Krieges 1806 war Ernst Oberdivisionskommissär, zunächst bei

— (1) — Kinder, * Landsberg i. Pr.: aa. Marie Heinrich * 14. 2. 1841. ○ Königsberg i. Pr. 22. 4. 1867 August Skrodzki, Regierungsbaumeister in Czersk, Westpr., (* Sedranken bei Lyck 12. 5. 1825 † Schwetz 2. 2. 1885 als Kgl. Baurat). Lebt in Berlin. (Kinder: aaa. Marie Skrodzki, * Czersk 2. 2. 1868, unv. zu Berlin, — bbb. Friedrich Skrodzki, * Czersk 3. 10. 1871. ○ Berlin 18. 4. 1903 Anna Braemer geb. Resech. Architekt in Berlin. — ccc. Heinrich Skrodzki, * Schwetz a. d. W. 18. 4. 1877. ○ Berlin 8. 10. 1901 Alice Schaupensteiner. Kaufmann in Berlin). — bb. Louis Heinrich, * 3. 8. 1842 † Berlin 6. 10. 1897. Dr. med. und Sanitätsrat in Berlin. — cc. Constanze Heinrich, * 19. 12. 1844, unverm. zu Berlin, — (2) — Kinder: aa. Marie Lützow, * Königsberg 2. 8. 1855, unverm. in Königsberg. — bb. Max Lützow, * Königsberg 29. 10. 1858, Techniker, † St. Fernando in Chile 12. 12. 1887.

Tafel D.

I.

VI. 31. Ernst, Landrat zu Daun 1777—1846.

VII.
- 43. Ludwig, Leutnant, 1811—?
- 44. Albert, Garnisonverwaltungsdirektor in Mainz, 1813—1871.
- 45. Ernst, Landwirt zu Klucze i. Polen, 1824—1893.
- 46. Wilhelm, Kaufmann in Koblenz, 1830—1877.

VIII.
- 61. Richard, Kommerzienrat zu Gaualgesheim, 1840—
- 62. Karl, Kaufmann in Amstetten, 1843—1908.
- Siehe II.
- 67. Ernst, Weingroßhändler zu Koblenz, 1857—

IX.
- 67a. Richard, 1894—
- 67b. Otto, 1896—
- 67c. Heinrich, 1899—

II.

VII. 45. Ernst, Landwirt zu Klucze i. Polen 1824—1893.

VIII.
- 63. Ludwig, Kaufmann in Slawuta, Wolhynien, 1850—
- 64. Paul, Güteradministrator in Sieciechowice, Polen, 1859—
- 65. Boleslaus, Fabrikbesitzer in Warschau, 1871—
- 66. Stanislaus, Kaufmann in Lodz, 1873—

IX.
- 64b. Arkadius, 1898—
- 65b. Zdzislaw, 1900—
- 66a. Anton Ludomir, 1899—

der Schmettauschen Division, dann, nach der Schlacht bei Jena, beim Hohenlohischen Korps. Mit diesem geriet er bei Prenzlau in Gefangenschaft, ward aber nach kurzer Zeit entlassen. Er begleitete Ludwig, den er unvermutet in Berlin getroffen hatte (S. 69), nach Wettin und fiel hier infolge der Kriegsstrapazen in ein lebensgefährliches Nervenfieber. Wiederhergestellt ging er über Hamburg und Kiel nochmals zur Armee nach Ostpreußen, wurde aber bald infolge des Tilsiter Friedens verabschiedet. Daß er Adjutant bei Prinz Louis Ferdinand gewesen sein soll, beruht auf Irrtum. In der westfälischen Zeit war Ernst Cantonmaire in Wolfhagen bei Kassel. Nach dem Sturze Jéromes trat er in das 5. westf. Mindensche Landwehrregiment ein, ward Kapitän und erwarb bei Belle-Alliance die Anwartschaft auf das Eiserne Kreuz, das er später „durch Vererbung" erhielt. Als die preußische Verwaltung in den neu erworbenen Rheinlanden eingeführt wurde, ward Ernst am 29. 4. 1817 zum ersten preußischen Landrat des Kreises Daun in der Eifel ernannt. Am 1. 6. 1839 trat er in den Ruhestand und übersiedelte nach Ehrenbreitstein. Das umfangreiche und seltene Werk „Eiflia illustrata" enthält Bd. I, 1. S. 570—576 die von seiner Hand herrührende Beschreibung eines am 15. 3. 1821 in der Nähe von Oberwinkel bei Daun entdeckten römischen Fanums. Außerdem gab Ernst heraus:

1. Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft für kleine Landwirthe und Anfänger in diesem Gewerbe. Nebst einem Anhange über den Obstbau. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig-Paris, Brockhaus u. Avenarius 1839.
2. Sammlung derjenigen Allerhöchsten Kabinets-Ordres, die in die Gesetzsammlung nicht aufgenommen sind, und der Reskripte des Ministeriums, welche die Innere Verwaltung des Preuß. Staats betreffen. Aus den Jahren 1817—1844. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 1845. gr. 8. 2 Bde.

Auch im Illustr. Landwirtschaftslexikon von Dr. Guido Krafft (Berlin, Parey) werden Ernsts Verdienste um den kleinen Landwirt gerühmt.

Ernst heiratete (nicht in Göttingen, aber wo sonst?) 1809 Elisabeth (Elise) Georgine Friederike Borheck (Borhöck), geb. Göttingen 15. 1. 1790 † Trier 13. 4. 1869, Tochter des Universitätsprofessors Johann Christoph B. in Göttingen.

Kinder: a. Ida Georgine Sophie Nordmandine, * Wolfhagen 18. 5. 1810. Früh verstorben. — b. Ernst Ludwig VII. 43. — c. Heinrich Albert 44. — d. Ida Charlotte Helene Luise, * Paderborn 17. 11. 1814 † Koblenz 14. 2. 1887, ○ Köln 16. 8. 1851 Wilhelm Theseus Adolf Alexander Getkandt, Oberpostkommissar in Koblenz. — e. Elise Friderike Wilhelmine Marie, * Höxter 22. 1. 1817 † Trier 4. 12. 1891. ○ Daun 8. 8. 1838 Leopold Wilh. Alexander von Paczynski-Tenczyn, Gutsbesitzer zu Daun, * Namslau 28. 9. 1811, Sohn des Majors a. D. Joseph von P. († Brieg 21. 8. 1817) und der Christine geb. Starke zu Düsseldorf. Sie hinterließ 7 Söhne u. 1 Tochter, welch letztere von ihrer Tante Ida (d) adoptiert, als Witwe des Kaufmanns Richard Schönwetter in Berlin lebt. —

f. Franziska Lucie, * Daun 21. 12. 1821 † Erfurt 7. 10. 1905. ○ Kaufmann Wilhelm Bindewald zu Erfurt. — g. Alexander Ernst Ludwig VII. 45. — g. Wilhelm Karl VII. 46.

Siebentes Geschlecht

A. Die Söhne des Oberrentmeisters Joh. Caspar Avenarius von Kassel (VI. 25)

32. **a. Friedrich Wilhelm,** Bauinspektor in Sooden a. W.
* Kassel 12. 7. 1790 † Sooden-Allendorf 1. 6. 1833. War 1817 Gradierinspektor in Sooden, 1819 Baumeister, 1823 Bauinspektor daselbst. ○ Sooden a. W. 27. 6. 1817 Sophie Wilhelmine Elisabeth Maria, * Sooden 6. 11. 1799 † dort 4. 2. 1845, Tochter des Pfarrers Wilh. Friedr. von Hagen und der Karoline geb. Ernst in Sooden.
Kinder, * Sooden: a. Wilhelm Friedrich VIII. 47. — b. Friedrich Franz VIII. 48. — c. Karl VIII. 49. — d. Franz Hermann Ludwig VIII. 50. — e. Karoline, * 10. 8. 1828 † Königsberg i. Pr. 27. 2. 1893 als Oberin des Diakonissenhauses daselbst. ○ Wilhelm Christian Bürger, Gerichtsaktuar (* Pansfelde bei Ballenstedt 6. 11. 1811 † Wiesbaden 11. 11. 1857).

33. **b. Franz Karl Tilemann,** Oberbergamtssekretär in Bonn.
* Kassel 11. 4. 1792 † Bonn 21. 10. 1836. Vorher Kgl. Preuß. Garnisonsinspektor. ○ Bonn 12. 9. 1828 Maria Victoria, katholisch, * Bonn 1800 † Linnich a. Rh. 18. 11. 1872, Tochter des Weinhändlers Jean Baptiste Floerken, (* Bonn 26. 7. 1778 † dort 22. 3. 1841) und der Anna Maria geb. Averdonk (* 1779, ○ 1799, † 23. 8. 1857).
Kinder, nach der Mutter katholisch: a. Joh. Baptist Franz VIII. 51. — b. Friedrich Wilhelm VIII. 52. — c. Karl Anton Josef VIII. 53.

B. Der Sohn des Kriegsrats Joh. Tilemann Avenarius von Kassel (VI. 26)

34. **Gustav Karl Christian,** Kurf. Hess. Premierleutnant und Regierungsassessor a. D. zu Rinteln.
* Kassel 4. 4. 1793 † Rinteln 10. 6. 1861. Von 1810—1813 Sec.-Leutnant, zuerst im Kgl. Westf. 3. Bataillon Leichter Infanterie, dann in der Jägergarde. Nahm 1812 am Feldzuge in Spanien Teil. Seit 14. 1. 1814 Leutnant im Kurhessischen Jägerbataillon, machte er die Feldzüge in Frankreich mit insbes. die Blockaden von Luxemburg und Metz, 1815 die Einschließung von Sedan, die Einnahme von Charleville, die Belagerungen von Mézières, Givet und Charlemont. In einem Konduitenbericht vom 31. 12. 1818 heißt es von ihm: „Bei allen ernsthaften Begebenheiten in Frankreich war er sehr willig und bewies dabei viel Entschlossenheit, hat sehr ansehnliche Kenntnisse in mehreren Sprachen, ist im Schreiben und Rechnen sehr erfahren und würde einer Stelle im Civil wohl vorstehen, da er auch eine sehr gute Aufführung bethätigt. Dessen Exterieur als Offizier ist wegen seiner kleinen Statur nicht

ansehnlich." 1819 Premierleutnant. Dann in Ziegenhain, Homberg, Rinteln, Waldau, 1839 in Schmalkalden, 1843 wieder in Rinteln als Kurf. Verwaltungsbeamter tätig. Als Regierungsassessor verabschiedet. ○ Minden Mai 1828 Sophie Wilhelmine Elise, Tochter des Predigers Joh. Gottlieb Leberecht Baden und der Henriette geb. Johanning in Minden. Elise ertrank 4. 6. 1847 in der Weser bei Rinteln. Kinderlos.

C. Von den Söhnen des Pfarrers Joh. Christian Wilhelm Avenarius von Königshofen (Vl. 28)

35. **a. Heinrich August Hermann,** fr. Buchdruckereibesitzer zu Heidelberg a. Neckar. * Vierzehnheiligen 19. 9. 1817 † Heidelberg, wo er den „Heidelberger Anzeiger" herausgegeben hatte, 11. 5. 1901, ○ . . 1844 Christine Philippine Schneider. Kinderlos.

36. **b. Wilhelm Leopold,** Drechslermeister und Maschinenbauer zu Magdeburg. * Vierzehnheiligen 15. 5. 1821 † Magdeburg 18. 12. 1888. ○ Crossen a. Elster 6. 6. 1844 Johanne Luise Wilhelmine, † Magdeburg 24. 5. 1879, Tochter des Schuhmachermeisters und Ratskellerpächters Christian Friedr. Wilh. Nitzelnadel zu Eisenberg S.-A.

Kinder (2 S., 1 T.): a. Alma Thekla, * Königshofen 3. 3. 1849, ○ Magdeburg 26. 3. 1900 Christian Stenger, Hofschuhmachermeister zu Blankenburg a. H. — b. Ernst Emil VIII. 54.

D. Die Söhne des Justizamtmanns Karl Ludwig Avenarius von Sangerhausen (Vl. 29)

37. **a. Karl Ferdinand,** Farmer in Dubuque, Jowa, Nordamerika. * Sangerhausen 19. 1. 1810 † Dubuque Anfang 1880er Jahre. Wird als ein besonders feiner und kluger Kopf geschildert. Studierte in Tharandt und Greifswald die Forstwissenschaften, absolvierte das schriftliche Oberförsterexamen, gab aber vor der mündlichen Prüfung die Laufbahn auf und wanderte etwa 1836 — vielleicht unter dem Einfluß seines Vaters (S. 285) — nach Amerika aus, wurde Farmer, heiratete und soll einen Sohn und fünf Töchter hinterlassen haben.

38. **b. Ernst Ludwig,** Kaufmann zu Lengefeld. * Sangerhausen 11. 9. 1814 † Lengefeld 12. 6. 1880. Erlernte die Handlung bei Hoffmann & Werner in Sangerhausen und war eine Zeit lang Gesellschafter einer Eisen- und Holzhandlung i. Fa. Hoffmann & Avenarius daselbst. 1851 gründete er, die Lieferungen für die gewerkschaftlichen Bergwerke in Eisleben übernehmend, eine Rohholzhandlung auf alleinige Rechnung im nahen Lengefeld.

○ Kelbra 13. 4. 1852 Ida Luise Wilhelmine, † Sangerhausen 16. 3. 1910, Tochter des Arztes Dr. Joh. Christ. Ludwig Wißmann in Kelbra.

Kinder (1 S. 3 T.) * Lengefeld: a. Therese Luise, * 21. 6. 1854, unvermählt, in Sangerhausen. — b. Elise Ida, * 1. 4. 1861, ○ 1887 Finanzrevisor Krückenmeyer in Braunschweig.

E. Die Söhne des Kammerrats Ludwig Avenarius von Orschen (VI. 30)

39. a. **Eduard Ludwig Friedrich,** Verlagsbuchhändler zu Leipzig.
* Halberstadt 5. 10. 1809 † Dresden 20. 2. 1885. Eduards Lebensabriß S. 85—118. (Besuch der Halberstädter Domschule und Entschluß, Buchhändler zu werden S. 85. Das spätere Ansehen Eduards im deutschen Buchhandel und seine Gründe S. 86. Lehrzeit in Erfurt S. 86. Gehilfenzeit in Königsberg i. Pr., Berlin und Leipzig S. 86. 87. Bibliographische Arbeiten. Denkschrift für F. A. Brockhaus. Die Gebrüder Friedrich, Heinrich und Hermann Brockhaus S. 87. Gründung des Buchhandlungs-Gehilfen-Vereins und des Ostermeß-Festmahls in Leipzig S. 88. Die Firma Avenarius & Friedlein wird 1836 daselbst begründet und schon 1837 zur Firma Brockhaus & Avenarius in Leipzig und Paris umgeschaffen S. 88. Eduards erste Fahrt mit dem „Dampfwagen" S. 88. Uebersiedlung nach Paris. Liebeskummer um Pauline. Cäcilie Geyer S. 88. 89. Verlobung und Hochzeit S. 89. Charakterbild Cäciliens S. 89. 90. Richard Wagners und Cäciliens gemeinsame Kindererinnerungen insbesondere die „große Maskje", die tragische Geschichte vom großen Kürbis und Webers „Freischütz" S. 91—98. Die Söhne Max und Richard werden in Paris geboren S. 98. Paris um 1840 S. 98. 99. Der Salon der Firma Brockhaus & Avenarius wird ein Sammelpunkt der in Paris lebenden und Paris besuchenden Deutschen und der für deutsches Schrifttum interessierten französischen Gelehrtenwelt. Laz. Hippolyt Carnots Uebersetzung von „Leyer und Schwert". Verlag polnischer Werke S. 99. Richard Wagner „in Nacht und Elend" in Paris S. 100. Der „heilige Rat der Fünfe". Minna Wagner S. 100. Gemeinsamer Landaufenthalt meiner Eltern und Richard Wagners in Meudon. Die „erste Kritik" der Musik des „Fliegenden Holländers" S. 103. Die Freunde Kietz, Anders, Lehrs, Ludwig von Rochau, Albert Kühn S. 103. Richard Wagners Rückkehr nach Deutschland S. 103. Auch Eduard übersiedelt 1844 wieder nach Leipzig. Die Leipziger Handlung Brockhaus & Avenarius. Plan einer Deutschen Vereinsbuchhandlung in Neu-York S. 104. Das Jahr 1848. Der „Deutsche Verein". Robert Blum. Die Leipziger Kommunalgarde. Politische Missionen Eduards S. 104—106. Die Firma Avenarius & Mendelssohn 1850—1854. S. 106—109. Die Handlung Eduard Avenarius wird am 1. Januar 1855 in Leipzig begründet S. 109. Die Expedition des Meßkatalogs S. 109. Das Literarische Centralblatt und Friedrich Zarncke S. 109—111. Sorgen Eduards um die Zukunft seiner Söhne bestimmen ihn 1855 zur Uebersiedelung nach Berlin und zum Eintritt in die dortige Firma Gebrüder Avenarius S. 111. Er bleibt gleichwohl „Verlagsbuchhändler zu Leipzig" S. 112. Das Geschäft in Rußland S. 112. Dr. Strousberg und seine literarischen Pläne S. 115. 1871 Uebersiedelung nach Dresden. Maxens Tod S. 115. Einsame Jahre S. 115. 116. Der Aufruf „An die Bibliographen Deutschlands" S. 116. Leidenszeit und Tod S. 116. 117. Letzte Jahre und Tod Cäciliens S. 118.)

○ Leipzig 5. 3. 1840 **Cäcilie Auguste,** * Dresden 26. 2. 1815 † daselbst 14. 5. 1893, Tochter des Kgl. Sächs. Hofschauspielers und Hofmalers Ludwig

Geyer und der Johanne Rosine verw. Wagner geb. Pätz, der Mutter Richard Wagners. Ueber Cäciliens Familie vgl. S. 227—260.

Kinder (5 S.): a. Maximilian Eduard Friedrich VIII. 55. — b. Richard Ludwig Heinrich VIII. 56. — c. Ludwig Eduard Hermann VIII. 57. — d. Ferdinand Ernst Albert VIII. 58.

40. **b. Hermann Ludwig,** fr. Rittergutsbesitzer auf Pomedien.
* Halberstadt 2. 10. 1815 † Königsberg i. Pr. 31. 3. 1885. Ward von seinem Vater selbst in Orschen zum Landwirt ausgebildet (S. 83) und übernahm nach seiner Heirat das dem Schwiegervater gehörige Rittergut Pomedien bei Wehlau O.-Pr. zu eigener Bewirtschaftung. Der Besitztitel konnte jedoch, da Hermanns Schwiegervater als Landrat mit Grundbesitz angesessen bleiben mußte, erst 1862 berichtigt werden. Pomedien ward 1. 10. 1870 verkauft und Hermann zog sich nach Königsberg zurück. ○ Pomedien 26. 8. 1841 Bertha Sophie Adelheid, * Pomedien 3. 8. 1819 † Königsberg 23. 8. 1897, Tochter des Landschaftsrats und Kgl. Landrats Joh. Karl Leopold Pfeiffer und der Julie geb. Biendarwa auf Pomedien.

Kinder, * Pomedien: a. Richard Emil Leopold VIII. 59. — b. Anna Marie Julia, * 5. 5. 1850. Lebt unvermählt in Königsberg. Am 12. 10. 1908 adoptierte Anna die nunmehr den Familiennamen Avenarius führende Anna Krug, die am 13. 9. 1877 zu Stallupönen geborene älteste Tochter des Kaufmanns Otto Krug und seiner Gattin Ida geb. Schmidt daselbst.

41. **c. Ludwig Wilhelm Heinrich,** Kaufmann und Techniker zu Wiesbaden.
* Halberstadt 29. 10. 1817 † Wiesbaden 19. 10. 1899, Von allen Kindern seines Vaters wohl am meisten seinem Großvater Joh. Ludewig wesenähnlich (S. 57). Aber auch von seines Vaters unverzagtem Mute und steter Freude am Experimentieren war ihm viel mit in die Wiege gegeben. Nach bisweilen stürmischer Jugend begründete Ludwig 1855 mit seinem Bruder Ferdinand die Firma Gebrüder Avenarius in Berlin, in welche später auch mein Vater Eduard eintrat (S. 111). Die Moskauer und Petersburger Niederlassung ging nach außen hin auf Ludwigs Namen, weshalb er die Rechte eines Kaufmanns erster Gilde in Rußland erwarb. Später lebte Ludwig, von den Geschäften zurückgezogen, einige Jahre in Hamburg und Wiesbaden, begründete dann aber in Berlin wieder eine eigene Firma Ludwig Avenarius & Co. mit den alten Geschäftszweigen, besonders in Rußland und Portugal belegene Brennereien von Berlin aus leitend. Ludwig war eine Natur von wahrhaft unverwüstlicher Lebenskraft. Nachdem er Anfang der 1870er Jahre bei einem Sturze beide Beine gebrochen hatte, kam es ihm, leidlich wiederhergestellt, nicht darauf an, wochenlang Rußlands Steppen bis zum Ural hin auf der Troika zu durchmessen, um sich sofort nach seiner Rückkehr von Berlin nach den Azoren aufzumachen. Erst die letzten Lebensjahre verbrachte er in gastrosophischer Beschaulichkeit in Wiesbaden. Ich habe als Ludwigs Patenkind seiner besonderen Zuneigung viel Freundliches zu danken gehabt.

○ Hamburg 18. 12. 1850 Emma, * Hamburg 28. 12. 1824 † Wiesbaden 22. 3. 1901, Tochter des Kaufmanns Joh. Peter Heinemann Wendelinus Franck und der Henriette geb. Schinkel zu Hamburg. Kinderlos.

42. d. **Ludwig Ferdinand Ernst**, Kaufmann und Techniker zu Berlin. * Halberstadt 9. 9. 1821 † Berlin 30. 5. 1899. Er war die Seele des von ihm mitbegründeten Geschäfts der Gebrüder Avenarius in Berlin. Daß diese Firma sich stets auf guter Höhe erhalten hat, ist hauptsächlich Ferdinands Verdienst. Er zuerst hat den jetzt in allen Brennereien der Welt benutzten Exhaustor in dies Gewerbe eingeführt, jenen einfachen Apparat, der es ermöglicht, stärkemehlhaltige Materialien unter Hochdruck zu praktischer Verwendung aufzuschließen. Hätte Ferdinand seine Erfindung schützen lassen, hätte er großen Reichtum erworben. Stets war er bemüht, in der Gährungsindustrie wissenschaftliche Arbeit an die Stelle des empirisch gewonnenen Rezepts einzuführen. Ueber seine Erfindungen vgl. Illustr. Landwirtschaftslexikon von Dr. Guido Krafft (Berlin, Parey). Die Firma Gebrüder Avenarius ging 1871 auf Ferdinand allein über. Nach einigen in Dresden verlebten Jahren kehrte er wieder nach Berlin zurück. Seine Gattin, später auch sein Sohn Curt traten als Teilhaber in die Firma ein. Bis zum hohen Alter unermüdlich tätig, wies Ferdinand seines Vaters Arbeitsfreudigkeit auf, wenn er auch dessen innere Freiheit und Beweglichkeit — im guten wie im bedenklichen Sinne — nicht voll besessen haben mag. Ferdinand war eine überaus gütige Natur und bei vornehmster äußerer Haltung von gewinnender Bescheidenheit.

○ Berlin 17. 10. 1861 Anna Marie Luise, * Berlin 17. 10. 1842, Tochter des Sanitätsrats Dr. Ludwig Hassel und der Marie geb. Black in Berlin.

Kinder, * Berlin: a. Maria Anna Luise, * 7. 9. 1862, ○ Dresden 3. 7. 1883 Fritz Rocholl, jetzt Oberstleutnant a. D. zu Oppeln, * Jülich 12. 12. 1851. (1) — b. Ferdinand Curt VIII. 60.

F. Die Söhne des Landrats Ernst Avenarius von Daun (VI. 31)

43. a. **Ernst Ludwig.** * Wolfhagen 7. 8. 1811. Leutnant im Kgl. Preuß. 35., dann im 17. Inf.-Regiment. Ludwig nahm nach 1838 seinen Abschied und ging ins Ausland. Um seine Person schlingt sich in der Familienüberlieferung ein üppiger Sagenkranz. Er soll militärischer Erzieher des späteren Kaisers Friedrich III. gewesen (?) und geflohen sein, weil er bei einem Zweikampfe dem die Kampfesregeln übertretenden Gegner den Schädel spaltete. Ludwig soll zunächst bei einem Gönner, dem Fürsten Esterhazy, in Ungarn Aufnahme gefunden haben. Dann war er jedenfalls Angestellter einer großen Weinfirma in Wien. 1845 erschien eine Schauspielerin bei Ludwigs Vater, die unter Vorlegung eines in ungarischer Sprache abgefaßten Schriftstücks, das Ludwigs Totenschein darstellen sollte,

(1) Kinder: aa. Else Rocholl, * Breslau 17. 4. 1885. — bb. Ewald Rocholl, Leutnant, * ebenda 6. 4. 1887. — cc. Fritz Rocholl, Leutnant, * ebenda 25. 1. 1890. — dd. Hans Rocholl, * ebenda 15. 4. 1894. — ee. Erich Rocholl, * Oppeln 10. 10. 1901.

und unter Vorweisung verschiedener aus seinem Besitze herrührender Gegenstände sich für Ludwigs Witwe ausgab. Der alte Landrat wollte indeß an diese Hiobspost nicht glauben und wies die Dame ab. Etwa 1881 ist dann durch einen nach Australien ausgewanderten Landsmann die erstaunliche Mähr gekommen, Ludwig solle dort in „Jugarie“ (Goongarrie in Westaustralien?) als steinreicher Grundbesitzer noch leben. Man sieht, auch der mythische exotische Goldonkel fehlt in unsrer Familie nicht.

44. **b. Heinrich Albert,** Kgl. Preuß. Garnisonverwaltungsdirektor in Mainz. * Wolfhagen 23. 5. 1813 † Mainz 1. 11. 1871. Albert widmete sich, wie einst sein Vater, der Intendanturlaufbahn, ging aber, nachdem er in diesem Dienstzweig einige Jahre in Koblenz und Köln tätig gewesen, zum Garnisonverwaltungswesen über. Nach längerer Beschäftigung im Kriegsministerium ward Albert 1850 Garnisonsverwaltungsinspektor in Minden, 1853 in Trier. 1859 wurde er zum Garnisonsverwaltungsdirektor in Koblenz ernannt und ein Jahr darauf nach Mainz versetzt. Der Dienst in diesem wichtigen Platze war an sich kein leichter. Durch die politischen Verhältnisse der folgenden Jahre ward jedoch Alberts amtliche und gesellschaftliche Stellung in der von Preußen und Oesterreich gemeinsam besetzten Bundesfestung ganz besonders schwierig. Nach dem dänischen Feldzuge begann die Katastrophe von 1866 ihre Schatten voraus zu werfen: die Oesterreicher wurden immer anmaßlicher, die Kritik der ihnen anhängenden Hessen über alles Preußische immer hämischer. Viel Takt, Preußenstolz und eiserne Festigkeit gehörte dazu, die sich häufenden Krisen zu überwinden. Eine Besserung trat ein, als Anfang 1866 das in Mainz liegende böhmische Regiment durch das aus Venezianern bestehende Infanterieregiment Werner abgelöst wurde. Die Italiener machten aus ihrer Abneigung gegen das Kaiserhaus kein Hehl und verbrüderten sich offen mit den preußischen Soldaten. Die Mainzer Preußen und dies Regiment Werner haben später im Kriege bei Aschaffenburg einander gegenüber gestanden: in hellen Haufen, unter Evvivarufen auf Preußen ließen sich die Italiener von den preußischen Kameraden gefangen nehmen. Beim Ausbruche des Krieges hatten Preußen wie Oesterreicher die für neutral erklärte Festung Mainz zu räumen. Falsche Nachrichten von österreichischen Siegen setzten die Bevölkerung in einen wahren Wuttaumel gegen Preußen. Albert hatte Mühe, die ihm anvertrauten Kassen zu retten. Nachdem er seine Familie unter die Obhut eines Bruders seiner Frau, eines katholischen Pfarrers auf dem Hochwalde, gebracht, war er während des Kriegs im Kriegsministerium in Berlin tätig. Aber schon zur Weinlese desselben Jahres war die Familie, wie Albert unter Hohnlachen der Mainzer es vorausgesagt, nach Beendigung des Feldzugs wieder in Mainz beisammen.

Das Kriegsjahr 1870/71 brachte neue schwere Arbeit. Mainz war mit französischen Gefangenen vollgestopft. Alle Mahnungen Alberts, bei Zeiten für die Unterbringung der in Zelten Lagernden für den Winter zu sorgen, wies der damalige Gouverneur lächelnd ab: bis dahin werde der Krieg ja längst beendet sein. Aber er war nicht zu Ende. Als die grimmige Kälte des strengen Winters einsetzte, mußte Albert ein Barackenlager für 25000

Mann gleichsam aus dem Boden zaubern. Der Umschlag in der Bevölkerung aus dem wilden Haß von 1866 in den hellen Jubel von 1870 entschädigte den nimmer Müden für seine Riesenarbeit mehr, als der hessische, badische und bayerische Orden, die jetzt zu den vor 1866 erhaltenen preußischen und österreichischen hinzukamen. Nicht lange durfte sich Albert des neuen Reichs erfreuen: schon am 1. November 1871 erlag er einem Schlaganfall. „Ganz Mainz", sagt seine Tochter Alberta, „trauerte um ihn", nicht blos um den pflichteifrigen und doch stets entgegenkommenden Beamten, auch um den aufrechten und getreuen Mann.

○ Koblenz 31. 10. 1838 Rosalie Beatrix Amalie, katholisch, später altkatholisch, * Mayen, Rheinprovinz, 10. 6. 1813 † Andernach 7. 4. 1892, Tochter des Oberbürgermeisters und Polizeidirektors Abund Maehler und der Maria Anna geb. Stadlmair in Koblenz. Amalie hatte ihre Mädchenjahre bei einem Freunde ihres Vaters, dem in der Preußischen Gesandtschaft angestellten Geheimrat Weißkirch in Paris verlebt und erzählte gern von ihren Erinnerungen an die Julirevolution, an Alexander v. Humboldt, der lange in der Gesandtschaft sich aufgehalten, und an das Pariser Leben, wie es sich in ihrem Mädchenkopfe gespiegelt hatte. Als zweite Vorsitzende des Mainzer Militär-Frauenvereins entwickelte sie 1870/71 — gerade Mainz bot wahrlich damals ein reiches Feld für solche Arbeit — eine ausgedehnte Tätigkeit, deren offizielle Anerkennung die Kriegs-Medaille für Nichtkombattanten, die übrigens auch ihre Töchter erhielten, und eine Reihe von Orden darstellten. Nach dem Tode ihres Gatten lebte Amalie meist bei ihrer Tochter Alberta, deren religiöse Entwicklung teilend. 1889 zog sie nach Andernach. Sie war eine bedeutende Frau, an der nicht blos die ganze Familie, sondern auch die weiten Kreise ihrer Bekannten mit schwärmerischer Verehrung hingen.

Kinder (6 S. 2 T.), dem damaligen Bekenntnis der Mutter entsprechend, katholisch erzogen: a. Ernst Abund Richard VIII. 61. — b. Karl Matthias Josef VIII. 62. — c. Willibrord (Willi) Anton Josef, * Koblenz 6. 9. 1844 † Mainz 22. 12. 1862. — d. Georg Alexander, * Koblenz 11. 11. 1846 † Irrenanstalt St. Thomas bei Andernach 1879. — e. Anna Maria Elisabeth Alberta, * Berlin 20. 2. 1850. Später altkatholisch, dann evangelisch. ○ Mainz 21. 5. 1872 Hermann Matthie, evang., * Guhrau i. Schles. 11. 4. 1836 † Berlin 22. 10. 1875. Offizier im 11. Feld-Art.-Regt., 1870 beim 3. Festungsart.-Regt. General-Feldzeugmeister. Matthie machte die Beschießung von Paris mit, erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse und den bayerischen Verdienstorden und nahm 1874 den Abschied als Major. Er trat in die Verwaltung der Bessemer Stahlwerke erst in Ruhrort, dann in Berlin ein, doch raffte ihn schon früh ein Krebsleiden dahin. Alberta schloß zu Heidelberg am 7. 1. 1879 eine zweite Ehe mit D. theol. Johannes Rieks, dem altkatholischen Stadtpfarrer daselbst. D. Rieks, * Bruchhausen bei Höxter 14. 7. 1843, trat später mit seiner Gattin zum evangelischen Bekenntnis über. Er ward 1888 Prediger am Evang. Vereinshause in Berlin, 1892 Pfarrer in Olvenstedt, 1901 in Prosen bei

Zeitz. Hier starb er am 27. 2. 1908. (1) — f. Theresia Olympia, * Minden 10. 9. 1851, ○ Ballenstedt a. H. 23. 6. 1877 Bernhard Ludwig Napoleon Chambola, kath., Ingenieur, damals in Mägdesprung, später in Stuttgart, * Köln 15. 12. 1846, Sohn des Maurermeisters Josef Chambola und der Maria geb. Weber. (2)

45. c. **Alexander Ernst Ludwig,** Landwirt zu Klucze in Polen. * Daun 19. 5. 1824 † Klucze, Gouv. Kielce, 9. 7. 1893 n. St. (3) Erlernte die Landwirtschaft auf dem Gute seines Schwagers von Paczynski-Tenczyn und trat dann in die Dienste des schlesischen Magnaten Grafen Renard. Er verwaltete zunächst dessen Gut Schwieben in der Herrschaft Groß-Strehlitz, später andere Besitzungen. Nach und nach verlor Ernst den Zusammenhang mit seiner Familie. 1860 übersiedelte er nach Nowo-Radomsk in Polen, wo er eine Niederlage landwirtschaftlicher Maschinen errichtete, Holzgeschäfte im Großen betrieb, auch an der dortigen Landwirtschaftsschule als Lehrer tätig war. Im polnischen Aufstande verlor er fast sein ganzes Vermögen. Er pachtete jetzt die Domaine Wywos bei Opoczno in Polen, die jedoch nach einigen Jahren parzelliert wurde. Nach mehreren Zwischenstellungen trat Ernst wieder in Graf Renards Dienste auf dessen polnischer Besitzung Klucze.

○ Kaminitz O.-Schl. 9. 2. 1851 Wilhelmine, * Gleiwitz 6. 4. 1828 † Buk, Gouv. Kielce, 1. 6. 1885, Tochter des Oberförsters Johann Derball und der Eleonore geb. Thiele in Rokittnitz.

Kinder, nach der Mutter katholisch und bis auf Martha und ihre in Deutschland erzogenen Kinder polonisiert: a. Ludwig VIII. 63. — b. Martha, * Miechowitz O.-Schl. 19. 4. 1853 ○ Iwanowice, Kr. Miechow, Gouv. Kielce, 8. 1. 1882 Friedrich Bertermann, Brennereiverwalter in Strojec in Polen, * Krummlinde, Kreis Lüben i. Schles., 31. 7. 1854. (4) — c. Klara, * Miechowitz 12. 8. 1854 † Pinczow, Gouv. Kielce, 2. 7. 1902, ○ Teyce, Kr. Miechow, 10. 2. 1879 Wojciech Ziembinski, Richter in Wodzislaw, Gouv. Kielce. (5) — d. Hedwig, * Miechowitz 15. 10. 1856

— (1) — Aus Albertas erster Ehe stammen folgende Kinder: aa. Hermann Matthie, * Mainz 31. 12. 1873 ○ Hamburg 21. 5. 1900 Paula Schröder. Besitzt eine Gärtnerei bei Neapel. — bb. Bertha Matthie, * Berlin 15. 3. 1875, ○ Olvenstedt 18. 4. 1900 Kaufmann Hermann Hackländer in Magdeburg, Enkel des Schöpfers des Hermannsdenkmals Ernst von Bandel. — Kinder zweiter Ehe: cc. Paula Rieks, * Heidelberg 6. 12. 1879, Lehrerin, ○ 30. 1. 1905 Willy Wermann in Buenos-Aires. — dd. Johannes Franz Rieks, * Heidelberg 6. 12. 1881, Ingenieur in Honolulu. — (2) — Kinder: aa. Hugo Chambola, * Mägdesprung 11. 8. 1878, Kaufmann. — bb. Richard Chambola, * Steglitz 19. 11. 1882, Kaufmann. — (3) — Die Daten über die in Polen lebenden Familienglieder sämtlich nach neuem Stil. — (4) — Kinder: aa. Wilhelmine Bertermann, * Hausdorf, Kr. Neumarkt, 17. 4. 1883, ○ Lipic, Gouv. Petrikau, 10. 7. 1904 Czeslaw Jendrzejewski, Wojt zu Miedsno, Gouv. Petrikau. — bb. Selma Bertermann, * Siedliska, Kr. Miechow, Gouv. Kielce, 15. 4. 1886. ○ Lipic 10. 8. 1906 Brunislaw Reszkowski, Wojt in Lipic. — cc. Marie Bertermann, * Siedliska 16. 5. 1888. — dd. Siegfried Bertermann, * Kodromb, Gouv. Petrikau, 20. 10. 1893. — ee. Martha Bertermann, * ebenda 24. 8. 1896. — (5) — Kinder, * Pinczow: aa. Julian Ziembinski, * Golczy, Kr. Miechow, 16. 2. 1881, Apotheker. — bb. Sigismund Ziembinski, * Pinsczow 2. 5. 1885, Kaufmann. — cc. Kasimir Ziembinski, * ebenda 3. 3. 1887, Offizier. — dd. Eugen Ziembinski, * ebenda 19. 12. 1889. — ee. Waclaw Ziembinski, * ebenda 18. 10. 1892.

○ Iwanowice 24. 6. 1882 Joseph Pawlik, Wojt in Iwanowice, Gouv. Kielce. ○○ Pilica 7. 10. 1898 Stanislaus Orlowski, Hutfabrikant in Pilica, Polen. (1) — e. Paul VIII. 64. — f. Boleslaus VIII. 65. — g. Stanislaus VIII. 66.

46. **d. Wilhelm Karl,** Kaufmann zu Koblenz.
* Daun 24. 10. 1830 † Koblenz 8. 9. 1877. ○ Ehrenbreitstein 24. 5. 1856 Magdalene, * daselbst 9. 4. 1832, kath., Tochter des Oekonomen Jacob Mahr und der Maria geb. Longard.

Kinder (2 S. 4 T.), * Koblenz, katholisch: a. Ernst Nicolaus VIII. 67. — b. Maria, * 7. 5. 1859, ○ Koblenz 4. 1. 1886 Richard Hansen, Kaufmann in Adlershof bei Berlin, * Köln 8. 2. 1854. (2) — c. Elisabeth, * 29. 6. 1860. ○ Koblenz 17. 5. 1885 Otto Schaltenbrand, Kaufmann zu Frankfurt a. M., * Koblenz 1. 3. 1857. (3)

Achtes Geschlecht

A. Die Söhne des Bauinspektors Friedrich Avenarius von Kassel (VII. 32)

47. **a. Wilhelm Friedrich,** Salinendirektor zu Sooden a. W.
* Sooden a. W. 23. 6. 1818 † ebenda 14. 3. 1894. — Von 1846 bis 1847 Bergeleve in Kassel, dann Salzamtsacceſſiſt, 1855 Salzamtsaſſeſſor in Nauheim. 1857—1864 Salineninſpektor daſelbſt. 1864—1871 in Rodenberg. 1872 Salinendirektor in Sooden. ○ Chriſtiane Marie Schminke, * Eſchwege 18. 1. 1824 † Nauheim 8. 1. 1850. ○○ Bleicherode 1. 10. 1853 Henriette, * Nauheim 1. 10. 1833 † Sooden 29. 6. 1890, Tochter des Salinenbeamten Friedrich Henkel und der Johanna geb. Pauli in Nauheim.

Kinder II. Ehe: a. Friedrich Wilhelm IX. 68. — b. Charlotte Sophie, * Nauheim 26. 10. 1855 † Frankfurt a. M. 24. 1. 1904. — c. Wilhelm Friedrich IX. 69. — d. Emilie Sophie, * Nauheim 27. 8. 1862, ○ Sooden 11. 9. 1890 Ludwig Huber, Pfarrer in Dietzenbach, Kr. Offenbach, † Frankfurt a. M. 5. 6. 1908. (4) — e. Franziska Angelika, * Rodenberg 4. 1. 1865. Lebt in Frankfurt a. M.

48. **b. Friedrich Franz,** Beſitzer einer chemiſchen Fabrik in Allendorf a. W.
* Sooden 20. 6. 1820 † Kaſſel 30. 5. 1891. ○ Kaſſel 21. 11. 1848 Eliſe Katharina, * 23. 11. 1828 † Allendorf ſchon 28. 12. 1848, Tochter des Kaufmanns Friedrich Heinrich Wenderoth und der Charlotte Franziska geb.

— (1) — Kinder I. Ehe: aa. Stanislawa Pawlik, * Buk, Kr. Miechow, Gouv. Kielce, 8. 5. 1883, Lehrerin. — bb. Brunislaw Pawlik, * Minoga, Gouv. Kielce, 14. 8. 1884, Maſchinenbauer. — cc. Hedwig Pawlik, * Siedliska, Gouv. Kielce, 15. 5. 1886. — (2) — Kinder: aa Ernſt Hanſen, * Berlin 28. 12. 1886. — bb. Martha Hanſen, * Steglitz 8. 2. 1889. — cc. Angelika Hanſen, * Steglitz 24. 7. 1890. — (3) — Kinder, * Frankfurt: aa. Willy Schaltenbrand 17. 2. 1886. — bb. Magda Schaltenbrand, * 26. 7. 1888. — (4) — Kinder, * Dietzenbach: aa. Ernſt Ludwig Huber * 25. 6. 1891. — bb. Elſe Huber * 21. 1. 1896. — cc. Kurt Huber * 18. 6. 1905.

Wille in Kassel. ○○ Allendorf a. W. 16. 10. 1851 Elwine Katharina Karoline, * Allendorf 16. 10. 1830 † dort 29. 8. 1854, Tochter des Weinhändlers Gabriel Krötschell und der Marie geb. Wiederhold in Allendorf. ○○○ Allendorf a. W. 12. 4. 1859 Helene Charlotte, * Sooden 18. 7. 1834 † Kassel 8. 5. 1887, Tochter des Pfarrers Heinrich Claus und der Marie geb. Wille in Sooden.

Kinder II. Ehe, * Allendorf: a. Emilie Marie, * 7. 8. 1852. ○ Kassel 14. 8. 1872 Wilhelm Thon, Gutsbesitzer in Albungen am Meißner, * Fürstenstein bei Albungen 3. 9. 1845. (1) — b. Arthur Wilhelm Friedrich IX. 70.

Kinder III. Ehe, * Allendorf: c. Friedrich Heinrich IX. 71. — d. Adolf Otto IX. 72. — e. Heinrich Ernst IX. 73.

49. **c. Karl,** Apothekenbesitzer in Frielendorf, Bez. Kassel.
* Sooden a. W. 24. 6. 1828 † daselbst 6. 9. 1887. ○ Todenhausen 26. 12. 1873 Elise Schömber. Kinderlos.

50. **d. Franz Hermann Ludwig,** Kaufmann in Wanfried in Hessen.
* Sooden a. W. 25. 3. 1833. Befuhr nach dem Besuch des Gymnasiums zwanzig Jahre lang die See auf Handels- und Kriegsschiffen und ließ sich dann als Kaufmann in Wanfried nieder. ○ Wanfried 26. 12. 1873 Marie Therese, * Großenhain 14. 8. 1852, Tochter des Tuchwebers Joh. Friedr. Wilh. Groß und der Johanne Eleonore geb. Richter.

Kinder (1 S. 2 T.) * Wanfried: a. Minna Elise, * 21. 12. 1877, ○ Wanfried 6. 9. 1905 Fritz Ramackers, Kaufmann in Dortmund. — b. Friedrich Paul IX. 74.

B. Die Söhne des Oberbergamtssekretärs Franz Karl Tilemann Avenarius von Bonn (VII. 33)

51. **a. Joh. Baptist Franz,** Bürgermeister und Hauptmann d. L. a. D. zu Linnich bei Aachen.
* Bonn 21. 12. 1829 † Linnich 29. 4. 1887. Katholisch. ○ Dahlen, Kr. Gladbach, 8. 9. 1865 Maria Katharina, * daselbst 21. 2. 1845 † Savannah, St. Georgia N.-A., 1. 6. 1900, Tochter des Brauereibesitzers Joh. Peter Wolters und der Karoline geb. Löbens.

Kinder (1 S. 3 T.) * Linnich: a. Maria Victoria, * 8. 10. 1866, Erzieherin in Gielsdorf bei Bonn. — b. Julia, * 31. 5. 1868, ○ Mai 1901 Baptist Wolters, Civilingenieur zu Boppard a. Rh., * Dahlen 15. 5. 1865. — c. Fritz IX. 75.

52. **b. Friedrich Wilhelm,** Kgl. Preuß. Notar in Saarbrücken.
* Bonn 10. 4. 1831 † Saarbrücken 25. 2. 1879. Katholisch. Notar in Treis a. Mosel, seit 1876 in Saarbrücken. ○ Vallendar 15. 10. 1870 Auguste,

— (1) — Kinder, * Albungen: aa. Helene Thon * 27. 7. 1873. ○ Albungen 20. 8. 1898 Gymn.-Professor Dr. Gustav Wölbing, jetzt in Mörs. — bb. Wilhelm Thon * 13. 6. 1878, ○ Kassel 28. 4. 1906 Johanna Schmuck aus Kassel. — cc. Luise Thon * 8. 11. 1888.

* St. Goar 17. 7. 1839 † Trier 9. 6. 1904, Tochter des Hauptmanns a. D. Hermann Joseph Merkitsch und der Sophie geb. Reiffenberg.

Kinder (3 T.): a. Mathilde, * Treis 9. 6. 1874, seit 21. 4. 1897 Klosterschwester im Orden der Franziskanerinnen, seit Mai 1906 im Collegio Espirito Santo zu Bagé, Südbrasilien, Rio Grande do Sul. — b. Thekla, * Carden a. M. 28. 7. 1876. ○ Trier 27. 8. 1900 Hans Reiff, früher Amtsrichter zu Bitburg, jetzt Rechtsanwalt in Boppard, * Mayen 8. 1. 1870. (1)

53. **c. Karl Anton (Toni) Josef,** Kunstmaler in Köln a. Rh.
* Bonn 14. 4. 1836 † Köln 31. 1. 1901. Katholisch. Das „Deutsche Künstler-Lexikon der Gegenwart" (Leipzig-Berlin 1898) berichtet über ihn: Toni genoß den ersten Unterricht im Zeichnen durch den Universitätszeichenlehrer Chr. Hohe in Bonn. Nachdem er das Gymnasium absolviert, ging er 1853 auf die Akademie nach München, wo Hiltensperger, Schwind und Foltz seine Lehrer waren. Als einen der besten Zeichner der Akademie zog ihn deren Direktor Wilhelm Kaulbach mit zur Ausführung der Kartons zu Goethes Frauengestalten heran. Später arbeitete Toni in den Ateliers der Kölner Maler Erich Correus und Gisbert Flüggen. Seit 1861 war er dauernd in Köln ansässig. Er malte Genrebilder und Portraits. Unter letzteren ist eine Reihe Monumentalbildnisse der Stifter des Kölner Männergesangvereins im großen Saale des Vereinshauses „Wolkenburg" hervorzuheben. Eine seiner besten Arbeiten ist ein in Grisaille ausgeführtes Bild, das das alte Kindergebet „Abends, wenn ich schlafen geh" zum Motiv hat. Seine — auch im Kunsthandel vervielfältigten — Aquarellen, die den historischen Festzug bei der Vollendung des Kölner Doms darstellen, sind aus dem Besitze Kaiser Wilhelms I. in das Hohenzollern-Museum in Berlin gelangt. Sein letztes größeres Werk waren drei figurenreiche Friese, die Geschichte der Stadt Köln bis auf den heutigen Tag darstellend. Durch seine prächtigen Entwürfe zu den Karnevalszügen — Toni gehörte ständig dem großen Karnevalsrate an — sowie durch etwa 500 Gedenkblätter, Diplome und Adressen hat er sich einen weit über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Ruf geschaffen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Aufdeckung, Zusammenstellung und Restaurierung des aus altchristlicher Zeit stammenden Mosaikbodens in der Kirche St. Gereon zu Köln. Der geistreiche, humorvolle Künstler, auch auf musikalischem Gebiete tätig und lange Zeit Vizepräsident des weitberühmten Kölner Männergesangvereins, hat auch vierzehn komische Opern und Operetten („Jan und Griet", „Loreley" usw.) geschrieben, die in den Rheinlanden viel aufgeführt worden sind.

○ Bonn 7. 11. 1864 Friederike Wilhelmine Clara, * Schöneiche, Bez. Potsdam, 25. 4. 1844, evangelisch, Tochter des Bauunternehmers Wilhelm Meyer und der Wilhelmine geb. Schulze in Bonn. Kinderlos.

— (1) — Kinder: aa. Hermann Reiff, * Trier 3. 10. 1902. — bb. Wilhelm Reiff, * Bitburg 11. 7. 1905. — cc. Katharina Reiff, * Bitburg 22. 11. 1906. — dd. Theodor Reiff, * Boppard 15. 7. 1908.

C. Die Nachkommen des Drechslermeisters Leopold Avenarius von Magdeburg (VII. 36)

54. **Ernst Emil,** Tapezier und Dekorateur zu Magdeburg.
* dort 18. 10. 1854. ○ Magdeburg 5. 3. 1892 Johanna Bertha Therese, * Magdeburg 27. 9. 1867, Tochter des Handelsmanns August Schwarzer in Halle und der Charlotte geb. Zeuner.

Kinder * Magdeburg: a. Gertrud Johanne, * 6. 6. 1893. — b. Friedrich Leopold, * 27. 10. 1894. — c. Elsa Thekla Johanne, * 9. 3. 1896. — d. Ernst Max Christian, * 21. 7. 1900. — e. Karl August Hermann, * 23. 1. 1902. — f. Kurt Hans Rudolf, * 4. 7. 1906.

D. Die Nachkommen des Verlagsbuchhändlers Eduard Avenarius von Leipzig (VII. 39)

55. **a. Maximilian Eduard Friedrich,** Kaufmann und Techniker.
* Paris 21. 11. 1840 † St. Petersburg 3. 10. 1871. Unverheiratet. Lebensabriß S. 121—123. (Die Freischützbegeisterung der Mutter giebt ihm den Namen. Jugend S. 121. Harte Jahre in Rußland S. 121—123. Sein früher Tod. Seine Persönlichkeit S. 123. Richard Wagners Beileidsschreiben S. 122.)

56. **b. Richard Ludwig Heinrich,** Dr. phil., ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Zürich.
* Paris 19. 11. 1843. † Zürich 18. 8. 1896. Lebensabriß S. 123—150. (Richard Wagner als Pate S. 123. Augenoperation und Schwindsuchtsfurcht S. 124. Religiöse Zweifel S. 124. Unglückliche Gymnasialzeit S. 124. Richards Lehrjahre im Buchhandel S. 124. 125. Seinem Drama Costanza del Monte Salute verdankt er die Einwilligung des Vaters zur Aufgabe dieses Berufs S. 125. Durch eisernen Fleiß gelingt es Richard, am 14. 1. 1864 die Reifeprüfung zu bestehen S. 126. Er wird stud. lit. germ. in Leipzig, von Ostern 1865 ab in Zürich S. 126. Besuche bei Richard Wagner und die Erstaufführung des „Tristan" in München S. 126—128. Richards Album S. 129. Gottfried Semper S. 129. Die Folgen der Münchener Tage. Abwendung von der Philologie. Plan in Italien weiter zu studieren S. 129—131. Richard reist 1865 mit dem Vater nach Italien S. 131. Entschluß, sich ausschließlich der Philosophie zu widmen S. 131. Studium in Berlin und Leipzig. S. 131. 132. Begründung des „Akademisch-philosophischen Vereins" in Leipzig S. 132. „Das Ding an sich" S. 132. 133. Promotion am 7. 8. 1868. Richards Spinozaschrift S. 133. Wanderjahre S. 133. 134. Habilitation in Leipzig S. 134. „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes" S. 134. Die Begründung der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" im Oktober 1876 S. 135. Richard wird Ostern 1877 als ordentlicher Professor der induktiven Philosophie an die Universität Zürich berufen S. 135. Richards poetische Bestrebungen S. 135. Verlobung und Hochzeit S. 136. Erste Züricher Jahre S. 136—139. Richards Persönlichkeit S. 137. 138. Von der „Kritik der reinen Erfahrung" erscheint

1888 der erste, 1890 der zweite Band S. 139. Spätere Schriften S. 140. Der Empiriokritizismus S. 140—144. Herbe Enttäuschung: die Fachgenossen schweigen über die „Kritik“ S. 144—146. Richard fühlt sich in Zürich „im Elend“ der Verbannung. Letzte schwere Jahre und Tod S. 146—150. Richards Büste in Zürich S. 150.)

○ Altona 17. 3. 1877 Joh. Maria, * Altona 26. 12. 1845, Tochter des Fabrikbesitzers Johann Carl Semper und der Luise geb. Reincke daselbst, jetzt zu Heidelberg. Kinderlos.

57. c. **Ludwig Eduard Hermann**, Dr. jur. utr., Justizrat, Rechtsanwalt am Königl. Landgericht und Notar zu Hirschberg in Schlesien.

* Leipzig 5. 2. 1851. Lebensabriß S. 151—190. (Kindererinnerungen: Müffel, der Ueberhund. Das Podewilssche Palais. Die Vorschulzeit. Der Tiergarten. Berliner „Sommerwohnungen“ um 1860 S. 151—154. Das Friedrichsgymnasium in Berlin S. 154. 155. Meine Brüder S. 156. Die Jubelfeier der Leipziger Schlacht. Die Konfliktszeit. Der Krieg von 1864 S. 157. Der Vater macht mich zum Vertrauten seiner nationalen Begeisterung. Königgrätz S. 158. Unsere „jours fixes“ und das „Lesekränzchen“ der Mutter S. 158. 159. Vater und Söhne S. 160. Alwine S. 160. Vetter Louis Heinrich, seine Mutter Luise Heinrich geb. Avenarius und seine Schwestern Constanze und Marie S. 161—163. Meine Schulfreunde Gruner und Prinz Maurokordatos S. 163. Ich werde Ostern 1869 als stud. jur. et cam. in Berlin immatrikuliert. Gneists große Zeit S. 163. 164. Die Universität Leipzig S. 164. 165. Hempels „Nationalbibliothek“ und die Leipziger Bücherversteigerungen S. 165. Der sächsische Partikularismus weicht 1870 in Leipzig flammender Begeisterung. Wie ich die Kunde von Sedan erfuhr S. 165—167. Die Leipziger Studentenschaft nach dem großen Kriege. Die studentische „Reformbewegung“ und der „Akademische Verein Lipsia“ S. 168—170. Studium in Halle S. 170. 171. Referendarzeit in Greifswald und Hirschberg S. 171. 172. Promotion S. 172. Verlobung und Heirat S. 172. Als Staatsanwalt in Ratibor S. 172. 173. Amtsrichterjahre in Greiffenberg i. Schl. S. 173. 174. Eintritt in den Kreisausschuß und die Provinzialsynode S. 174. Die Politik tritt in den Mittelpunkt meines Lebens. Die Septennatswahl 1887. S. 174—176. Ich werde 1888 in das Abgeordnetenhaus gewählt. Persönliche Erinnerungen aus der Parlamentszeit S. 176—179. Ich kandidiere zum Reichstag und versuche dann vergeblich, mich von der Politik zurückzuziehen S. 179. 180. Ich werde Rechtsanwalt in Hirschberg S. 180. 181. Der Helenenberg in Saalberg S. 181. Weitere politische Tätigkeit S. 181—185. Arbeit in der kommunalen Selbstverwaltung und auf kirchlichem Gebiete S. 185. 186. Als Freimaurer S. 186. Rückblick und Ausblick S. 189. 190.)

○ Leipzig 15. 8. 1882 Klara Helene Karoline, * Halle 5. 9. 1852, Tochter des Privatiers Wilhelm Rühlmann und der Emilie geb. Heckenberg zu Kösen. Ueber Helenens Familie S. 260—263.

Kinder: a. Caecilie Maria Julia Emilie, * Ratibor 27. 5. 1883, ○ Hirschberg 8. 2. 1903 Dr. jur. Otto Theodor Reier, * Iserlohn 22. 1.

1875, Sohn des Realgymnasialdirektors Theodor Reier und der Ida geb. Börner in Landeshut in Schl., Rechtsanwalt am Kgl. Landgericht und Stadtverordneter zu Hirschberg, Mitglied des Zentralvorstands der Nationalliberalen Partei und des Vorstands des „Bundes der Industriellen" zu Berlin, sowie geschäftsführendes Vorstandsmitglied des „Bundes der Industriellen am Riesengebirge", Begründer und Herausgeber der „Schlesischen Heimatblätter, Zeitschrift für Schlesische Kultur", die seit dem 1. Oktober 1907 in Hirschberg erscheinen (1). — b. Eduard Johannes Ludwig Ferdinand Georg, * Greiffenberg i. Schl. 24. 1. 1886. Cand. med. Besuchte das Gymnasium in Hirschberg. Studierte in Genf, München, Würzburg und Straßburg. — c. Johannes (Hannes) Eduard Maximilian Wilhelm Felix, * Greiffenberg i. Schl. 7. 1. 1887, Kunstmaler. Besuchte die Gymnasien in Hirschberg und Wittenberg, die Kunstakademie in Dresden, hörte an der Universität zu München. Jetzt in Breslau. — d. Ferdinand Eduard Georg Maximilian Richard, * Greiffenberg i. Schl. 11. 3. 1889. Besuchte das Gymnasium in Hirschberg und hört z. Zt. Kollegien in Breslau, um sich zum Eintritt in den Buch- und Kunsthandel vorzubereiten.

58. **d. Ferdinand Ernst Albert,** Dr. phil. hon. c., Herausgeber des „Kunstwart" und der „Kunstwart-Unternehmungen", Vorsitzender des „Dürerbundes" in Blasewitz bei Dresden.

* Berlin 20. 12. 1856. Lebensabriß S. 192—208. (Autobiographie: Kinder-Erinnerungen. Der Krieg von 1870 S. 192. Das Wilhelmsgymnasium in Berlin und die Dresdner Kreuzschule S. 193. Der „Naturwissenschaftliche Wanderverein" S. 193. Das Elternhaus S. 193. Studium in Zürich und Aufenthalt in Italien S. 194. 195. Der „Diskussionsklub" in Dresden S. 196. Begründung und Entwicklung des „Kunstwart" S. 196—199. Der „Dürerbund" S. 199). Näheres über die Kunstwart-Unternehmungen und den Dürerbund S. 200—208.

○ Dresden 30. 7. 1894 Else Sophie Bertha Doehn verehel. gew. Schumann, * bei St. Louis N.-A. 30. 8. 1859, Tochter des Schriftstellers Dr. Rudolph Doehn und der Rosalie Friederike geb. Martins in Dresden. Kinderlos. (Stiefsohn: Wolfgang Schumann, Schriftsteller, * Dresden 22. 8. 1887.)

E. Der Sohn des Rittergutsbesitzers Hermann Avenarius von Pomedien (VII. 40)

59. **Richard Emil Leopold,** Rittergutsbesitzer auf Groß-Legden, Kreis Königsberg i. Pr.

* Pomedien 26. 7. 1846 † Gr.-Legden 23. 4. 1907. Besaß seit 1877 dies Rittergut, das er kurz vor seinem Tode verkaufte. Unvermählt.

— (1) — Kinder, * Hirschberg: aa. Ingeborg Cäcilie Reier, * 26. 4. 1904. — bb. Wolfgang Otto Reier, * 19. 2. 1906.

F. Der Sohn des Kaufmanns und Technikers Ferdinand Avenarius von Berlin (VII. 42)

60. **Ferdinand Curt**, Dr. phil., Kaufmann und Techniker zu Charlottenburg. * Berlin 13. 5. 1868. Besuchte das Neustädtische Gymnasium in Dresden und bestand im Herbste 1887 auf dem Wilhelmsgymnasium zu Berlin das Abiturientenexamen. Studierte in Lausanne, Berlin und Straßburg Chemie, Mineralogie und Physik. Promovierte 11. 8. 1891 an der philosophischen Fakultät zu Berlin zum Doktor auf Grund seiner Dissertation: „Ueber einige molukulare Umlagerungen". Einige Zeit darauf trat er in die Firma Gebrüder Avenarius in Berlin ein. Oberleutnant a. D. der Garde-Landwehrartillerie. ○ Lausanne 20. 7. 1896 Josephine Louise Florence, * Orbes de Vaux, Schweiz, 11. 10. 1866, Tochter des Dr. Adolf La Combe, Professors der neueren Philologie an der Universität Lausanne und der Frederica geb. Poyet. Kinder, * Charlottenburg: a. Werner Ferdinand Adolf, * 30. 4. 1897. — b. Richard Hans Friedrich, * 27. 7. 1899. — c. Nelly Florence, * 16. 6. 1903.

G. Die Nachkommen des Garnisonverwaltungsdirektors Albert Avenarius von Mainz (VII. 44)

61. **a. Ernst Abund Richard**, Großherzogl. Hessischer Kommerzienrat zu Gaualgesheim a. Rhein, * Koblenz 9. 2. 1840. Katholisch. Richard trat, nachdem er auf dem Mainzer Gymnasium 1860 das Abiturientenexamen bestanden, als Fahnenjunker beim Niederrhein. Füsilier-Regiment Nr. 39 ein und ward im Juli 1861 Leutnant. Ende 1865 verletzte er sich beim Turnen beide Fußgelenke und trat deshalb wegen zeitlicher Dienstuntauglichkeit zur Landwehr über. Als Landwehroffizier machte er die Feldzüge von 1866 und 1870 mit, ersteren bei seinem alten Regiment Nr. 39, letzteren als Kommandeur des 3. Sanitäts-Detachements des VIII. Armeekorps. Er nahm an 22 Schlachten und Gefechten Teil und erwarb das Eiserne Kreuz. In beiden Kriegen ward er leicht verwundet. Noch im Jahre 1871 schied er als Invalide mit dem Charakter als Hauptmann aus. Nach seinem ersten Ausscheiden aus der Armee hatte Richard eifrig chemische Studien betrieben, auch zwei Semester lang das Fresenius'sche Institut in Wiesbaden besucht. Dann begründete er nach seiner Verheiratung 1867 in Büdesheim a. Rh. eine kleine Kesselschmiedewerkstatt, die er schon 1868 nach Gaualgesheim bei Ingelheim verlegte. Dort besteht sie noch heute in stark erweiterten Umfange. Mit dem Weinbau der dortigen Gegend und mit dem Bedarfe des Weinbauers vertraut, strebte Richard ein Verfahren zu erfinden, um die teueren und zugleich wenig widerstandsfähigen Rebpfähle ohne maschinelle Hilfsmittel dauerhaft zu machen. So entstand seine erste Kreosotieranstalt. In dieser erfand Richard die Herstellung des Carbolineum Avenarius, das heute als Holzkonservierungsmittel über die ganze Welt verbreitet ist. Neben dem die Firma Gebr. Avenarius führenden Stammhause in Gaualgesheim entstand zunächst in Adlershof bei Berlin eine Fabrikfiliale. Bald darauf veranlaßten die Zollverhältnisse die Errichtung einer besonderen Fabrik für Oesterreich in Amstetten (Nieder-

Oesterreich), der dann eine Fabrik für Ungarn in Preßburg gefolgt ist. Auch in der Nähe von St. Petersburg hat Richard in Gesellschaft mit zwei Herren von Schumacher eine Carbolineumfabrik begründet. Den Gesamtvertrieb seiner Fabrikate leitet die Kommanditgesellschaft R. Avenarius & Co. in Stuttgart, deren alleiniger persönlich haftender Gesellschafter Richard ist, mit Zweigniederlassungen in Hamburg, Köln und Berlin. In Amerika vertreibt die „Carbolineum Wood Preserving Co." in Milwaukee mit Zweighäusern in Neu-York, Portland, Seattle, Neu-Orleans, Mexiko und Quebec das Carbolineum Avenarius. England nnd seine Kolonien werden von der Firma „C. A. Peters Limited" in Derby mit Carbolineum versorgt. So ist aus unscheinbaren Anfängen ein Weltgeschäft entstanden. 1892 erwarb Richard eine kohlensauere Quelle im Brohltal, deren Wasser unter dem Namen „Avenariusbrunnen" insbesonders nach Zentral- und Südamerika ausgeführt wird. Richard gehört zu den Führern der nationalliberalen Partei in Rheinhessen. ○ Wiesbaden 25. 3. 1867 Angelika Clara, * Wiesbaden 11. 1. 1839, † Gaualgesheim 30. 9. 1910, Tochter des Bauunternehmers Anton Maeckler und der Gertrudis geb. Koch.

Sohn: Albert, * Büdesheim 17. 12. 1867 † Gaualgesheim 19. 7. 1879.

62. **b. Karl Matthias Josef,** Kaufmann zu Amstetten (Nieder-Oesterreich). * Koblenz 13. 2. 1843 † Amstetten 24. 12. 1908. Katholisch. Karl trat, als seines Bruders Richard Fabrik nach Gaualgesheim verlegt wurde, in diese ein und vertrat später die Stuttgarter Firma R. Avenarius &. Co. in Amstetten in Nieder-Oesterreich. ○ Wiesbaden 19. 10. 1867 Käthe Maeckler. Schwester der Gattin seines Bruders Richard. Bereits am 25. 11. 1867, acht Tage nach der Heimkehr von der Hochzeitsreise, wurde die junge Frau, als sie den Schwiegervater auf dem Bahnhofe zu Gaualgesheim begrüßen wollte, vor dessen Augen von einem Zuge überfahren und getötet. ○○ Rheinböllen 22. 9. 1875 Elisabeth Mayer, * Gaualgesheim 18. 10. 1854.

Kind: Elisabeth, * Rheinböllen 22. 9. 1876. ○ Amstetten 8. 6. 1898 k. k. Tierarzt Prigl in Amstetten.

H. Die Nachkommen des Landwirts Ernst Avenarius von Klucze (VII. 45)

63. **a. Ludwig,** Kaufmann in Slawuta, Wolhynien. Früher Güteradministrator in Milonice, Gouv. Warschau. * Miechowitz O.-Schl. 14. 8. 1850. Katholisch. ○ Zarnow, Gouv. Radomsk, 14. 5. 1882 Marie Sophie, * Branica 25, 3. 1862, Tochter des Großgrundbesitzers Aurel von Domanski und der Angelika geb. Stawiska. Kinderlos.

64. **b. Paul,** Güteradministrator in Sieciechowice, Polen. * Mlodzow, Gouv. Petrikau 29. 6. 1859. Katholisch. ○ Kidow, Kr. Olkusz, 23. 2. 1895 Maria Emilie, * Lany 30. 6. 1873, Tochter des Kaiserl. Oberförsters, späteren Großgrundbesitzers Ferdinand Tirpitz und der Theodosia geb. Kochen zu Lany, Kr. Olkusz.

Kinder: a. Angelika Maria, * Wolbrom, Kr. Olkusz, 14. 2. 1896. — b. Arkadius Johannes, * Szadek, Kr. Konsk, 26. 6. 1898. — Amalia Hedwig, * Czaplau, Kr. Miechow, 11. 3. 1900.

65. **c. Boleslaus,** Fabrikbesitzer in Warschau.
* Skotniki, Gouv. Petrikau, 10. 5. 1871. Katholisch. ○ Warschau 19. 8. 1896 Maria Janina, * Kalisch 16. 7. 1876, Tochter des Obersten und Regimentskommandeurs von Widawski zu Warschau.
Kinder, * Warschau: a. Halina, 17. 5. 1899. — b. Zdzislaw Josef, 15. 5. 1900. — c. Janina, 26. 2. 1903.

66. **d. Stanislaus,** Kaufmann in Lodz.
* Skotniki, Gouv. Petrikau, 8. 5. 1873. Vertreter der Firma Singer & Co. Katholisch. ○ Lodz 25. 6. 1898 Sophie, * Szadkow, Kr. Sieradz, 15. 5. 1881, Tochter des Großgrundbesitzers Vincenz Szarkowski und der Victoria geb. Mertz auf Elsnerowek bei Warschau.
Kind: Anton Ludomir, * Lodz 7. 5. 1899.

I. Die Nachkommen des Kaufmanns Wilhelm Avenarius von Koblenz (VII. 46)

67. **Ernst Nicolaus,** Kaufmann zu Koblenz.
* Koblenz 5. 6. 1857. Katholisch. Inh. der Firma „Friedrich Kroté", Schaumweinfabrik u. Weingroßhandlung. ○ Wiesbaden 6. 5. 1893 Anna, * Schwerte i. W. 22. 4. 1865, Tochter des Baumeisters Joseph Herborn u. der Ruperta geb. Mäckler.
Kinder, * Koblenz: a. Wilhelm Richard Josef 29. 1. 1894. — b. Otto Ernst 1. 6. 1896. — c. Heinrich Wilhelm Albert 13. 1. 1899.

Neuntes Geschlecht

A. Die Nachkommen des Salinendirektors Wilhelm Avenarius von Sooden a. W. (VIII. 47)

68. **a. Friedrich Wilhelm,** Redakteur in Leipzig-Stötteritz.
* Nauheim 20. 8. 1854. Kaufmann. 1883 Mitarbeiter und von 1884 an Chefredakteur von „Hendschels Telegraph" in Frankfurt a. M., seit 1904 Redakteur von „Storms Kursbuch" in Leipzig-Stötteritz. ○ Frankfurt a. M. 1. 8. 1894 Karoline Bertha, * Frankfurt a. M. 30. 5. 1868, katholisch, Tochter des Gefängnisinspektors Gottlieb Friedr. Eduard Falk und der Karoline Margarethe geb. Thom.
Kinder, evang.: a. Wilhelm Friedrich, * Frankfurt a. M. 14. 1. 1896. — b. Emilie Charlotte Karoline, * ebenda 2. 8. 1899. — c. Friedrich Karl Erich, * ebenda 2. 8. 1899. — d. Richard Kurt, * Neu-Isenburg bei Frankfurt a. M. 25. 11. 1902.

69. **b. Wilhelm Friedrich,** Besitzer der Gallusapotheke in Frankfurt a. M.
* Nauheim 7. 7. 1858. ○ Urberach in Hessen 29. 3. 1897 Katharina, * ebenda 23. 7. 1868 † ebenda 10. 3. 1898, Tochter des † Landwirts Johannes Deller und der Elisabetha geb. Lang.
Sohn: Wilhelm Friedrich, * Urberach 2. 3. 1898.

B. Die Nachkommen des Fabrikbesitzers Friedrich Avenarius von Allendorf a. W. (VIII. 48)

70. **a. Arthur Wilhelm Friedrich,** Kaufmann zu Berlin.
* Allendorf a. W. 1. 6. 1854 † Berlin 10. 12. 1902. ○ Karlshafen 24. 3. 1878 Helma, * Karlshafen 16. 6. 1855, Tochter des Uhrmachers Reinhard Breitenbach und der Emma geb. Dellith.
Kinder (3 S. 2 T.): a. Adolf Friedrich, * Allendorf 27. 11. 1881, z. Zt. in Kalifornien. — b. Hans Arthur Reinhard, * Allendorf 20. 8. 1883. — c. Emmy Emma Charlotte, * Allendorf 20. 3. 1887. — d. Margarethe Luise Helene, * Berlin 16. 4. 1892.

71. **b. Friedrich Heinrich,** Apothekenbesitzer zu Frielendorf, Bez. Kassel.
* Allendorf a. W. 20. 1. 1860. ○ Frielendorf 5. 10. 1888 Sophie Marie Elisabeth, * Lenderscheid 7. 3. 1866, Tochter des Rittergutspächters Heinrich Henkel und der Sophie Margarethe geb. Eckhard.
Kinder, * Frielendorf: a. Sophie Charlotte Karoline (Lilly), * 11. 7. 1889. — b. August, * 29. 8. 1892.

72. **c. Adolf Otto,** Oberlandesgerichtsrat in Celle.
* Allendorf a. W. 24. 3. 1864. Ward 1899 Amtsrichter in Abterode, 1905 Landrichter in Kassel, 1909 Oberlandesgerichtsrat in Celle. ○ Kassel 25. 1. 1899 Bertha Karoline Emma, * Ermschwerd 22. 5. 1875, Tochter des Gutsbesitzers Wilhelm Friedrich Pfeiffer und der Karoline geb. Bierschenk zu Ermschwerd, Kr. Witzenhausen.
Kinder: a. Friedrich Karl, * Abterode 6. 1. 1900. — b. Werner Heinrich Friedrich, * ebenda 21. 2. 1902. — c. Kurt Franz Emil Berthold, * Kassel 2. 7. 1907.

73. **d. Heinrich Ernst Karl,** Gutsverwalter in Nortenhof (Braunschweig).
* Allendorf a. W. 6. 7. 1868. ○ Braunschweig 3. 12. 1903 Else Anna Wilhelmine, * Voigtstedt 5. 10. 1880, Tochter des Landwirts Wilhelm Heling und der Minna geb. Kersten.
Kinder, * Nortenhof: a. Elisabeth Charlotte Luise, * 17. 12. 1904. — b. Fritz Heinrich Adolf * 14. 10. 1906.

C. Der Sohn des Kaufmanns Franz Avenarius von Wanfried (VIII. 50)

74. **Friedrich Paul,** Kaufmann in Wanfried in Hessen.
* Wanfried 13. 10. 1880.

D. Der Sohn des Bürgermeisters Joh. Baptist Avenarius von Linnich (VIII. 51)

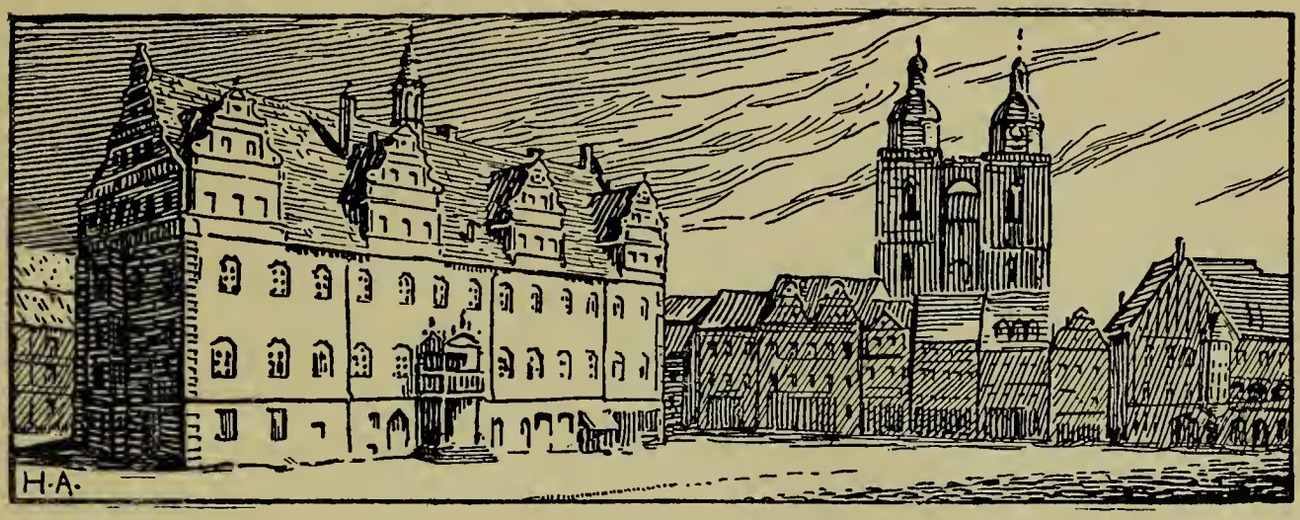
75. **Fritz,** Brauereidirektor zu Davenport, Iowa N.-A.
* Linnich 12. 6. 1873. Katholisch. ○ Viersen 7. 3. 1895 Maria, Tochter des Kaufmanns Karl Genenger zu Viersen.
Kinder (4 S. 1 T.): a. Victor, * Savannah 26. 2. 1897. — b. Georg Julius, * Savannah 14. 5. 1899. — c. Fritz, * Savannah 24. 7. 1901. — d. Marie Alwine, * Davenport 13. 10. 1905.

Fünfter Teil

Die Avenarius von Eger

Cum pius in seros transmittat diva nepotes
Munera, tam largae faenora messis habet.
Germen AVENARI multos florebit in annos
Et sua virtuti praemia semper erunt.
Orbari patribus possunt, sed Numinis aura
Subvecti placida, quod iuvat, omne ferent.

D. Paul Rober 1632.



Nach der Familienüberlieferung ist Johannes Avenarius (II. 2), der Heiligen Schrift Doktor, der Krämers Lorenz Habermann zu Eger 1516 geborener Sohn, der gemeinsame Stammvater aller Avenarius. Auch K. G. Dietmann (1), der sich sehr eingehend mit der Genealogie der Avenarius beschäftigt hat, versichert 1763 ganz bestimmt, nachdem er diesen Johannes, sowie seine Abkommen, die beiden Zacharias (IV. 10 und V. 11), Abraham von Zipsendorf (V. 12), Johannes von Plauen (VI. 14) und andere Familienglieder besprochen hat: daß Matthäus von Steinbach, Johannes von Gera, Joh. Caspar von Hohendorf und Georg Ludwig von Mühlhausen (siehe im vierten Teil) in dieselbe Familie, wie die Genannten gehören, „das wisse er gewiß, nur das wisse er nicht so genau, wie er solche habe in die Tabellen ordnen sollen."

In dem ersten Drittel des XVIII. Jahrhunderts hat diese Ueberlieferung, daß Matthäus von Johann von Eger abstamme, jedenfalls noch nicht bestanden: Kalckhoff, der Gewährsmann Strieders, nennt vielmehr Jülich als die Heimat des Vaters des Matthäus (S. 4).

Man muß sich vergegenwärtigen, daß D. Johann Habermanns Name nicht nur in Deutschland, sondern allüberall in evangelischen Landen im Munde des Volks lebte. Sein Gebetbuch stand an Verbreitung Luthers kleinem Katechismus kaum nach. Daß er der Sprößling eines solchen Gottesmanns sei, würde doch wohl sicher der alte Matthäus in seinen vielen uns erhaltenen Versen einmal

Eingangsbild: Marktplatz und Stadtpfarrkirche zu Wittenberg. — Die den Namen beigefügten Ziffern beziehen sich auf die diesem fünften Teile beigegebenen Stammtafeln. — (1) — K. G. Dietmann, Kursächsische Priesterschrift, besonders Band V. Dresden-Leipzig 1763. Im ersten (S. 404) und dritten (S. 575) Bande dieses monumentalen Werks bittet der Verfasser öffentlich um Beiträge für die Geschichte der Avenarius, im fünften Bande gibt er sehr genaue Notizen über Johannes von Eger, ebenso über diejenigen seiner Nachkommen, die im Hochstift Zeitz im Amte gestanden haben. Die alten Kirchenbücher dieser Diözese sind von Herrn Pfarrer Otto Hübner in Spora für die von mir gegebenen Nachrichten nochmals verglichen worden.

erwähnt, vor allem aber Matthäus Sohn Johannes in seiner Selbstbiographie (S. 16) hervorzuheben nicht unterlassen haben: rühmt Johannes doch besonders die Abstammung seiner Gattin von dem „durch viele Schriften hochberühmten Theologo", dem Generalsuperintendenten Nicolaus Rebhan. Auch Goldner in seinem 1723 erschienenen Programm De claris Avenariis (S. 21) nennt Johann von Eger nur als berühmten Namensgenossen des von ihm gefeierten Geraer Landessuperintendenten. (1)

Erst in dem der Leichenpredigt beigegebenen, wohl von dem Archidiakonus Wendler verfaßten „Lebenslauf" wird 1736 gerühmt, daß der Geraer Superintendent Johannes „aus dem in der Kirche Gottes wohlbekannten Geschlechte derer hochberühmten Avenariorum entsprossen sei."

Als dann am 18. März 1740 der Gothaer Pfarrer Joh. Christian Avenarius (VII. 16), ein Abkomme Johanns von Eger, dem Nachkommen des Matthäus, Oberpfarrer Joh. Reinhard Avenarius zu Schmalkalden (S. 274) einen Sohn aus der Taufe hob, mag in beiden Familien die Kenntnis von ihrem Ursprunge schon soweit verwischt gewesen sein, daß man sich für „Vettern" hielt. Bei solcher vermuteter Vetterschaft wird es in der Folgezeit verblieben sein und diese Annahme auch Dietmann zu jener Notiz verleitet haben.

Eine Geschlechtstafel der aus Eger stammenden Avenarius hat schon Johannes Avenarius von Plauen (VI. 14) aufgestellt: sie ist bei Zeumer (2) abgedruckt. Genauer — aber auch nicht fehlerfrei — ist die von Dietmann V. S. 103 ausgearbeitete. Dietmann hat dabei für die ältere Zeit handschriftliche Aufzeichnungen des Philippus Avenarius (III. 4) benutzen können, welche sich damals im Besitze des bekannten Lutherbiographen Pastor Friedr. Siegemund Keil in Kretzschau († 5. 5. 1765) befunden haben. Keil war der Schwiegersohn des Hohenprießnitzer Pfarrers Joh. Balthasar Avenarius (VII. 18). Seine Papiere haben sich dann auf seinen Abkömmling, den Professor Karl Friedr. Aug. Nobbe in Leipzig vererbt und sind von diesem bei seinem Werke: „Stammbaum der Familie des Martin Luther" (Leipzig 2. Aufl. 1856) benutzt worden. Ob sich unter diesen Papieren auch noch jene Aufzeichnungen des Philippus Avenarius erhalten haben, habe ich trotz aller Mühe, die ich damit Anderen und mir gemacht habe, nicht feststellen können. Das Stiftsarchiv in Zeitz ist leider verzettelt worden.

Die angesehene, in allen ihren Gliedern beim lutherischen Bekenntnis gebliebene Gelehrtenfamilie Johanns von Eger scheint im Mannesstamme ausgestorben zu sein. In der folgenden Uebersicht habe ich, abweichend von dem S. 268 ausgesprochenen Grundsatze, für die Zeit bis etwa 1700 auch nachweislich jung verstorbene Söhne der Egerschen Geschlechtsgenossen mit

— (1) — Die Witwe Johannes von Plauen (VI. 14), Anna Marie verw. gew. Appenfelder geb. Leupold lebte, als Matthäus Sohn Johannes in Gera Superintendent war, als dessen Beichtkind in dieser Stadt. In ihrem im Konsistorialarchiv zu Untermhaus erhaltenen Testamente vermacht sie ihrem Seelsorger dankbar 6 Taler „zur Anschaffung eines guten Buchs". Auch hier findet sich keine Anspielung auf verwandtschaftliche Beziehungen. — (2 — Joh. Caspar Zeumer, Vitae professorum Jenensium. Jenae 1711 pag. 88.

aufgeführt. Und zwar deshalb, weil auch die russische Familie unsres Namens von Johannes von Eger abzustammen glaubt und ich die Unterlagen nicht vorenthalten wollte, die es ermöglichen, diese Ueberlieferung an geschichtlichen Tatsachen nachzuprüfen.

In dem Stadthause zu Eger läuft unter der Decke des Zimmers, in welchem Wallenstein ermordet wurde, ein aus gemalten Wappenbildern gebildeter Fries um. Diese Wappen sollen denjenigen Stadt- und Landgeschlechtern des Egerlandes zugehören, welche durch die Gegenreformation aus ihrer Heimat vertrieben worden sind. Unter diesen Wappen befindet sich auch das der „Haberman" — was nicht auffällt, da in Eger, wie mir der dortige Stadtrat bestätigt, auch viele nicht zum Patriziat gehörige Familien ein Wappen geführt haben. Dies Wappen zeigt in rotem Felde auf grünem Boden einen blau gekleideten Mann mit weißen Strümpfen, der in der Rechten drei Haferähren hält. Um den geschlossenen Helm ist die blau-weiß-rote Zindelbinde geschlungen. Es ist wohl anzunehmen, daß dies das Wappen auch Johann Habermanns war.

Unter seinen Nachkommen kann ich nur zwei nachweisen, welche Wappen geführt haben: Johann Ludewig, Pfarrer in Zipsendorf (VII. 17), dessen Siegel sich auf einem im Familienarchiv befindlichen Autograph vom 23. 12. 1746 findet, und Joh. Balthasar, Pfarrer in Hohenprießnitz (VII. 18), dessen Petschaftsabdruck in amtlichen Akten vorkommt. Auf beiden Wappen ist die Färbung nicht bezeichnet, der Mann im Wappenschild trägt aber in jeder Hand drei Aehren und erscheint wachsend als Helmzier.

Erstes Geschlecht

1. **Lorenz Habermann,** Bürger und Krämer zu Eger.
Zeumer nennt ihn „civis optimus". Im Rate haben die Habermann jedoch nicht gesessen. Lorenz besaß nach Fischer (1) das „nächste Haus unterm Waldsässigen Steinhause in der Obergasse, da man auf Waldsassen, so ein herrliches Kloster und eine Stunde von Eger ist, hinausgehet." Er war mit Martha, der Tochter des Ehrhard Gifftel von Eger, verheiratet. Nach Fischer soll Lorenz Habermann im Jahre 1529 verstorben sein. Dies ist unrichtig: in den Losungsbüchern des Rates kommt er noch 1542 vor. Nach seinem Tode heiratete seine Witwe den Schmied Bastian (Wastel) Lorentz, der nach den städtischen Listen schon 1543 das Habermannsche Haus besaß und nach Fischers Bericht den Kramhandel seines Ehevorgängers „fein forttrieb".

Als Lorenz Habermanns Sohn ist nur D. Johannes (II. 2) bekannt. Aus der zweiten Ehe der Martha Gifftel stammt wahrscheinlich der Diakonus Johannes, der in dem von ihm selbst niedergeschriebenen Lebenslaufe im Wittenberger Ordiniertenbuch (herausgeg. von G. Buchwald, Leipzig 1895 II. S. 58) sich Johannes Avenarius Egranus junior nennt und

— (1) — Joh. Georg Fischer, Lebens-Gedächtniß Tit. Herrn D. Johannis Avenarii usw. Naumburg 1708. (Kgl. Bibliothek zu Berlin).

berichtet, er sei in Schneeberg vorgebildet, habe dann ein Jahr in Wittenberg studiert (wo er am 18. März 1563 als „Joh. Avenarius vet. alumni frater Egranus“ immatrikuliert ist), sei dann nach Falkenau (bei Eger) von seinem Bruder berufen, um das dortige Diakonat zu übernehmen, und zu diesem Amte am 17. März 1566 von D. Paul Eber ordiniert worden. Auch die von Paul Ebers Hand herrührende Parallelstelle (bei Buchwald a. a. O. Vorrede zu Band II. pag. XXV.) nennt diesen Johannes einen „frater M. Johannis, pastoris in Falkenau, agens aetatis annum 21“. Hiernach ist es unzweifelhaft, daß nicht ein Schreibfehler (filius statt frater) vorliegen, es sich somit nicht um den (nach Fischer) gleichfalls 1545 geborenen, gleichfalls Johannes genannten Sohn des berühmten Theologen Johannes Avenarius handeln kann. Wahrscheinlich hat Johannes Lorentz als Student sich einfach nach seinem schon damals angesehenen Halbbruder ebenfalls Avenarius genannt.

Zweites Geschlecht

2. **Johannes Habermann (Avenarius)**, der Heiligen Schrift Doktor, zuletzt Stiftssuperintendent des administrierten Bistums Zeitz.

* Eger 10. 8. 1516 (nicht 1520, da Johannes 74 Jahre alt ward!). † Zeitz 5. 12. 1590. (1) Johannes scheint in Prag studiert zu haben. 1540 (2) trat Johannes in den Orden der Kreuzherren vom Roten Stern ein, die noch heute ein Komturhaus in Eger besitzen, und erhielt vom Bamberger Bischof Wigand von Redwitz die ersten Weihen. Wann Johannes sich Luthers Lehre zugewandt hat, ist nicht ersichtlich. Von 1542—1562 wirkte er bereits als evangelischer Diakonus in Elsterberg bei Plauen, sodann im Pfarramt in Hohndorf (Reuß) und in Steindorf. 1546 übersiedelte er nach Plauen zu seinem Schwiegervater Merkel, amtierte als Landdiakonus und Pastor in Jößnitz, kam 1550 nach Schönfels bei Zwickau und 1552 nach Lichtenstein im Schönburgischen. 1555 war er Pfarrer in Lößnitz bei Schneeberg. 1558 promovierte er in Wittenberg zum Magister. 1560 wirkte Johannes in Freiberg als Vertreter des betagten Superintendenten Caspar Zeuner und hielt in der Schule hebräischen Unterricht. 1564 beriefen ihn die Gräfin Anna Schlick und E. E. Rath zu Falkenau bei Eger an die dortige Stadtkirche. 1567 bestellte sich Johannes seinen Eidam M. Flader zum Vertreter in seinem Falkenauer Amte und ging — wohl seiner hebräischen Studien halber — nach Wittenberg. Hier ließ er sein in Falkenau verfaßtes berühmtes Gebetbuch im Druck ausgehen. Schon im nächsten Jahre kehrte Johannes, da sein

— (1) — Als hauptsächlichste Quelle für Johannes Leben dienen die oben S. 311 genannte Schrift von J. G. Fischer, Joh. Caspar Zeumer, Vitae professorum Jenensium pag. 88—90 und Dietmann a. a. O. V. S. 93—103. Vgl. noch den Lebensabriß in der Allg. Deutschen Biographie I. S. 699 und den Aufsatz im Beiblatt zum „Sonntagsboten für Sachsen“, November 1894, die aber wohl beide nicht auf selbständigen Forschungen beruhen. — (2) — So Jöcher-Adelung und Dietmann. Fischer gibt 1545 an. Damals war aber Johannes schon zur neuen Lehre übergetreten.

Johann Habermann der H.
Schrifft Doctor und Pro
fessor in Jena vñ Wittenb.
Superintendens zu Zeitz.
Gebohr. in Eger A.C. 1516. Ob. 1590.

Schwiegersohn gestorben war, nach Falkenau zurück. Dort verlor er am 24. April 1571 seine erste Frau. Wegen mancher Verdrießlichkeiten (1) nahm Johannes 1573 einen Ruf als Professor der hebräischen Sprache in Jena an. (2) Hier erlangte er am 29. Januar 1574 die theologische Doktorwürde, ward aber schon 1575 als Ersatzmann für den calvinisch gesinnten D. Heinrich Müller zu einer Professur nach Wittenberg berufen. Bald darauf ward er für die Stelle eines Generalsuperintendenten und Predigers an der Schloßkirche zu Wittenberg in Vorschlag gebracht, nahm aber schließlich am 17. 11. 1576 das Amt als erster evangelischer Stiftssuperintendent des administrierten Hochstifts Zeitz an, welche Stelle mit dem Pfarramt zu St. Michael in Zeitz verbunden war. 1581 beteiligte er sich an den Verhandlungen über das Konkordienbuch, das er als kurfürstl. Kommissar den Wittenberger Professoren zur Unterschrift vorzulegen hatte. 1586 mußte Johannes wegen Körperschwäche das Predigen einstellen. Als er am 5. Dezember 1590 starb, folgten dem Sarge unter dem Geläute sämtlicher Glocken des Hochstifts außer dem gesamten Kapitel, allen kurfürstlichen Beamten, dem Landadel, E. E. Rate und gemeiner Bürgerschaft auch seine beiden Söhne Josephus und Jeremias. Johannes ward im Chor der Michaeliskirche vor dem Altar beigesetzt. (3)

Die Bedeutung Johannes liegt weniger in seiner wissenschaftlich-theologischen Tätigkeit. Seinen bleibenden Ruhm verdankt er einmal seinen Forschungen auf dem Gebiete der hebräischen Sprache: seine Kenntnisse auf diesem Gebiete waren nicht nur den Christen damaliger Zeit, sondern auch den gelehrten Rabbinern ein Gegenstand staunender Bewunderung. (4) Sodann und vor allem dem von ihm verfaßten Gebetbuch, das einen fast beispiellosen Erfolg gehabt hat. Dies Büchlein, im Volksmunde „der kleine Habermann“ oder das „Habermännle“ genannt, erschien zuerst 1567 in Wittenberg in deutscher Sprache unter dem Titel: „Christliche Gebete für alle Noth und Stände der ganzen Christenheit, ausgetheilet auf alle tag in der Wochen zu sprechen, sampt gemeinen Danksagungen, auch Morgen- und Abendsegen. Gestellet und aus der Heil. Schrifft zusammengezogen durch M. Johann Avenarium.“ Das Buch ist unter dem Datum „Falkenau den 17. April 1567“ der Gräfin Anna Schlick, Gräfin zu Passau, zu Falkenau gewidmet. Johannes selbst hat es später noch mehrmals überarbeitet. Es enthält auf jeden Tag der Woche acht verschiedene Gebete, nämlich je einen Morgen- und Abendsegen, sowie Gebete für besondere Personen und um besondere Güter, außerdem auch noch eine kleine Anzahl für besondere Fälle des Christenlebens. Cosack in seiner Geschichte der asket. Literatur urteilt: „Alles ist schlicht, kernhaft,

— (1) — Hierüber Dietmann V. S. 96. — (2) Immatrikuliert 1. 7. 1573. — (3) — Die ihm von seinem Amtsnachfolger M. Joh. Oertel gehaltene Leichenpredigt ist in Leipzig 1591 bei Joh. Beyer gedruckt (Kgl. Bibl. Dresden.) Sie enthält keine genealogischen Notizen, wohl aber die jetzt verschwundenen Epitaphien. Siehe auch Fischer a. a. O. S. 12 und Dietmann V. S. 99. — (4) — Beispiele davon in der Leichenpredigt. Auch der gelehrte Orientalist Mericus Casanbonus von Oxford (1599—1671) sagt: „Ejus opere, quo de hebraicis originibus agit, nihil in isto genere perfectius hactenus in lucem prodiisse persuasum mihi habeo.“ (Bei Goldner.)

glaubensgewiß, nicht hohen Schwunges noch voll tiefer Inbrunst, aber ein Wort immer zur Sache.“ Eine reiche Lebenerfahrung spricht aus Johannes Worten: immer braucht er die Worte der heiligen Schrift selbst und trifft den Ton des Lutherischen Katechismus. Darum bieten diese phrasenlosen Gebete eine so kräftige, gesunde Kost, daß die evangelische Christenheit ihrer bis heute noch nicht überdrüssig geworden ist. In vielen Gegenden Deutschlands, insbesondere im Hannoverschen, erhält noch heute jeder Konfirmand das kleine Buch in gekürzter Form bei der Einsegnung. Ueber dreihundert Jahre hindurch ist das Büchlein immer und immer wieder aufgelegt und schon bald nach seinem Erscheinen außer ins Lateinische (von M. Jacob Zader in Zeitz 1575) ins Französische, Italienische, Griechische, Böhmische, Slovenische, Niederdeutsche, Romanische, kurz, fast alle lebende Sprachen übersetzt worden. Selbst bei den Katholiken stand es in hoher Achtung: wie der Altenburger Generalsuperintendent Sagittarius in dem von ihm herausgegebenen Neudruck von 1687 bezeugt, ließen diese, „welche sonst gar genau auf die Bücher sehen, die da Fremde mit sich führen, den Reisenden dieses Buch unangetastet“. Das Ansehen, in dem es stand, wird durch eine oft, hier nach der Sorauer Chronik wiedergegebene kleine Geschichte gekennzeichnet: „Als am 2. Mai 1684 die Stadt Sorau gantz abgebrannt und ein Schneidergeselle Georg Schwerdfeger bey seiner Lade verfallen und guten Theils verbrannt gefunden worden, ist dennoch Avenarii Gebet-Büchlein, welches er stets bey sich getragen, in seinen Kleidern unversehrt geblieben.“ (1)

Von seinen sonstigen Schriften, auf deren Titel Johannes sich bald Avenarius, bald und zwar fast durchweg bei den in deutscher Sprache verfaßten Habermann nennt, heben Zeumer, Jöcher und Dietmann hervor:

a. Grammatica Ebraica. Freiberg und Wittenberg 1562. 1570. 1575. 1585. 1587. 1597 (8°).
b. Liber radicum s. Lexicon Ebraeum mit einer Vorrede von Paul Eber. Wittenberg 1568. 1589. (Fol.)
c. Gebete in Reymen. Stettin 1578. (8°)
d. Evangelien-Harmonie oder Leben Christi aus den vier Evangelisten (der Kurfürstin Anna von Sachsen gewidmet). 1580. 1610. 1616. (8°). Von David Crinitus ins Lateinische übersetzt. Prag 1583. (12°). 1597. (8°). Basel 1583. 1588. (12°).
e. Enarrationes in evangelia oder Postille. Wittenb. 1586 (8°). 1589 (Fol.).
f. Episteln auf die Sonn- und Festtage durchs ganze Jahr. 3 Teile. Wittenb. 1586 (8°). Von Simon Donner ins Lateinische übersetzt.

— (1) — Grimmelshausen in der Einleitung zum zweiten Teil seines „Wunderbaren Vogelnestes“ empfiehlt „dem Possessori dieses seines Traktätleins, es Nachts unter den Kopf zu legen, doch mit dieser Bescheidenheit, daß die Reformierten ihren Lobwasser, die Lutherischen ihren Habermann und die Katholischen ihren Thomas a Kempis darüber nicht vergessen“. — Die kabbalistischen Gebete und Geisterbeschwörungen, die, in einer mir vorliegenden Ausgabe sogar auf 1505 vordatiert, im Laufe des XVII. Jahrhunderts öfter als „Der goldene Habermann“ gedruckt worden sind, sind nur Ausgeburten unlauteren Wettbewerbs, die mit dem berühmten Namen gläubige Käufer anzulocken versucht haben.

g. Zwanzig Troſtſchriften (24°).
h. Canciones passionales. Leipzig 1585 (4°). Wittenb. 1613 (8°). Auch ins Schwediſche überſetzt, Stockholm 1620 (4°).
i. Judices d. i. ausf. Erklärung der Richter. Wittenb. 1617 (4°).

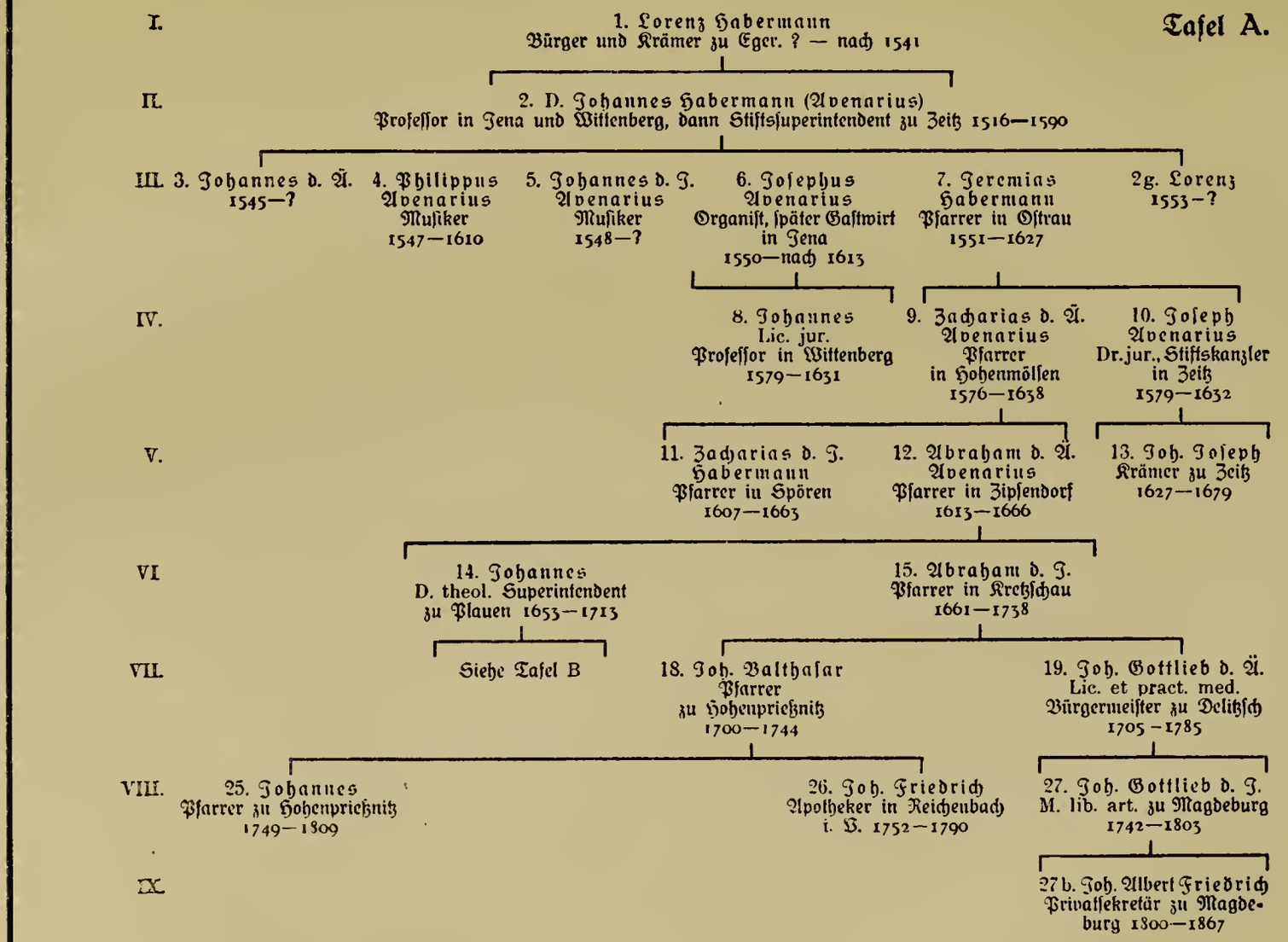
Die Königl. Bibliothek in Berlin verwahrt allein 80 Schriften Johanns, allerdings meiſt Ausgaben ſeines Gebetbuchs. (1)

Johannes war zweimal verheiratet. ○ 1542 Sibylla Merkel, † Falkenau 25. 4. 1571 (nach einem von Dietmann noch geſehenen Epitaph in der Michaeliskirche in Zeitz), Tochter des Wolf Merkel, Bürgers zu Plauen, der ſpäter Pfarrer (2) zu Weiſſenborn bei Zwickau wurde. ○○ Jena 1575 Anna, Witwe des Lic. jur. utr. Chriſtoph Avianus (Vogel) in Erfurt, Tochter des † Wolf Creutzer in St. Joachimsthal, vielleicht die Mutter des weiland angeſehenen gekrönten Dichters, des Superintendenten Joh. Avianus von Eiſenberg († dort 22. 1. 1617). Nach Fiſcher hat Johannes mit Anna eine zwar kinderloſe, aber „friedliche und vergnügte“ Ehe geführt. Nach ſeinem Tode aber hat ſich „Anno 1612 den 11. Julii“ in Zeitz die „Wittbe im Brunnen in der Ranegaſſen bey der Nacht ſelbſt erſeuffet.“ (3)

Fiſcher nennt folgende Kinder I. Ehe (4): a. Sibylla, * Elſterberg 1543, ○ Falkenau 1562 mit dem 3. 5. 1562 in Wittenberg ordinierten M. Georg Flader, Paſtor zu Lichtenſtein i. S., dann zu Hohenſtein bei Glauchau, endlich Subſtitut des Schwiegervaters in Falkenau, † dort 1568. Zur Hochzeit, der auch Paul Eber beiwohnte, hatte Kurfürſt Auguſt zwei Hirſche und ein Faß Wein geſchenkt. — b. Johannes der Ältere III. 3. — c. Philippus

— (1) — Die von Zeumer noch genannten Nomico-politicae quaestiones und Collegium politicum ſind aber Werke von Johannes gleichnamigem Enkel (IV. 8). — (2) — Ohne Theologie ſtudiert zu haben. In der erſten Zeit der Reformation, bis über 1560 hinaus, mußte man in Ermangelung akademiſch Vorbereiteter, dem Gedanken des allgemeinen Prieſtertums gemäß in großer Zahl auch Laien, die ſich durch eifriges Bibelſtudium hervorgetan, zum Pfarramte zulaſſen. Buchwald veröffentlicht im Vorwort zum zweiten Bande des Wittenberger Ordiniertenbuchs (S. 1) folgende intereſſante Ueberſicht über den Stand der von 1537 bis 1560 in der Wittenberger Stadt- und Pfarrkirche zum Prieſteramt Eingeſegneten: Schulmeiſter, Kantoren, Präzeptoren 579, Küſter 209, Bürger ohne Angabe der Profeſſion 44, Stadtſchreiber (mehrfach zugleich Schulmeiſter) 33, Prediger 31, Tuchmacher 22, Setzer und Drucker 18, Schuſter 8, Buchbinder 8, Schreiber 8, Leineweber 6, Diener adeliger oder geiſtlicher Perſonen 6, Profeſſoren 5, Schneider 4, Berggeſellen 3, Tiſchler 3, Fleiſcher 3, Stuhlſchreiber 3, Kürſchner 2, Bürgermeiſter 2, Haushalter 2, Mönche 2, Organiſten 2. Mit je einer Perſon ſind folgende Stände vertreten: Büttner, Seiler, Fenſtermacher, Drechsler, Beutler, Meſſerſchmiede, Keſſelſchmiede, Chorales, Amtsſchreiber, Kloſterſchreiber, Krempelſetzer, Böttcher, Kornſchreiber, Bildſchnitzer, Kaufleute, Barbierer, „Apotheker und Zuckermacher“, Seidenſticker, Tuchſcherer, Schultheißen, Maler, Bauvoigte. 1554 wird bemerkt, daß der Ordinand „etwan ein Jüde“ geweſen. — (3) — „Etliche ſchröckliche und traurige Todesfälle“ aus Zeitz. (Zeitſchr. für deutſche Kulturgeſch. 1859 S. 590.) Was die alte Frau in den Tod getrieben haben mag, iſt nicht erſichtlich. Es iſt begreiflich, daß man ſich über dies peinliche Ereignis möglichſt ausgeſchwiegen hat. Dietmann (V. S. 98) wundert ſich denn auch, daß über dieſe zweite Frau ſo gar nichts feſtzuſtellen ſei. Er weiß nur, daß Johannes die Tochter der Schweſter ſeiner Frau, Sibylla Hütter aus Zwickau, die Mutter des 1623 geſtorbenen Paſtors M. Michael Wiliſch zu Ortrant, als Waiſe erzogen hat. — (4) — Auch Dietmann erwähnt, daß Johannes 6 Söhne und eine Tochter gehabt hat, namentlich führt er nur die zu c, e und f genannten Söhne auf.

Tafel A.


I.
1. Lorenz Habermann
Bürger und Krämer zu Eger. ? — nach 1541
II.
2. D. Johannes Habermann (Avenarius)
Professor in Jena und Wittenberg, dann Stiftssuperintendent zu Zeitz 1516—1590
III.
3. Johannes d. Ä. 1545—?
4. Philippus Avenarius Musiker 1547—1610
5. Johannes d. J. Avenarius Musiker 1548—?
6. Josephus Avenarius Organist, später Gastwirt in Jena 1550—nach 1613
7. Jeremias Habermann Pfarrer in Ostrau 1551—1627
2g. Lorenz 1553—?
IV.
8. Johannes Lic. jur. Professor in Wittenberg 1579—1631
9. Zacharias d. Ä. Avenarius Pfarrer in Hohenmölsen 1576—1638
10. Joseph Avenarius Dr. jur., Stiftskanzler in Zeitz 1579—1632
V.
11. Zacharias d. J. Habermann Pfarrer in Spören 1607—1663
12. Abraham d. Ä. Avenarius Pfarrer in Zipsendorf 1613—1666
13. Joh. Joseph Krämer zu Zeitz 1627—1679
VI
14. Johannes D. theol. Superintendent zu Plauen 1653—1713
15. Abraham d. J. Pfarrer in Kretzschau 1661—1738
VII.
Siehe Tafel B
18. Joh. Balthasar Pfarrer zu Hohenprießnitz 1700—1744
19. Joh. Gottlieb d. Ä. Lic. et pract. med. Bürgermeister zu Delitzsch 1705—1785
VIII.
25. Johannes Pfarrer zu Hohenprießnitz 1749—1809
26. Joh. Friedrich Apotheker in Reichenbach i. V. 1752—1790
27. Joh. Gottlieb d. J. M. lib. art. zu Magdeburg 1742—1803
IX.
27 b. Joh. Albert Friedrich Privatsekretär zu Magdeburg 1800—1867

III. 4. — d. Johannes der Jüngere III. 5. — e. Josephus III. 6. — f. Jeremias III. 7. — g. Laurentius, * Lichtenstein 1553. (w. u.)

Ein Bildnis Johanns soll sich in einer angeblich aus dem Jahre 1553 stammenden Handschrift befinden, welche in hebräischer und syrischer Sprache Auszüge aus biblischen und magischen Büchern enthält — also wohl in einem sog. goldenen Habermann (Seite 316 Note 1). Diese Handschrift ist 1856 dem Verein für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken zu Bayreuth geschenkt worden (Jahresbericht dieses Vereins für 1856/57). Ein alter seltener Kupferstich (im Familienarchiv) zeigt Johannes, der nach der Leichenpredigt „eurisch (Grimm = severus) anzusehen war, wie ein rechter Moses", offenbar recht charakteristisch. Nach diesem von mir in Nachbildung beigegebenen Stiche sind die in einigen Gebetbuchausgaben enthaltenen Bildnisse gefertigt.

Drittes Geschlecht

Die Söhne des D. Johannes Habermanns von Zeitz (II. 2)

3. **Johannes der Ältere.**
Nach Fischer * Plauen 1545. Sollte Fischers Angabe darauf beruhen, daß er den S. 311 genannten Halbbruder des Johann Habermann für einen Sohn des letzteren hält? Doch ist die Geburt eines Kindes zwischen der 1543 geborenen Sibylla und dem 1547 geborenen Philippus nicht unwahrscheinlich. So wenig wie diese Frage wird auch die andere zu entscheiden sein, ob das, was wir von dem jüngeren Johannes (III. 5) sagen, nicht diesen älteren Bruder betrifft.

4. **b. Philippus, Musiker.**
* Plauen 1547 (nach Fischer) (1), begr. Zeitz 15. 5. 1610. In jedem Musikerlexikon genannt. Als Werke werden angeführt:

1. Cantiones sacrae quinque vocum accommodatae ad omnes usus tam viva voce quam omnis generis instrumenti cantatu jucundae. Authore Philippo Avenario. Norimbergae bei Ulrich Weber 1572 (quer 8°). Das Werk, von dem sich ein dem Gymnasium in Brieg gehöriges unvollständiges Exemplar in der Univ.-Bibl. zu Breslau, ein anderes in der Proskeschen Bibliothek in Regensburg erhalten hat, enthält 30 lateinische Gesänge. In der aus Falkenau 13. August 1572 datierten Widmung an den Herzog Christoph von Württemberg erwähnt Philipp, der sich schlechtweg „Musicus" nennt, daß er seit seinen ersten Knabenjahren sich des Musikstudiums beflissen habe. Schon am 27. 3. 1572 hatte Philipp einen gedruckten Gesang seines Bruders Johann (III. 3 oder III. 5 ?) dem Herzog überreicht und dafür 10 Taler für

— (1) — Jöcher und nach ihm die Allg. Deutsche Biographie I. S. 699 lassen ihn als jüngsten Sohn 1553 in Lichtenstein, der Moniteur musical von 1887 und Eitners Biogr. bibliogr. Quellenlexikon der Musiker (Leipzig 1900) dagegen 1550 geboren sein. Die Notiz über seinen Tod im Zeitzer Kirchenbuch gibt kein Alter an. — Köstlich ist die Bemerkung von J. J. Fétis, biographie universelle des musiciens (Paris 1860): „ce nom d'Avenarius parait être suivant l'usage des 16me et 17me siècles la traduction d'un nom allemand — peut-être Liebhaber."

den Bruder, 2 fl. für sich erhalten. (1) — 2. Devota acclamatio novis honoribus D. Joh. Avenarii Cizensis. Jena 1608. (Angeblich in der Proskeschen Bibl. zu Regensburg). — 3. Vater unser im Himmelreich. — 4. Appropinquante Jesu portis, sechsstimmig. — Nach einer Notiz soll Philipp noch 1608 in Falkenau gewesen sein, doch ist dies wenig wahrscheinlich, da Dietmann, dem, wie erwähnt, Philipps autobiographische Aufzeichnungen vorgelegen haben, ihn als Organisten in Altenburg bezeichnet. Allerdings ist in Altenburger Kirchenbüchern nichts über ihn zu finden. Das Begräbnisbuch der Zeitzer Michaeliskirche notiert kurz: „1610 den 15. Mai Herrn Philipp Habermann den Organisten begraben."

Ob Philipp verheiratet gewesen und Kinder hinterlassen, ist nicht festzustellen. Nicht unwahrscheinlich ist aber der 6. 6. 1639 zu Zeitz gestorbene Johann Wilhelm Habermann (Avenarius) sein oder seines Bruders Josephs (III. 6) Sohn gewesen. Dieser Joh. Wilhelm nannte einen seiner Söhne Philipp, auch standen der Stiftskanzler Josephus Avenarius (IV. 11) und Angehörige verschwägerter Familien, wie die Tochter des Oberhofpredigers Ludwig (siehe bei IV. 14) und der Stadtrichter Metius (siehe bei V. 12) in seiner Familie Gevatter.

5. **c. Johannes der Jüngere,** Musiker.
* Plauen 1548 (nach Fischer). Siehe das oben III. 4 und III. 5 Gesagte. Nach Fischer liegt dieser Johannes in der Pfarrkirche zu Falkenau begraben. Als er sich am 22. 4. 1570 um eine Stelle in der Hofkapelle des Herzogs Christoph vom Württemberg bewarb, wird er als Organist in „Fundenau" (siehe unter Nr. 1) bezeichnet. Vielleicht ist er der Stammvater der großen Komponistenfamilie Habermann, die aus dem Falkenau benachbarten Königswart stammt und im XVII. und XVIII. Jahrhundert viele tüchtige Männer hervorgebracht hat. (2)

6. **d. Josephus Avenarius,** Organist, später Gastwirt zu Jena.
* Schönfeld 1550 (nach Fischer) † Jena (?) nach 1613. Er war, als er am 1. 2. 1583 in Jena aus irgend einem Grunde, vielleicht weil er ein der Universität gehöriges Grundstück pachtete, unter akademische Gerichtsbarkeit und damit in die Matrikel der akademischen Bürger kam, schon in Oehringen, Grafschaft Hohenlohe, Organist gewesen. Der Rektor der Wittenberger Universität bezeichnet ihn 1632 bei der Einladung der Kommilitonen zum Begräbnis seines Sohnes

— (1) — Württemb. Vierteljahrsschrift N. F. VII. S. 161 und N. F. IX. S. 291. Als Wohnort wird hier infolge eines Lese- oder Druckfehlers Fundenau genannt. Selbstverständlich ist nicht Falkenau bei München, sondern bei Eger gemeint. — (3) — Von diesen führt Oettinger, Moniteur des dates, folgende an: 1. Anton Habermann, Violinvirtuos, Posaunist und Komponist von Kirchenmusik, auch namhafter Astronom, * Königswart 1704, † Prag 14. 1. 1787. Dessen Bruder war 2. Franz Johann Habermann d. Ä., Musiker, Kapellmeister in Florenz, * Königswart 1706, † Eger 7. 4. 1783. Franz Johanns Sohn ist 3. Franz Johann Habermann d. J., Musiker, * Prag 1750, † ebenda. — 4. Joseph Ritter von Habermann, Kaiserl. Leibmedikus, * Prag 1740, † Wien 23. 8. 1829. — In den „Mitth. zur Geschichte der Deutschen in Böhmen," Jahrg. XIX. 1901 S. 49 wird auch ein Pastor Habermann, 1700 in Königswart, erwähnt. Ein österreichischer Oberst von Habermann fiel 1866 bei Trautenau.

Johannes (VI. 8) als „virum honestum et doctum, civem Jenensis academiae et hospitem ad signum Aquilae nigrae."

○ Oehringen . . . Magdalena, Tochter des Schulkollegen Burchard Stenzler in Oehringen.

Als Sohn ist sicher nur festzustellen Johannes IV. 8.

7. **e. Jeremias Habermann,** Pfarrer zu Ostrau bei Zeitz.

* Schönfels 1. 9. 1551. † Zeitz 23. 2. 1627. Ueber ihn besonders Dietmann V. S. 459 ff. Jeremias besuchte die Schulen zu Zwickau und Freiberg und wurde 8. 10. 1567 in Wittenberg immatrikuliert. 1569 kam er „ins Amt nach Heinrichsgrün." Dann ward er 1. 1. 1572 wieder in Jena immatrikuliert. Seit 1. 5. 1575 Pfarrer in Mylau bei Penig, seit 6. 5. 1580 Pfarrer in Ostrau bei Zeitz. Er trat 1626 in den Ruhestand und zog zu seinem Sohne, dem Stiftskanzler, nach Zeitz, wo er starb. Bei der in Ostrau erfolgenden Beisetzung hielt der Stiftssuperintendent D. Erhard Lauterbach die 1627 zu Leipzig gedruckte Leichenpredigt (Fürstl. Bibl. in Stolberg). Lauterbach rühmt des Jeremias stilles, eingezogenes Leben und treue Amtsführung und hebt hervor: „Hat auch sonsten dessen bei männiglichen gut Zeugnis, politice glauben undt gut credit erhalten, niemanden auffgesetzet, sondern sich auffrichtig und, wenn er was schuldig, die Bezahlung pro lucro gehalten. Ob er auch an seiner Nahrung wegen der außtretenden Wasserfluthen offt großen schaden erlidten, so hat ers doch mit gedult vertragen und Gott der HERR hat ihm sein ehrlich außkommen bescheeret bis an sein ende." Sein Leichenstein erhielt die Inschrift:

Et pietas et prisca fides et Palladis artes
Gentis Avenari sunt monumenta tuae.
Inde quod his potuit mors invida tollere terris,
Sustulit, aeternum quod manet hic superest.

○ Heinrichsgrün 15. 9. 1572 Sibylla † 5. 4. 1611, Tochter des Freiherrn Oswald von Heuffelberg, gräfl. Schlick'schen Rats zu Deusing. (1) ○○ 25. 2. 1612 Frau Marie Salome, † 28. 8. 1626, des M. Ambrosius Torga, Pfarrers zu Profen, Witwe.

Kinder I. Ehe: a. Zacharias IV. 9. — b. Josephus IV. 10. — c. Sibylla, * Ostrau 10. 12. 1583, ○ Pfarrer M. Jacob Buchheim in Buchheim.

Die zweite Ehe blieb kinderlos.

— (1) — Ueber dies mit Sibyllens Bruder Johannes, Hauptmann auf Sehland bei Brix, ausssterbende Geschlecht urteilt die Leichenpredigt Lauterbachs: „Haben sich alle am Bergwercke verliebt gehabt, das Ihrige dreingestecket und darüber verarmet. Denn wer sich die Berg- und Ertzsucht einnehmen lässet und nicht bei zeiten davon abstehet in der jetzigen untreuen Welt, der kann leicht aus dem Sattel gehoben werden und an der Nahrung verderben."

Viertes Geschlecht

A. Der Sohn des Organisten Josephus Avenarius von Jena (III. 6)

8. **Johannes Avenarius,** Lic. jur., Professor der Eloquenz in Wittenberg.
* Oehringen um 1579, † Wittenberg 25. 12. 1631. (1) In den Schulen von Jena und Zwickau vorgebildet, studierte Johannes in Jena Philosophie und Rechtswissenschaft, ging 1602 als Informator zweier steierischer Edelleute nach Regensburg, kehrte dann aber wieder nach Jena zurück, wo er „mit großem Ruhme" disputierte und verschiedene Collegia politica et juridica las. 1607 war er in Wittenberg, bald darauf an der Universität zu Helmstädt. 1609 ging er auf vier Jahre nach Oesterreich, anscheinend als Informator vornehmer junger Leute. So war er 1613 Begleiter eines Sohnes des Burgvogts von Wels, des Kaiserl. Rats Christoph Weiß zu Würting auf einer Reise nach Straßburg, Freiburg und Basel. Nach kurzem Aufenthalt in Jena und Dresden promovierte Johannes 1616 in Jena zum Licentiatus (2) juris und wurde im Dezember 1617 als Professor eloquentiae et moralium nach Wittenberg berufen. Er war dort dreimal Dekan der philosophischen Fakultät, einmal Rector magnificus. Die vom Prof. und Superintendenten D. Paul Röber gehaltene Leichenpredigt (Wittenberg 1632) befindet sich in der Fürstl. Bibl. zu Stolberg, ebenso Röbers Leichenpredigt für Johannes Gattin.

Als Werke Johannes werden genannt(3): 1. Quaestiones juris de obligationibus, Jenae 1608 (4°). — 2. Sesquicenturia quaestionum nomico-politicarum. Vital. 1619 (8°). — 3. Dodecades 17 select. philosophiae practicae quaestionum. Vital. 1623 (8°). — 4. Collegium politicum. Vital. 1624 (8°). — 5. Synopsis oeconomica. Vital. 2. Aufl. 1629 (8°). — 6. Disput. de alearum usu et aleatoribus. Vital. 1628 (4°) und 1630 (8°). — 7. Disputationes de iuramentis, de natura iurisprudentiae, de legibus.

Johannes heiratete zu Wittenberg 10. 11. 1618 Anna Jahn, * Wittenberg 21. 12. 1597, † dort 18. 1. 1632, Tochter des Kurf. Amtsschössers und Universitätsquästors M. Elias Jahn und der Anna geb. Hortleder zu Wittenberg.

Kinder, * Wittenberg: a. Johannes, t. 16. 3. 1620, † vor 1631. — b. Christoph, * 1624, der, wie aus der Leichenpredigt für den Vater hervorgeht, allein den Vater überlebte (w. u.). (4) — c. Anna, * 1626, † vor 1631.

B. Die Söhne des Pfarrers Jeremias Avenarius von Ostrau (III. 7)

9. **a. M. Zacharias Avenarius d. Ä.,** Pfarrer zu Hohenmölsen.
* Mylau 18. 10. 1576, † Hohenmölsen 19. 12. 1638. (5) — Von 1594 ab 3 Jahre lang Student in Leipzig. Am 1. 8. 1598 ward er Magister in Jena.

— (1) — Ueber ihn namentlich Goldner a. a. O. — (2) — Nicht Doktor, wie Zeumer angiebt. — (3) — Vgl. Hennig Witte, Diarium biographicum. Gedan 1688 und Jöcher. — (4) — Die Johannes gehaltene Leichenpredigt deutet an, daß die Witwe in anderen Umständen war. Da die Frau den Mann aber nur um drei Wochen überlebt hat, ist ein weiteres Kind offenbar gar nicht zur Welt gekommen. — (5) — Ueber ihn besonders Diefmann II. S. 638 u. III. S. 1077, V. S. 437.

1602 ist er Pfarrer in Maßnitz, 1604 in Loitzschütz, 1617 in Zörbig (1), endlich seit 1626 in Hohenmölsen. Nach einer eigenhändigen Eintragung im Kirchenbuch heiratete er am 16. 10. 1599 Martha, † Loitzschütz 6. 5. 1611, 34 Jahre alt, Tochter des Pfarrers M. Stephan Theodoricus. Sie gebar ihm sechs Söhne, von denen drei vor dem Vater gestorben sind, und zwei Töchter. ○○ 25. 2. 1612 Ursula, t. Pegau 24. 4. 1587, † Zörbig 24. 9. 1624, Tochter des Bürgers und Organisten Abraham Mühlstein und der Ursula geb. N. N. in Pegau. — Von ihr hatte Zacharias fünf Söhne, von denen einer noch in Loitzschütz starb, und drei Töchter. ○○○ 27. 4. 1625 Frau Marie Drauchwitz, Witwe des Gerichtsverwalters Caspar Wigand Drauchwitz in Heukendorf, von welcher Zacharias 1626 eine Tochter bekam.

Als Kinder sind bei der mangelhaften Führung der Kirchenbücher nur festzustellen aus erster Ehe: a. Martha, stand 1652 in Spora Gevatter. (w. u.) — b. Jeremias, * 1604, † 1605. — c. Zacharias, * Loitzschütz 1607. V. 11. — d. Söhnlein, † 1611.

Aus zweiter Ehe, * Loitzschütz: e. Abraham, 18. 1. 1613 V. 12. — f. Christian, † 1614. Zeumer erwähnt einen zweiten Jeremias genannten Sohn, der 1638 als Notarius publicus in Eilenburg gestorben sein soll. Vielleicht ist dies der am 9. 2. 1632 als Cigensis in Jena Immatrikulierte.

10. **b. Joseph Avenarius**, Dr. jur. utr., Stiftskanzler zu Zeitz.
* Mylau 27. 7. 1579 (2), † Zeitz 13. 11. 1632. — Seit 1589 in der Schule in Zeitz, seit 1593 in der Schola senatoria zu Leipzig vorgebildet, studierte Joseph seit 1596 fünf Jahre lang in Jena Philosophie und Jurisprudenz. 1603 trat er als Informator in den Dienst des Herrn von Vitzthumb auf Cannawurf und begleitete seine Schüler 1604 auf die Universität nach Leipzig. Mit Georg Heinrich von Draschwitz, „seiner Discipel einem", ging er nach kurzem Aufenthalt 1605 in Oderwitz zwei Jahre lang auf Reisen. Er besuchte Frankreich, wo er in Orleans von der „Teutschen Nation" in „Seniorum ordinem honoratum" aufgenommen ward; England und Frankreich noch einmal durchquerend, kehrte er über die Schweiz und Süddeutschland zu Pfingsten 1607 nach Oderwitz zurück. Joseph ließ sich nun in Jena am 4. 2. 1608 wieder immatrikulieren und erwarb dort 16. 8. 1608 die Würde eines Doctor juris utriusque. Im November 1608 zog er nach Leipzig in ein ihm als Mitgift zufallendes Haus seines Schwiegervaters Bachmann. Hier hielt er Privatissima über Pandekten sowie Disputationen ab. 1610 siedelte Joseph nach Zeitz als Advokat über. Schon am 27. 12. 1611 wurde er jedoch als Kurf. Hof- und Justizienrat nach Dresden berufen, um am 17. 1. 1616 zum Oberhofgerichtsassessor und Beisitzer des Oberkonsistoriums aufzurücken. Am 12. 5. 1620 ward Joseph zum Stiftskanzler und somit zum ersten Beamten des durch einen kursächsischen Prinzen administrierten Domstifts Zeitz ernannt.

— (1) — Wo die Inschrift einer Kirchenglocke besagt, daß sie 1625 „bey Regierung M. Zachariae Avenarij Pfarrers" gegossen sei. — (2) — So nach dem jetzt verschwundenen Epitaph in der Michaeliskirche in Zeitz. Goldner gibt 1. 7. 1379 an. Wir halten uns im Text an die Angaben in der von D. Lauterbach gehaltenen Leichenpredigt (Fürstl. Bibl. Stolberg).

Lauterbach rühmt ihm nach, daß er namentlich für die Schulen viel getan und „die Lehrer darinnen mit einem ehrlichen Newen Jahr bedacht habe." Die letzten Lebensjahre wurden für ihn wie seine zweite Gattin eine furchtbare Leidenszeit. 1629 erblindete Joseph, zudem von der Gicht geplagt, fast völlig, sodaß ihm ein Vizekanzler beigegeben werden mußte. 1631 wurde sein Haus von den „Krabaten" nicht nur gründlich geplündert, sondern der schwer kranke Mann auch noch mit Daumschrauben und Schnürung des Haupts gemartert. Dann trat Zungenkrebs ein. Wenige Wochen vor seinem Ende befielen die Blattern seine drei Söhne, den mittelsten Johann Karl am 31. 10. 1631 dahinraffend. Dessen Leichenfeier, bei der M. Sentius die Leichenpredigt hielt (Fürstl. Bibliothek zu Stolberg), ward durch Kroaten gestört, die in der Kirche einen „terrorem panicum" verbreiteten. Zehn Tage darauf ward der Kanzler selbst von seinen Leiden erlöst. Die ihm, wie seiner ersten Frau gehaltenen Leichenpredigten, finden sich gleichfalls in Stolberg. Joseph heiratete ? 12. 1608 Ursula Bachmann, * Gimmritz b. Halle 11. 7. 1579, † Dresden 16. 7. 1616, vorher vermählt mit Bernhard Schwarz in Leipzig, eine Tochter des Ratsherrn und Schössers Joh. Bachmann in Halle, † 1616, und der Gertraud geb. Rehme (Tochter des Amtsschössers Johann R. von Lauchstädt). ○○ 20. 4. 1617 Anna Dorothea, Tochter des Salzjunkers Christian Görlitz in Halle.

Kinder I. Ehe: a. ein totgeborener Sohn 10. 7. 1612. — b. Agnes, * 19. 9. 1614, † vor der Mutter. — c. Dorothea, † 6. 9. 1616. (w. u.)

Kinder II. Ehe: d. Joh. Christian, * Dresden (?), † Leipzig 1647 als stud. jur. — e. Johann Karl, * Zeitz (?) 8. 9. 1623, † dort 31. 10. 1632. — f. Joh. Jeremias, † Zeitz 6. 12. 1626. — g. Joh. Joseph V. 13.

Fünftes Geschlecht

A. Die Söhne des Pfarrers Zacharias Avenarius von Hohenmölsen (IV. 9)

11. **a. Zacharias d. J. Habermann,** Pfarrer zu Spören.
* Loitzschütz 1607, † Spören 6. 8. 1663. Dietmann V. S. 103 bezeichnet ihn irrig als einen Sohn des Kanzlers Joseph. Zacharias, der stets mit dem deutschen Familiennamen bezeichnet wird, wurde am 3. 4. 1633 als Pfarrer seines Geburtsortes eingeführt, aber noch am Ende desselben Jahres aus uns nicht bekannten Gründen wieder abgesetzt. 1641 treffen wir ihn als Pfarrer in Röcknitz bei Torgau, 1645 in Spören bei Zörbig. ○ Eilenburg 25. 9. 1638 Elisabeth N. N., Witwe des Pfarrers Antonius Franke von Woltewitz. Nachdem diese am 14. 3. 1659 im Alter von 55 Jahren gestorben war, vermählte Zacharias sich zum zweiten Male mit Marie Katharine N. N., die später als Witwe am 28. 10. 1666 in Spören den Gerichtsoberverwalter und Jur. Pract. Johannes Brülingk, S. des † Pfarrers Andreas B., geheiratet hat.

Kinder I. Ehe: a. Jeremias, * Röcknitz (?) 1641, begr. Eilenburg 2. 1. 1643. — b. Blandine, * . . ., ○ 30. 8. 1671 Christian Lehmann, Pfarrer in Cössuln. — c. Elisabeth, t. Spören, 29. 6. 1646. (w. u.) — d. Zacharias, t. Spören 5. 4. 1649. (w. u.)

Kind II. Ehe: e. Marie Christine, t. Spören 19. 2. 1662. (w. u.)

12. **b. Abraham d. Ä. Avenarius,** Pfarrer zu Zipsendorf.
* Loitzschütz 18. 1. 1613, † Zipsendorf, Kr. Zeitz, 9. 10. 1666. — Sein Leben ist ausführlich von Dietmann V. S. 552 ff. geschildert. 1627 besuchte Abraham die Nikolaischule zu Leipzig, 1628—1634 die Stiftsschule in Zeitz und studierte darauf 2 Jahre lang in Leipzig. Die Kriegsdrangsale nötigten ihn alsdann, um sich Mittel zum weiteren Studium zu verschaffen, eine Stelle als Hauslehrer bei einem Herrn Rudolph von Ende in Zscheglin bei Eilenburg anzunehmen. 1641 begleitete er Hans Georg von Meickwitz auf Obernitzschke als Hofmeister drei Semester lang auf die Leipziger Universität. Dann kamen mühselige Wanderjahre, in denen Abraham sich durch Lautenspiel, Erteilung von Unterricht und Vertretung in geistlichen Aemtern durchschlug. Am 4. Februar 1649 wurde er als Pfarrer in Zipsendorf, Kreis Zeitz, eingeführt. 1665 ward er vom Schlage gerührt. Vor seiner Bestattung stand die mit dem Leichentuche bedeckte Bahre ehrenhalber vier Wochen lang in der Kirche (!), dann trugen ihn acht benachbarte Priester zu Grabe. Abraham heiratete am 29. 4. 1649 in Zeitz Katharina Metius, hinterlassene Tochter des Stadtrichters Johann Metius (Metz) daselbst. Seine Witwe starb, 57 Jahre 1 Monat und 1 Woche alt, am 23. 9. 1686 in Zeitz.

Kinder, * Zipsendorf: a. Katharina, * 18. 1. 1652, † Zipsendorf 6. 8. 1699. ○ ebenda 15. 10. 1667 M. Melchior Lehen, erst Substitut, dann Amtsnachfolger ihres Vaters. — b. Johannes VI. 14. — c. Anna Marie, * 14. 7. 1655, † Zeitz 15. 12. 1723. ○ 16. 9. 1673 Joh. Heinrich Heinicke, Pastor in Corbussen S.-A. — d. Dorothea, * 30. 5. 1657. ○ Zeitz 25. 1. 1681 Friedrich Arnold, „Fürstl. Sächs. Roßbereiter" in Eisenberg, Sohn des † Stadtrichters Johann Arnold in Zeitz. — e. Abraham VI. 15. — f. Zacharias, * 24. 5. 1663, † als stud. med. — g. Elisabeth, * 22. 7. 1666. ○ Zeitz 26. 11. 1689 Dietrich Eckstein, jur. utr. cand. und fürstl. Sächs. Amtsaktuarius, Sohn des † Vogteischreibers Johann Eckstein zu Erfurt.

B. Der Sohn des Stiftskanzlers Dr. Joseph Avenarius von Zeitz (IV.)

13. **Johann Joseph,** Bürger und Kramer auf dem Roßmarkte zu Zeitz.
t. Zeitz 25. 11. 1627, † ebenda 2. 2. 1679. ○ 23. 9. 1651 Elisabeth Hirsch, * 25. 9. 1625, † 25. 6. 1717, Tochter des Bürgers und Tuchmachers Balthasar Hirsch in Zeitz.

Kind: Anna Elisabeth, t. Zeitz 9. 3. 1654. ○ ebenda 19. 4. 1668 (!) Christian Cotta, fürstl. Hofmusikus, Sohn des „berühmten Chymici Andreas Cotta in Altenbergk hinter Dresden."

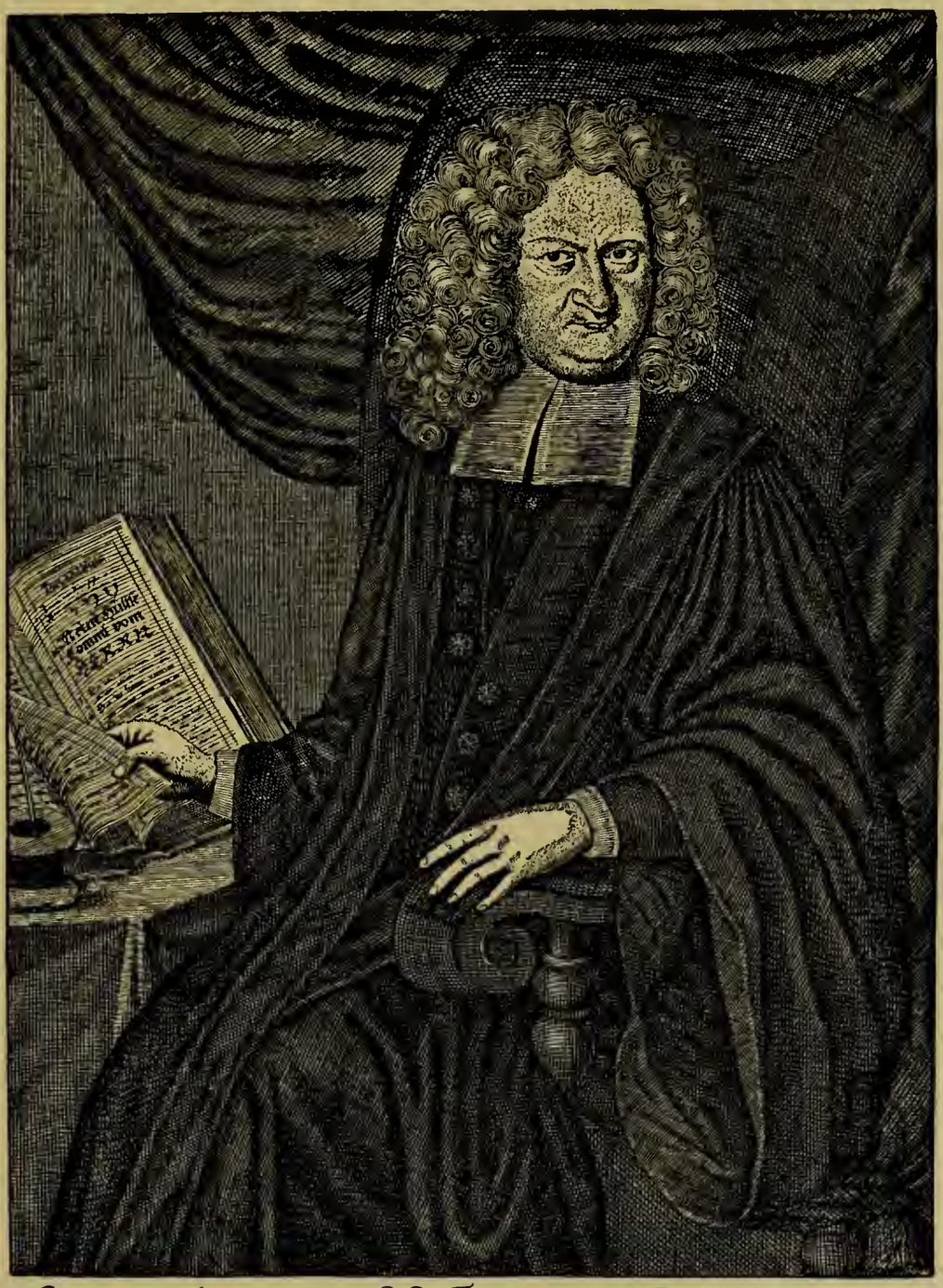
Sechstes Geschlecht

Die Söhne des Pfarrers Abraham Avenarius d. Aelt. von Zipsendorf (V. 12)

14. **a. Johannes Avenarius,** D. theol., Superintendent zu Plauen. (1)
* Zipsendorf 24. 9. 1653, † Plauen 12. 8. 1713. (2) Ein s. Z. hoch angesehener Gelehrter und geschätzter Schriftsteller, dessen Wirken Aehnlichkeit mit dem seines Geraer Namensvetters hat, mit dem er dann auch oft genug in der Literatur verwechselt worden ist. In der Stadtschule zu Zeitz vorgebildet, studierte und disputierte Johannes von 1675 bis 1678 in Wittenberg. 1678 trat er in das große Donnerstag-Prediger-Kollegium zu Leipzig ein. Die Pest vertrieb ihn auf ein halbes Jahr nach Jena, doch kehrte er dann nach Leipzig zurück, wo er 1682 den Grad eines Baccalaureus erwarb. Scriver in Magdeburg, sowie Benedict Carpzov in Leipzig interessierten sich für den tüchtigen Mann, der, nachdem er unter Carpzovs Vorsitz gegen den Jesuiten Heinrich Kirchner de religione disputiert hatte, am 19. 10. 1686 Diakonus und 25. 6. 1688 Pfarrer an der Nikolaikirche in Zeitz ward. Seit 23. 3. 1697 wirkte er, zugleich zum Superintendenten der Diözese ernannt, als Pfarrer der Stadthauptkirche zu St. Johannes zu Plauen. Vor allem werden seine Verdienste um das höhere Schulwesen gerühmt, namentlich baute Johannes die Plauener Lateinschule zu einem Vollgymnasium aus, richtete auch zur Unterstützung ärmerer Zöglinge einen chorus musicus ein. Einen Beweis, wie hochgelahrt die Plauener Gymnasiasten unter Johannes Leitung geworden waren, liefern die 31 Trauergedichte, die seinem 1711 gestorbenen Sohne Joh. Zacharias von dessen Mitschülern gewidmet worden sind. Davon sind achtzehn in lateinischer, sechs in griechischer, fünf in deutscher, eins in hebräischer und eins sogar in chaldäischer Zunge verfaßt. (3) 1700 promovierte Johannes zu Wittenberg nach einer am 12. Oktober unter D. Joh. Georg Neumann abgehaltenen Disputation de termino salutis humanae peremtorio zum Lizentiaten. „Es ist dies die berühmte Disputation des sel. D. Neumann gewesen, durch welche die terministischen Streitigkeiten recht zum Ausbruch gekommen. Denn weil er darinnen Herrn D. Spener für den Urheber ausgab nnd bezeugte, daß dieser zuerst die Redensart terminus salutis humanae peremtorius gebraucht, so ward Herr D. Rechenberg zu Leipzig, Speners Schwiegersohn, veranlaßt, eine Gegendisputation zu schreiben und die obgedachte Redensart zu verteidigen.“ — Also auch dieser Johannes geriet mit den Pietisten zusammen. Noch im selben Jahre 1700 erhielt Johannes von der Wittenberger Fakultät die theologische Doktorwürde.

Als Schriften nennt Jöcher-Adelung: 1. Praecepta homiletica ex hodegetica ac discursibus magnorum Carpzoviorum. Leipzig u. Frankf. 1686. 8°. — 2. „Eine genealogische Tabelle von seinem Geschlechte in

— (1) — Hauptsächlichste Quelle ist Dietmann III. S. 574 ff. — (2) — 1703 bei Goldner ist Druckfehler. — (3) — Die Carmina sind der Leichenpredigt des M. Joh. Burchhardt, Plauen 1711, beigefügt (Fürstl. Bibl. zu Stolberg).



JOANNES. AVENARIUS. S.S. THEOLOGIÆ. DOCTOR. PRIMUM.
CIZÆ. DIAC.. AD D. MICH POST. IBID. PAST. AD. D. NICOL.
NUNC PLAVIÆ. SUPERINT. NAT ZIPSENDORFI. D. XXIV. SEPT. MDCLIII.

Mich. Raufft, Leben und Schriften derer kursächs. Gottesgelahrten." — Offenbar dieselbe, die bei Zeumer abgedruckt ist. — 3. Theses selectae de catechismo, quas in conventu pastorali Plaviensi . . . proposuit. Resp. M. Joh. Dan. Hebenstreit, Diac. Plav. 18. 10. 1698. Plauen 1698. — 4. Katechismuserklärung in Fragen und Antworten . . vormahls nützlich abgefaßt von M. Aegidius Wild, Past. u. Sup. zu Plauen, nun aber fortgesetzt und vermehrt von Joh. Avenarius. 1698. 12°. — 5. Plauensches Gesangbuch mit Vorrede. 1698. 12°. — 6. Sentenciae, paroemiae et formulae Latino-Germanicae in usum jur. schol. Plaviae 1699, öfter aufgelegt. — Außerdem mehrere bei Jöcher aufgeführte Leichenpredigten.

○ Zeitz 15. 11. 1687 Magdalena Dorothea, * Altenburg 10. 5. 1672, † Plauen 6. 4. 1707 (1), zweite Tochter des Hochf. Sächs. Hofpredigers und Beichtvaters M. Michael Christian Ludwig (über diesen Dietmann V. S. 136 ff.) und der Katharina geb. Gäbler. Brautführer waren Herzog Wilhelm von Sachsen, der postulierte Administrator des Stifts Naumburg nnd sein Bruder Herzog Christian August, der spätere Kardinal. ○○ 1709 Anna Maria Leupold verw. gew. Appenfelder, die in Gera 2. 4. 1730 begraben ward und nach ihrem im dortigen Konsistorialarchiv erhaltenen Testament eine sehr begüterte Frau gewesen sein muß. Die zweite Ehe blieb kinderlos.

Kinder I. Ehe, außer fünf früh verstorbenen: a. Johann Christian VII. 16. — b. Johanna Magdalene, t. Zeitz 17. 1. 1690, † Plauen 7. 5. 1713, ○ Plauen 21. 5. 1708 Dr. med. Karl Christian Leußner in Plauen. Ihr einziger Sohn war Christian Gotthold Leußner. — c. Joh. Ludewig VII. 17. — d. Joh. Zacharias, * Plauen 27. 1. 1699, † dort 29. 3. 1711. — e. Joh. Dorothea, * Plauen 13. 6. 1701, † unvermählt.

Ein Oelbild des Johannes soll in Plauen vorhanden sein. Ein 1713 von Christian Romstet in Leipzig gefertigter Kupferstich, den ich wiedergebe, anscheinend ein Einzelblatt, zeigt die Züge eines energischen feinen Kopfes.

15. **b. Abraham d. J.**, Pfarrer in Kretzschau bei Zeitz.
* Zipsendorf 26. 6. 1661, † Kretzschau 16. 4. 1738. Er ward 1681 in Leipzig immatrikuliert und schon 1689 nach Kretzschau im Zeitzer Stift als Pfarrer berufen, wo er fast ein halbes Jahrhundert lang im Amte gestanden hat.

○ Leipzig 27. 5. 1689 Anna Maria, Tochter des Schneiderobermeisters Balthasar Eberlein daselbst. Die Gattin starb 1. 3. 1710 im Alter von 46 Jahren. Eine zweite Frau Abrahams, Johanna Salome geb. N. N., wird 1733 und 1737 im Delitzscher Kirchenbuche erwähnt.

Kinder, sämtlich I. Ehe und * Kretzschau: a. Johann Abraham, * 20. 2. 1690, in Leipzig am 28. 6. 1718 immatrikuliert. (w. u.) — b. Johanna Marie, * 29. 10. 1691, ○ Plauen 1712 Joh. Friedrich Schild, vornehmer Kauf- und Handelsmann. — c. Johanna Salome, * 24. 8. 1693. ○ Kretzschau 15. 1. 1732 mit dem damaligen Substituten, späteren Amtsnachfolger ihres

— (1) — Leichenpredigt in Stolberg.

Vaters Samuel Ruppe, der, als Sohn des Pfarrers in Geußnitz am 13. 8. 1688 geboren, in Kretzschau am 13. 5. 1754 kinderlos starb. — d. Johanna Katharina, * 31. 8. 1695, ○ Kretzschau 18. 11. 1725 Christian Pitzschel, Rechtskonsulent und Gerichtsaktuar des Rats zu Zeitz. — e. Johann Balthasar VII. 18. — f. Johann Gottlieb VII. 19.

Siebentes Geschlecht

A. Die Söhne des Superintendenten D. Johannes Avenarius von Plauen (VI. 14)

16. **a. M. Johann Christian,** Archidiakonus zu Gotha.
* Zeitz 2. 10. 1688, † Gotha 22. 4. 1748. In einem Abriß über sein eigenes Leben (1) erzählt Joh. Christian, daß „als er kaum reden konnte, er schon guten Privat-Informatoribus untergeben worden sei". Dann besuchte er das Plauener Gymnasium und trieb beim Vater noch privatim Griechisch und Hebräisch. 1705 ward er in Leipzig immatrikuliert und erlangte schon im folgenden Jahre die Würde eines Baccalaureus der freien Künste. 1707 bezog er die Universität zu Jena und ward dort vom Pfalzgrafen Joh. Schmidtlin als Dichter gekrönt. Von Jena aus promovierte er 1708 bei der Leipziger Fakultät zum Magister. Nachdem er 1710 Jena verlassen, habilitierte sich Joh. Christian in Leipzig als Magister legens und las etliche mathematische Kollegien. „A. 1714 hielte er eine Disputation pro loco assessoris in facultate philosophica obtinendo über einen Nummum de Artemisia et mausoleo ohne praeside et respondente, 5 Bogen starck mit Kupffern." 1716 ward Joh. Christian als Pfarrer nach Nordhofen (jetzt in Sonneborn bei Gotha eingemeindet) berufen. Nach einer kurzen Wirksamkeit in Hohenkirchen, Herzogtum Gotha, ward er 1729 zum Diakonatssubstituten nach Gotha berufen. Hier rückte er 1734 zum dritten, 1739 zum zweiten und 1746 zum Archidiakonus auf: „Das ist", schreibt er, „nun die sechste Mutation und Vokation in den dreißig Jahren meines Predigt-Amts. Nun hoffe ich auf die siebente, mit Dr. Nicolao Selneccero, sagende: Septima me laeto civem assignabit Olympo. Sursum cor!" Sein Hoffen erfüllte sich: Zwei Jahre darauf starb er.

Joh. Christian war zweimal verheiratet: ○ Schwabhausen 3. 10. 1719 Christine, † 27. 7. 1732 im Alter von 27 Jahren, Tochter des † Pfarrers Simon Roth in Wechmar. ○○ Gotha 21. 9. 1733 Martha Maria, * dort 4. 8. 1714, † 21. 11. 1795, einzige Tochter des fürstl. Sächs. Hofadvokaten und Bürgermeisters zum Friedenstein Dr. jur. Adolf Benedikt Freytag und der Anna Margarethe geb. N. N.

Sohn I. Ehe: a. Johann Christian VIII. 20.

Kinder II. Ehe, * Gotha: b. Maria Christine, * 18. 9. 1734. (w. u.(— c. Johanna Christiane, * 7. 11. 1735, † in Laucha. — d. Benedict

— (1) — Abgedruckt bei Brückner, Sammlung verschiedener Nachrichten zu einer Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogtum Gotha I. Teil 11. Stück S. 80 ff. Gotha 1757.

Christian VIII. 21. — e. Gottlieb Christian, * 31. 8. 1744, † Gotha 5. 4. 1762.

17. **b. Johann Ludewig,** Pfarrer zu Zipsendorf bei Zeitz.
t. Zeitz 29. 1. 1696, † Zipsendorf 31. 7. 1750. Er ward am 4. 8. 1710, also bereits mit 14 Jahren, in Jena immatrikuliert und nennt sich schon ein Jahr später in einer Trauerrede auf seinen Bruder Joh. Zacharias P. L. C. d. i. Poeta laureatus Caesareus. Später erwarb er die Magisterwürde. 1728 ins Pfarramt nach Wuitz bei Zeitz berufen, wurde er 1740 von dort nach Zipsendorf versetzt, wo sein Großvater Abraham von 1648 bis 1666 Geistlicher gewesen war. Er hatte sich zu Nobitz bei Altenburg am 16. 9. 1732 mit Sophie Elisabeth vermählt, † Zeitz 3. 4. 1772, 64 Jahre alt, einer Tochter des Pfarrers M. Caspar Weißenborn in Nobitz.
Kinder: a. Johann Gottlob VIII. 22. — b. Christiane Erdmuthe, * Wuitz 24. 8. 1740. (w. u.) — c. Christian Ludwig VIII. 23. — d. Christian Heinrich VIII. 24. — e. Christian Abraham Wilhelm, * Zipsendorf 25. 12. 1746. (w. u.)

B. Die Söhne des Pfarrers Abraham Avenarius von Kretzschau (VI. 15)

18. **a. Joh. Balthasar,** Pfarrer zu Hohenprießnitz bei Eilenburg.
* Kretzschau 22. 1. 1700, † Hohenprießnitz 14. 9. 1744. Auf dem Gymnasium in Plauen vorgebildet, bezog er 1718 die Universität zu Leipzig und ward dort am 30. 11. 1720 Baccalaureus, am 20. 2. 1721 Magister. Schon im April 1723 berief der Leipziger Rat den jungen Theologen zum Katecheten an der Peterskirche. 1728 verlieh ihm der Baumeister Peter Hohmann, der Stammvater der Grafen Hohenthal, als Collator die Pfarrstelle zu Hohenprießnitz. Joh. Balthasar war dreimal verheiratet. ○ Leipzig 22. 5. 1729 Katharina Bauer aus Leipzig. Sie starb 1742: „Gott that einen großen Riß und nahm mir als Pastori allhier durch einen saufften und sel. Todt meine Augen-Lust, ich meine mein hertzgeliebtes Eheweib." ○○ 25. 8. 1744 Johanna Charitas, * ? 8. 1722 als Tochter des Pfarrers M. Sebastian Geyer zu Sausedlitz. Sie starb Hohenprießnitz 17. 9. 1761. ○○○ 15. 1. 1764 Anna Christine Münchhoff, Tochter eines Gräfl. Stolberg-Roßlaschen Kammerrats.
Kinder, * Hohenprießnitz, I. Ehe: a. Johanna Christiane, * 21. 8. 1731, † Droissig 8. 3. 1784, ○ 27. 5. 1755 Friedrich Siegmund Keil, Pastor zu Kretzschau, * Burkhardshain bei Grimma 9. 10. 1717, der bekannte Lutherbiograph und Nachkomme Martin Luthers. (Ueber Keil bes. Dietmann V. 409 ff.) — II. Ehe: b. Johannes VIII. 25. — c. Joh. Friedrich VIII. 26. — d. Johanna Charitas, * 4. 9. 1753, ○ Hohenprießnitz 4. 5. 1775 Karl Samuel Resch, Konrektor der Stadtschule zu Eilenburg (Kinder: aa. Karl August Resch. — bb. Friedrich Wilhelm Resch).

19. **b. Joh. Gottlieb,** Lic., Med. Pract. und Bürgermeister zu Delitzsch.
* Kretzschau 17. 9. 1705, † Delitzsch 29. 4. 1785. Wo er studiert hat, habe ich nicht feststellen können. 1740/41 wird er in Delitzsch als zweiter, 1742/43

als erster Assessor, 1745, 1747 und 1749 als Unterkämmerer, 1751 als Oberkämmerer und 1753 als Stadtrichter genannt. Von 1755 bis 1783 war Joh. Gottlieb abwechselnd „regierender" und „sitzender Bürgermeister" der Stadt. 1784 trat er in den Ruhestand, wobei ihm das Ratskollegium die fixe Bürgermeisterbesoldung von 48 Talern, die Koinspektionsbesoldung von 30 Gulden nebst 2 Talern 12 Groschen Schöppensold, sowie den Bezug von zwei Klaftern Holz „ohne allen Abzug" beließ. Aus seiner am 20. 7. 1733 geschlossenen Ehe mit Rahel Charlotte, * Delitzsch 17. 5. 1712, † ebenda 5. 2. 1751, der Tochter des Apothekers und Bürgermeisters Joh. Christoph Rebentisch und der Maria Elisabeth geb. Teutschbein (○ Delitzsch 20. 7. 1706) wurden sechs Kinder geboren, von denen aber nur das jüngste heranwuchs.

Sohn: Joh. Gottlieb VIII. 27.

Achtes Geschlecht

A. Die Söhne des Archidiakonus Joh. Christian Avenarius von Gotha (VII. 16)

20. **a. Johann Christian,** Pfarrer zu Großenbehringen.
* Nordhofen 17. 8. 1721, † Großenbehringen 2. 1. 1757. Er studierte in Göttingen und Jena, wo er am 12. 10. 1744 immatrikuliert ward. 1750 ward er Pfarrer in Großenbehringen bei Gotha. ○ dort 3. 8. 1751 Dorothea Wilhelmine, einer Tochter seines Amtsvorgängers Joh. Christian Hocker. Kinderlos.

21. **b. Benedikt Christian,** Stadtschultheiß zu Hameln.
t. Gotha 20. 2. 1739, † Burgwedel 16. 12. 1826. Ein feiner und gelehrter Kopf. Als „supernumerärer Amtsschreiber" in Celle gab er in Braunschweig 1771 unter dem Titel „Aelurias, opus jocosum" eine lateinische Uebersetzung von Zacharias bekanntem „Kater Murner in der Hölle" (aelurus = Kater) in eleganten Hexametern heraus, der lateinische Uebertragungen einer Anzahl Fabeln von Gellert, Hagedorn, Lichtwer und Lessing beigegeben sind. Das Gellert gewidmete Werkchen fand viel Anklang, sodaß es 1791 in Mitscherlichs Eklogen nochmals abgedruckt wurde. Sein Verfasser ward am 16. 2. 1773 zum Kgl. Großbritannischen und Kurf. Braunschweig-Lüneburgischen Stadtschulz und Stadtvoigt in Hameln ernannt. Daneben hatte er als „Kolonie-kommissarius" die Angelegenheiten der französischen Kolonie zu leiten, die sich in Hameln besonderer Rechte und einer eigenen Verfassung erfreute. Am 14. 9. 1820 erhielt Benedikt Christian die erbetene Pensionierung und zog zu seiner Tochter nach Burgwedel. Er hatte sich 3. 2. 1774 in Celle mit Sophie Luise, * dort 22. 1. 1754, † Burgwedel 15. 6. 1827, vermählt, der Tochter des Pastors Ernst Ludwig Prieser in Celle, * 10. 3. 1716, † 14. 10. 1785, und seiner Frau . . . geb. Evers.

Kinder, * Hameln: a. Luise Christiane Marie, * 28. 2. 1775. (w. u.) — b. Juliane Dorothea, * 2. 7. 1776, ○ Hameln 3. 2. 1799 Georg

Anton Wilhelm Friedrich Wolckenhaar, * Hameln 15. 11. 1767 als Sohn des Pastors Georg Ludwig Wolckenhaar und der Gertrud Magdalene geb. Dallmeyer, Leutnant im 7. Hann. Inf.-Regiment, später Kapitän im 6. Linienbataillon der Late Kings German Legion, † Burgwedel 2. 12. 1827 als Kgl. Hannov. Major. — c. Johanna Christine, * 14. 1. 1784. (w. u.) — d. Ernst Christian IX. 28.

B. Die Söhne des Pfarrers Joh. Ludwig Avenarius von Zipsendorf (VII. 17)

22. **a. M. Johann Gottlob,** Pfarrer zu Ramsdorf bei Lucka S.-A.
* Wuitz 1. 2. 1736, † Ramsdorf 24. 11. 1812. Er besuchte die Stiftsschule in Zeitz und die Universität in Leipzig (Vgl. S. 51), ward 1770 Katechet in Zeitz und Ende 1771 zunächst Substitut, dann, seit 1777, Pfarrer in Ramsdorf. Das dortige Kirchenbuch rühmt ihn als „faßlichen, exemplarischen Religionslehrer und aufrichtigen, echten Menschenfreund." Als kennzeichnend für ihn wird erzählt, daß Joh. Gottlob, wenn er von dem Ertrage der Pfarrwidmut Getreide verkaufte, überaus reichlich zu messen pflegte. Denn: „mit dem Maße, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen". Joh. Gottlobs Urenkelin, die verw. Frau Pastor Marie Cunz geb. Grunwaldt in Leipzig, besitzt ein von seiner Hand kunstvoll in Elfenbein geschnitztes kleines Kruzifix. ○ Ramsdorf 8. 11. 1772 Magdalene Concordia, zweiten Tochter seines Amtsvorgängers, Pfarrers Johann Andreas Schocher.

Kinder, * Ramsdorf: a. Johann Friedrich Adolph IX. 29. — b. Auguste Concordia, * 10. 8. 1776, † Teuchern, Kr. Weissenfels 3. 1. 1857, ○ Ramsdorf 24. 10. 1797 Friedrich Wilhelm Geucke, Pfarrer in Großhermsdorf, † als Pfarrer in Zöpen 22. 1. 1805. (Kinder, * Zöpen: aa. Emilie Concordia Geucke, * 16. 9. 1799, ○ Zeitz 29. 9. 1827 Lehrer Gaudig in Halle. Sie † dort 29. 5. 1843. — bb. Theresia Geucke, * 29. 4. 1802, † Zeitz 11. 2. 1867, ○ Zeitz Rektor Schmidt in Trebsen, ○○ Krösulln 1. 10. 1837 Lehrer Grunewald in Unterneßa. — cc. Eduard Wilhelm Geucke, * 22. 1. 1804, † 1859 als Oberpfarrer zu Teuchern.

23. **b. Christian Ludwig,** Chirurg zu Ronneburg.
* Zipsendorf 28. 7. 1741, † Ronneburg S.-A. 18. 10. 1778. Er heiratete 1773 Christiane Henriette, die zweite Tochter des Bürgers und „Materialisten" Achatius Gottvertrau Dürr in Gera.

Sein Sohn: Johann Ludwig IX. 30.

24. **c. Christian Heinrich,** Bürger und Handelsmann in Lucka S.-A.
* Zipsendorf 22. 5. 1744, † . . ., ○ Pegau 31. 5. 1768 Karoline Sophie, T. des Handelsmanns Daniel Göttner daselbst.

Kinder, * Lucka: a. Karoline Marie, * 31. 5. 1769. (w. u.) — b. Joh. Christian Heinrich, * 19. 3. 1771. Er muß früh verstorben sein. In Lucka ist jedoch sein Tod so wenig verzeichnet, wie der seines Vaters, der also wohl von dort verzogen sein wird.

C. Die Söhne des Pfarrers Joh. Balthasar Avenarius von Hohenprießnitz (VII. 18)

25. **a. Johannes,** Pfarrer zu Hohenprießnitz.
* daselbst 11. 4. 1749, † ebenda 9. 1. 1809. Er ward 1773 Substitut seines Vaters, 1774 sein Amtsnachfolger. Er heiratete zu Hohenprießnitz 18. 7. 1780 Christiane Wilhelmine, die jüngste, soeben 16 Jahre alt gewordene Tochter des dortigen Oekonomieinspektors Herrmann, verlor sie aber schon am 17. 3. 1788 durch den Tod.

Tochter: Johanne Wilhelmine, * Hohenprießnitz 18. 11. 1781, † daselbst 16. 4. 1810, ○ ebenda 23. 4. 1809 Pfarrer Joh. Heinrich Volkmann Wernicke, Amtsnachfolger ihres Vaters (Kind: Luise Wilhelmine Wernicke, * 9. 12. 1809).

26. **b. Joh. Friedrich,** Apotheker in Reichenbach i. V.
* Hohenprießnitz 8. 2. 1752, † Reichenbach 7. 4. 1790. ○ Reichenbach 30. 1. 1776 Christiane Sophie, einer Tochter des Ratsherrn und Kupferschmiedemeisters Paul Thiel und der Marie Sophie geb. Schreiterer.

Tochter: Christiane Wilhelmine, * Reichenbach 27. 10. 1777, † dort 22. 10. 1797, unverm.

D. Der Sohn des Bürgermeisters Lic. Joh. Gottlieb Avenarius von Delitzsch (VII. 19)

27. **Johann Gottlieb,** Magister der freien Künste.
* Delitzsch 22. 6. 1742, † Magdeburg 6. 8. 1803. In Schulpforta am 2. 9. 1762 aufgenommen, studierte er in Halle Theologie und ward Magister. Ein Pfarramt erhielt er nicht, sodaß er als Privatlehrer sein Leben fristen mußte. ○ Niemegk bei Bitterfeld 2. 10. 1785 Johanna Friederike Dorothea, Tochter des Chirurgus Franz Friedrich Apfel daselbst. ○○ . . . Sophie Walter, † Magdeburg um 1838.

Tochter I. Ehe: a. Christiane Sophie, * Delitzsch 31. 12. 1785, † vor 1803. — Sohn II. Ehe: b. Joh. Albert Friedrich, * Magdeburg 7. 3. 1800, † ebenda 11. 7. 1867 unvermählt als ehemaliger Privatsekretär in der städtischen Armenanstalt.

Neuntes Geschlecht

A. Der Sohn des Stadtschultheißen Benedikt Christian Avenarius von Hameln (VIII. 21)

28. **Ernst Christian,** Amtsvoigt zu Visselhövede.
* Hameln 27. 9. 1785. Er ward am 21. 2. 1814 Leutnant im Königl. Hannoverschen Landwehrbataillon Hameln und starb am 23. 5. 1831 als Premierleutnant a. D. und Amtsvoigt zu Visselhövede. Unvermählt.

Tafel B.

VI, 14. Johannes Avenarius, D. theol., Superintendent zu Plauen i. V. 1653—1713

VII. 16. Joh. Christian, Mag. lib. art., Archidiakonus in Gotha, 1688—1748

VII. 17. Joh. Ludewig, Pfarrer zu Zipsendorf, 1696—1750

VIII. 20. Joh. Christian, Pfarrer zu Großbehringen, 1721—1757

VIII. 21. Benedikt Christian, Stadtschultheiß zu Hameln, 1739—1826

VIII. 22. Joh. Gottlob, Mag., Pfarrer zu Ramsdorf, 1736—1812

VIII. 23. Christian Ludwig, Chirurg zu Ronneburg, 1741—1778

VIII. 24. Christian Heinrich, Handelsmann zu Lucka, 1744—?

IX. 28. Ernst Christian, Amtsvoigt in Visselhövede, 1785—1831

IX. 29. Joh. Friedrich Adolf, Pfarrer in Ossig, 1773—1831

IX. 30. Joh. Ludwig, Rektor in Schmölln, 1776—1811

B. Der Sohn des Pfarrers Joh. Gottlob Avenarius von Ramsdorf (VIII. 22)

29. **Joh. Friedrich Adolf,** Pfarrer in Ossig bei Zeitz.
* Ramsdorf 18. 8. 1773, † Ossig 13. 3. 1831. Siehe über ihn „N. Nekrolog der Deutschen" IX. 1831. S. 261 ff. Joh. Friedrich Adolf kam, 14 Jahre alt, auf die Stiftsschule in Zeitz und bezog 1794 die Universität Leipzig. Erst 1814 gelang es ihm bei dem damaligen Ueberfluß an Pfarramtskandidaten ordininiert und Katechet in Zeitz zu werden. 1815 ward er nach dem nahe gelegenen Ossig berufen, wo er bis zu seinem Tode im Pfarramt gewirkt hat. Man rühmte seine stets sorgfältig ausgearbeiteten Predigten, die er mit großem Geschick den jeweiligen Bedürfnissen der Hörer anzupassen wußte, und seine Gabe, sich Allen liebreich mitzuteilen. Er trat im Gegensatze zu den übrigen Geistlichen des Hochstifts im Agendenstreit für die neue Agenda ein, die er schon früh ohne Anstoß in seiner Kirche zur Anwendung brachte. ○ Weißenborn 4. 11. 1817 Auguste Wilhelmine Dorothea, * 1787, † Ossig 23. 11. 1829, Tochter des † Pastors Friedrich Wigand in Wetzendorf bei Nebra.
Kinder, * Ossig: a. Adolfine Adelheid Wilhelmine, * 28. 12. 1820, † Artern 27. 1. 1889, ○ Lehrer Cramer in Artern. — b. Pauline Emilie, * 1. 12. 1823, † Kirchscheidungen 1. 12. 1876, unvermählt.

C. Der Sohn des Chirurgen Christian Ludwig Avenarius von Ronneburg (VIII. 23)

30. **Johann Ludwig,** Rektor in Schmölln.
* Ronneburg 5. 1. 1776, † Schmölln S.-A. 4. 3. 1811. Er studierte Theologie in Jena, ward am 5. 11. 1808 Rektor in Schmölln, vermählte sich in Zürchau 30. 10. 1809 mit Christiane Wilhelmine, zweiten Tochter des † Kaufmanns Ferdinand Buchbinder aus Schmölln. Sein einziger, erst nach seinem Tode am 22. 7. 1811 geborener Sohn Karl Ludwig starb bereits 23. 8. 1813.

31197 12225 7055